EGON ERWIN KISCH

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Herausgegeben
von Bodo Uhse und Gisela Kisch
Fortgeführt
von Fritz Hofmann und Josef Poláček

12



EGON ERWIN KISCH

Der freche Franz
Vom Blütenzweig der Jugend
Nachgelassenes und Verstreutes

Aufbau-Verlag

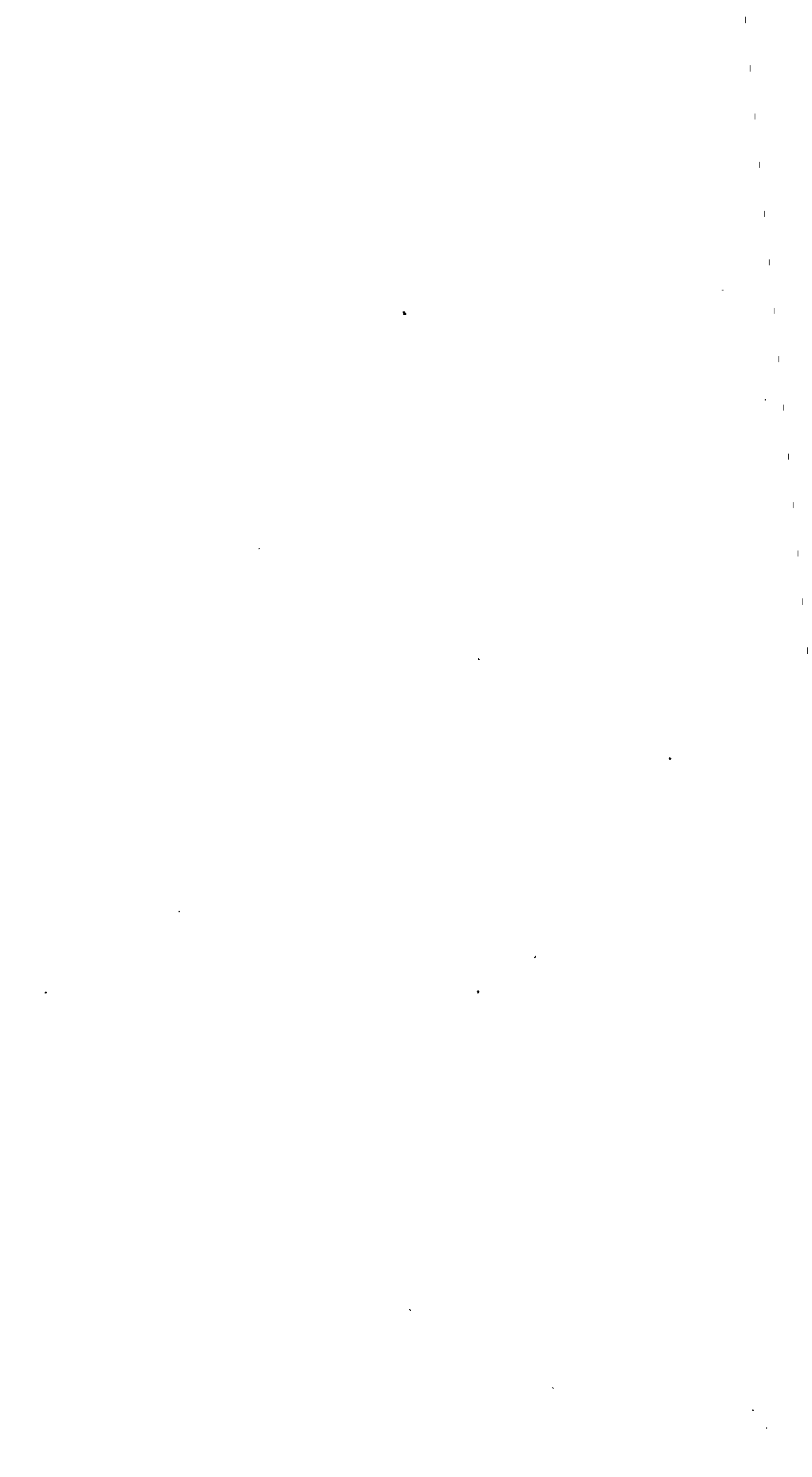
Übersetzungen und Rückübersetzungen
von Josef Poláček

Kisch, Ges. Werke in Einzelausg.
ISBN 3-351-01986-6
Bd. 12
ISBN 3-351-02172-0

1. Auflage 1993

Einbandgestaltung Bert Hülpüsch/Christiane Preuße
Satz, Druck und Binden Kösel, Kempten
Papier Werkdruck 80 g/qm holzfrei
1,25faches Volumen geglättet / Schleipen
Printed in Germany

VOM BLÜTENZWEIG DER JUGEND



WAS ICH HEUTE FAND!

Noch fürcht' ich, es sei ein schwerer Traum,
Ein Scheingespinst, das sich vor mir erhübe.
Ich fand heut – nein! Ich faß es kaum –
Die längst mir totgesagte Liebe.
Ich und die Liebe! Ich, der geglaubt,
Die Liebe sei für stets entschwunden,
Ich habe der Liebe goldlockiges Haupt
Heut freudetaumelnd gefunden.
Ich sah das Weib und fühlte mit Hast
Die Liebe ins Herz mir ziehn,
Ich hielt die Fraue, sie mich umfaßt...
Wir fühlten die Liebe erglühn.
Fast fürcht' ich, es sei 'n schwerer Traum,
Ein Scheingespinst, das sich vor mir erhübe;
Denn heute fand ich – ich erfaß es kaum,
Die Liebe! Die Liebe! Die Liebe!

DIE LIEBE SINGT

Ich bin die Liebe! Ich küsse den Mann,
Ich küsse das Weib auf die Stirne,
Ich komme zum König und poche nicht an
Und komme zugleich zur Dirne.

Ich eine die Herrin mit dem Knecht;
Sie schenkt ihm Liebe und Huld,
Er nimmt sie an. Sie werden schlecht.
Und ich? Ich trage die Schuld.

Ich komm zum Fürsten und zum Gesind,
Bin gepeinigt und werde geschlagen.
Ich bin die Liebe, und ich bin blind
Und habe das Leid zu ertragen.

EITELKEIT

So schmeichelnd blickte heut mein Lieb,
Tät bittend mich umschlingen:
„Du Dichter, der so vieles schrieb,
Du mußt auch mich besingen."
Ich lachte laut ihr ins Gesicht,
Worauf mein Schätzchen schmollte.
Drauf ich: „Mein Lieb, das kann ich nicht,
Und wenn ich es auch wollte:
Ich sollt' die Schelmenäuglein dein
In Jamben jemals bringen?
Die stehn nicht still in Glied und Reihn,
Es möcht mir nie gelingen!
Und deiner Lippen rotes Paar,
Die deinen Mund so zieren,
Glaubst du, sie gingen je fürwahr
In Verse zu skandieren?!
Und auch dein Füßchen schlank und schön,
Von welchem stets ich träume,
Hab ich's auch grad und schön gesehn,
Nie ständ's gerad im Reime."
„Sei still, mein Liebster! Schweige still!
Ich wollt' dich nicht betrüben,
Und *nie* mehr ich dich kränken will,
Weil wir uns *ewig* lieben –
Doch – Liebster – schwör: In Ewigkeit
Mich niemals zu besingen –
Es – könnte sonst – in spätrer Zeit –
Dir einmal doch gelingen!"

DU UND ICH

Du bist goldig, ich bin braun.
Dein Haar hat weiche Strähnen,
Doch meins ist lockig anzuschaun
Und gleicht den Hobelspänen.

Dein Angesichtchen, rosig zart,
Erscheint wie das der Puppen,
Ich aber trage einen Bart,
Der wirr und voller Struppen.

Geschaffen scheint dein Mündchen rund
Zum Plaudern, Küssen, Lachen ...
Welch Gegenstück zu meinem Mund,
Der mehr ein Raubtiersrachen!

Weiß, wohlgepflegt nennst du als Zier
Ein Händchen schön dein eigen.
Und meine Hand?! Ich will von ihr
Aus Eigenliebe schweigen.

Du spielst so himmlisch-schön Musik,
Und ich kann sie nicht leiden
Und kann nicht ein symphon'sches Stück
Vom Walzer unterscheiden.

So paßten wir nicht zueinand',
Wenn gar nichts ähnlich bliebe;
Doch eins bleibt gleich: Das starke Band
Der ewig-treuen Liebe!

IM STERBEN

Es macht dein Antlitz, zart und weich,
Vor Lieb mein Herzblut stocken,
Dein süßer Blick, der macht mich bleich
Und meinen Odem trocken;
Ich sterbe, seh ich goldig reich
Die Strahlen deiner Locken.
Ich weiß es wohl: Es mordet mich
Dein Haar und deine Augen,
Und dennoch möchte sterbend ich
Das süße Gift noch saugen.

MIT EINEM STRAUSS GELBER ROSEN

„Pflücke", sprach ich heut zum Gärtner,
„Einen Strauß von goldnen Rosen
Zum Geschenke für mein Schätzchen!"
Doch der Gärtner meinte lachend:
„Goldne Rosen soll ich pflücken?!
Goldne Rosen gibt es nicht!"
Und ich schwieg. Wußt ich's auch besser:
Kenn doch selbst ein solches Röslein
Mit 'nem gold'gen Blumenköpfchen ...
Doch zum Gärtner sagt ich sinnend:
„Du hast recht! Pflück *gelbe* Rosen.
Goldne Rosen pflückt man nicht!"

DIE SAITE

Mein Herz ist eine Saite,
Mein Lieb die Künstlerhand,
Die auf die Liebesleier
Mein Herz als Saite spannt.
Dann zupft die Liebste manchen Ton,
Die Saite kommt ins Schwingen,
Ich muß in gleichem Ton mein Lied
Zum Klang der Saite singen.
Doch griff' mein Lieb den falschen Ton,
Ertönten falsche Weisen,
So würde jäh – mit grellem Klang –
Mein Saitenherz zerreißen ...

LIEBESWIRKUNG

Mein Herz war blaß, war bleich, war krank,
Jedoch meine Liebe war rot,
Und erst als ich die Liebe trank,
In ihren Purpurstrom versank
Mein Herz: ward heil und rot.

Mein Handeln aber war besonnen,
Bevor ich heiße Liebe trank;
Doch seit mein Herz sein Heil gewonnen,
Seit es versank im Liebesbronnen,
Mein *Tun* in tiefe Wirrnis sank.

FARBENSTIMMUNG

„Gäb' ich dir einen Farbentopf,
Du sollst mal mich nicht malen,
Einmal 'nen andern Mädchenkopf
Nach deinen Idealen.
Und triffst du's nicht ohn ein Modell,
So dürftest du dir's wählen.
Wie säh' sie aus? Dies mußt du schnell
Mir schildern und erzählen." –
„Gut, Liebste! Also hör mir zu:
Ihr Aug wär' blau wie deines,
Sie hätt' ein Antlitz so wie du,
Ein zierlich-wunderfeines.
Vom wunderzarten Rot erhitzt,
Müßt ihr Gesichtchen prangen,
Vom Rosenrot, das du besitzst
Auf deinen Rosenwangen.
Rot wären die Lippen anzuschaun:
Sie müßten den deinen gleichen.
Ihr Haar hätt' deiner Locken Braun,
Denselben Schmelz, den weichen.
Doch malen kann ich sie ja nicht –
Du mußt es mir verzeihen,
Weil es an Farben mir gebricht –
Doch halt! *Du* kannst sie leihen.
Gib mir die erste Farbe hin:
Das Rosa deiner Wangen.
Ich küß es toll! So muß mein Sinn
Das Rosenrot empfangen.
Jetzt mußt du auch das Blau mir leihn,
Das Blau von deinen Augen,

Ich will an deren schönen Schein
Zum Blau die Stimmung saugen.
Laß küssen mich dein Lippenpaar,
Daß ich sein Rot ergründe,
Mich schmiegen an dein Lockenhaar,
Daß ich das Braun empfinde!
Und dann? Dann herze ich dich wild
In liebestoller Kraft;
So find ich Stimmung für das Bild:
Lust, Lieb und Leidenschaft!"

BITTE

Liebste! Soll ich ewig singen,
Wie wir stumm im Tanzsaal saßen
Und das Tanzen und das Springen –
Trotz des Lärms ringsum – vergaßen?
Soll ich stets nur Verse häufen
Ob dem Wort, das ich gefragt,
Drauf du – zupfend deine Schleifen –
Mir kein Antwortswort gesagt?
Hab ich nicht genug gesungen
(Tiefe Scham mischt schon sich drein),
Daß mit Stolz ich dich umschlungen
Wie jeder sonst. Im Tanz allein!
Ach! Die Stoffe meiner Lieder,
Die gebraucht ich schon zu lang.
Liebste! Gib mir neue wieder,
Gib mir Handlung zum Gesang.
Willst du, Schatz, mein Lied nicht missen,
Küß mich Sängersmann gesund,
Und ich sing von deinen Küssen,
Und ich sing von deinem Mund!
Und dein Kuß soll mich erheben,
Dir will ich mein Lied dann weihn.
Dir: Der Freude und dem Leben
Und dem Jugendsonnenschein!

SCHWANENSANG

Ich fühl es, daß ich sterbe,
War jüngst ich auch gesund,
Ich geh wie jene Asra
An meiner Liebe zugrund.
Du bist die Sultanstochter,
Der bleiche Sklave ich – –
Und zwischen uns ein Abgrund,
Niemals erreich ich dich.
Ich fühl es, daß ich sterbe,
Am Kopf, der fiebernd kreist.
Ich muß in den Abgrund stürzen,
Der mir das Herz zerreißt.
Und sterbend will ich jubeln
Aus meiner Wehmut Drang;
Daß ich dich ewig liebe!
Dies sei mein Schwanensang.

ANTWORT

Ein wildes Weh tat mich erfassen:
Drum rief ich ahnend in den Wald:
„Kann ich mich auf mein Lieb verlassen?" –
„Verlassen!" dumpf das Echo schallt.

ZERRISSEN

Ich nahm so schlau – wie war ich blöd! –
Mir Margits Freundin ins Gebet
Und forscht' sie aus, indem ich sprach:
„Wir gehen zwei der Margit nach.
Für welchen von uns beiden
Möcht – wenn sie einmal wählen tät",
So frug ich sie (Wie war ich blöd!
Jetzt seh ich's ein. Jetzt! da's zu spät.),

„Die Margit sich entscheiden?“
Die Freundin schwieg, so wie sie’s mußt.
Sie hat kein Wort gesagt.
Da hab die Antwort ich gewußt:
Der andere war’s. Mir riß die Brust –
– – Warum hatt’ ich gefragt!

Nun denk ich weich, dann wieder wild
An unser Scherzen, Küssen …
Jetzt ist das Weib mir erst enthüllt –
Und doch: Es war ein schönes Bild!
Weshalb hab ich’s zerrissen!

BEGRÄBNIS

Ich hab meine Liebe um Mitternacht
Gebettet in einen Sarg.
Ich hab den Sarg dann zugemacht,
Der meine Liebe barg.
Ich hob den Sarg dann in die Höh,
Ich trug ihn hastig fort
Und grub ihn ein in tiefen Schnee
An einem öden Ort.
Vergessen sei sie, die ich sehne!
– – – – – – – – – – – – – – – – – –
Ich trug nicht Schuld daran,
Daß eine schwere Wehmutsträne
Aus meinem Aug aufs Grab ihr rann.

MEIN ZIEL

Ich hätt’ als liebessatter Knab
Es nicht zu hart empfunden,
Daß ich bei dir, die lieb ich hab,
Nicht Gegenlieb gefunden.
Doch daß du jenen andern liebst

Und ihm dein Herz geschenkt
Und ihm vor mir den Vorzug gibst:
Das ist es, was mich kränkt.

Der Hochmut war mir früher fremd.
Nun steh ich oft gestriegelt,
Mit einem Scheitel, schön gekämmt,
Und prüfe mich im Spiegel.
Mich? Nein! Mein Denken prüf ich nicht!
Das übertrifft das seine!
Doch – du schaust nur aufs Angesicht,
Drum zier ich ja das meine.
Ich übe mich, zu sein ein Geck.
Ein Geck! Will jenem gleichen.
Ich strebe – doch, obwohl's mein Zweck,
Fürcht ich – ihn zu erreichen!

MEINE SCHULD

Ich riß von der Wand der Liebsten Bild,
War's damals auch lilienrein,
Ich warf's hinab in meinen Schrein,
In meiner Laune wollt ich wild:
Sie sollt vergessen sein.

Heut sah ich sie wieder, war schmerzerfüllt:
Sie lachte als Dirne mich an.
Ich eilte nach Hause und suchte ihr Bild,
Ich fand es mit Staub, mit Flecken verhüllt . . .
Und ich bin schuld daran.

DER ERFOLG

Ich trug zu einem Mädchen einst
Volliebe in meiner Brust;
Daß meinen Freund die Maid geliebt,

Das hatt ich nicht gewußt.
Ich pries im Lied ihre Schönheit,
Vom Fuß bis zum goldigen Haar,
Und las es jenem Freunde,
Der tief ergriffen war.
Er hatte sie niemals betrachtet,
Sie schien ihm so unscheinbar,
Nun ward ihm durch meine Verse
Erst ihre Schönheit klar.
Er war von diesem Momente
In sie von Liebe entbrannt . . .
So schlang sich fest um die beiden
Der Liebe purpurnes Band.
Und sah ich sie küssen und kosen,
Die zwei: Das glücklichste Volk,
Dann starrt ich – Verzweiflung im Herzen –
Auf meinen stolzen Erfolg.

DER LIEDERKRANZ

Am Tag, da es sich mir verriet,
Daß wir von Lieb entbrannt,
Da sang ich froh mein erstes Lied:
„Wie ich die Liebe fand."
Ich sang ihr dann noch manches Lied,
Ihr, der mein Herze schlug,
Und hab's zur Sammlung dann gefügt,
Die ihren Namen trug.
Und jeder Hauch, der mich durchdrang
Vom Zauber ihres Banns,
Der fand sich bald als Liebessang
In jenem Liederkranz.
Doch als sie mich betrogen,
Riß ich mich von ihr los,
Mit einem Abschiedsliede
Den Liederkranz ich schloß.
Ich dacht' sie zu vergessen,

Sie zu vergessen; ganz!
Doch schreibe ich indessen
Noch heut am Liederkranz.

MEINE HEIMAT

Schreit ich durch die engen, steilen,
Krummen, winkeligen Gassen
Unsrer altersschönen Stadt, so mischt sich
Ins Gefühl des Stolzes ob der hehren,
Wunderhehren grauen Heimat
Ein Gefühl des Neids, des Mitleids
Und der Ohnmacht...
So wie aus den alten, stolzen Bauten
Sich der ekle Neubau eines Aussichtsturmes,
Über deren Schönheit ragend, hoch erhebt,
So erhebt sich auch aus meinem Sinnen,
Aus der Freude und dem Stolze
Ein Gefühl des Neids, des Mitleids
Und der Ohnmacht.
Das Gefühl des Neids: Ich sehe
Andere Völker, denen die Natur,
Wie die Geschichte, knausernd das versagt,
Das wir frei besitzen. Aber dennoch
Baun sie mühsam ihre Heimatsscholle,
Freuen sich des Nichts, das sie ihr eigen nennen,
Und empfunden ist die Freude.
Aber wir? Wir haben Sänger,
Und wir haben eine Heimat;
Aber fremd stehn diese beiden
Sich als Gegner schroff genüber.
Unsere Dichter singen Lieder
Von der Spanier Stiergefechte,
Von Toreros, Matadoren,
Von Italiens Glutenhimmel
Und vergessen *ihres* Landes.
Oder spotten sie der Heimat
Und des harten Böhmervolkes,

Statt zu sinnen ob dem Volke,
Das in gleicher, steter Sphäre
Auf genau demselben Kampfplatz
Mit dem deutschen Volk hier wohnet
Und trotz allem sich die Sitten,
Sich die Laster und die Fehler
Und die Schönheit ihrer Liebe
Zu dem Vaterlande Böhmen
Durch manch Säkulum erhalten.
Unsere Dichter sprechen feige:
„Wir sind keine Chauvinisten,
Doch der Rassenkampf gebietet,
Daß wir von dem Volke schweigen,
Das als Gegner wir betrachten."
Und weil sie dies Volk nicht kennen,
Kennen sie nicht seine Lieder,
Seine Sagen, seine Mären,
Kurz: sie kennen nicht die Heimat.
Arme Dichter! Das Gefühl des Mitleids
Mischt sich eng in das des Neides
Mit den anderen Nationen,
Die von ihrer Heimat liebend singen –
Ach, könnt *ich* es! Könnt ich singen
Von der hunderttürmigen Heimat,
Von den Schlössern, von den Sagen,
Von dem Ghetto und der Moldau,
Von den Wällen und Basteien;
Tausendfachen Nachhall wecken
Würd' ich mit den Heimatsliedern!
Aber ach! Aus jedem Verse
Starrt der Ohnmacht grelle Fratze
Schadenfreudig mir entgegen.
Das Gefühl des Neids, des Mitleids
Und der Ohnmacht
Läßt mich nur die Frage knirschen:
„Land! Wann wird dein Retter kommen?"
Und die Antwort kann ich sprechen:
„Wenn dein erster Sänger kommt!"

MÄDCHENLEID

Ich armes Mädchen! Ich bäume
Mich auf vor wildem Schmerz.
Mein Denken und meine Träume
Zerreißen mir mein Herz.
In meiner ruhigen Stube
Ich auch nicht Ruhe find!
Bald stampf' ich wie ein Bube,
Bald schluchz' ich wie ein Kind.
Mir sprengen des Herzens Hiebe
Die Brust mit ihrer Wucht . . .
Das also ist die Liebe,
Die ich so heiß gesucht!

WIEDERSEHEN

Als ich neulich sie gesehen,
Hat sie mich gleich erkannt,
Und wir beide blieben stehn,
Reichten uns die Hand.
Viel sprach einzig unser Blick.
Still blieb unser Mund.
Wir dachten beide weit zurück
An der Kindheit Bund:
Wie sie ein kleines Mädchen war,
Ich: ein kleiner Bube,
Mitten in der wilden Schar
Unserer Kinderstube.
Räubermären (die Lektür,
Die damals ich gelesen)
Stolzen Blicks erzählt ich ihr:
Der Held bin ich gewesen.
War zwar damals noch ein Kind,
Tat es doch verspüren:
Mädchenherzen man gewinnt
Nur durch Renommieren.

Damals fühlt ich mich als Mann,
Der kosten wollt die Liebe.
Ich küßt' und koste – aber dann
Kostete ich Hiebe.
Und das Ende von dem Lied:
Wir beide mußten scheiden.
Weil das Liebesglück uns mied,
Mußten wir uns meiden.
Ach! Seit jener zarten Zeit,
Seit den Kinderjahren
Hatten wir von Liebesleid
Viel zuviel erfahren.
Schnell entriß sie mir die Hand,
Doch sah ich noch die Tränen.
Nach ihr blickt ich unverwandt,
In der Seele sengend Sehnen . . .

IM STRASSENSTAUB

Am staub'gen Weg müd dahingestrecket,
So lag ich an der leeren Landstraß Rand,
Als mich auf einmal eine fremde Hand
In meiner längst geleerten Tasche wecket.

Ich blicke auf, und, mehr als ich erschrecket,
So steht vor meinem Aug' ein Komödiant,
Der wohl nicht viel in meiner Tasche fand,
Vergeblich wohl die Finger ausgestrecket.

„Du suchtest wohl etwas bei mir zu finden?
Ein armer Gaukler bin ich, so wie du.
Mit falschem Spiel muß ich genug mich schinden,

Um hohlen Beifall buhlen ohne Ruh
Und falsche Lehr' aus falschem Mund verkünden,
Betrügend mich und andre immerzu."

ZUM ABSCHIED

(Nach den sieben Realschuljahren)

So! Nun stehn wir an der Wende!
Stolz; denn unser ist der Sieg,
Ruhmreich geht er heut zu Ende,
Unser siebenjähr'ger Krieg.
Denn ein Krieg ist es gewesen!
Ja, ein siebenjähr'ger Streit
Zwischen Ducken, Stuckerwesen
Und dem Keim der Männlichkeit!
Freimut hat den Sieg errungen.
Die Zeitung zeigt's, die heut gedruckt,
Jedes Lied, das heut gesungen,
Zeigt's: daß niemals wir verstuckt.
Zeigt: daß noch im Jugendsturm
Freudig unser Herz erbebt,
Daß kein einz'ger Bücherwurm
Heut in unserer Mitte lebt.
Trotz Hyperbel und Parabel
Und Ellipsenkonstruktion
Und trotz Lessing und der Fabel
Schwerer Definition;
Trotz der Physikinstrumente,
Der Biographie von Fénelon,
Trotz der Formel für Segmente,
Für das Dreikant, fürs Ponton;
Trotz der jüdischen Propheten,
Der Säuren Reagens und Zweck,
Trotz des Pax-vobiscum-Beten,
Trotz der Kippe auf dem Reck;
Trotz der Makro-, Brachydomen,
Die gestreckt nach Achse b,
Trotz der Skorpionabdomen,
Pflanzenklassen nach Linné;
Trotz des Nibelungenliedes,
Trotz Regen, Schnee und Tau und Reif,
Trotz des Moses Maimonides

Und trotz Geoffrey Chaucer's life;
Trotzdem wir lernten unermessen,
Trotzdem wir gern von dannen gehn,
Bleibt's Angedenken unvergessen,
Soll uns immerdar bestehn.
Waffenbrüder! Eure Hände
Reicht euch! Euer ist der Sieg.
Friede ist! Er ging zu Ende!
Unser siebenjähr'ger Krieg.

LIED DES PÄDERASTEN

Ich liebe dich als Knaben nicht,
Ich liebe dich als Weib,
Ich lieb dein Frauenangesicht
Und deinen Mädchenleib.
Dein wirres Haar, das blondgelockt
Sich um dein Köpfchen schmiegt,
Bewirkt, daß jäh mein Atem stockt,
Mein Blutstrom starr versiegt.
Ich könnte sagen: „Sokrates,
Der pflegt' denselben Bund."
Ich sag es nicht; denn tat er es,
Tat er's aus anderem Grund.
Es reizte seine Unnatur
Dein schöner Knabenleib.
Er liebte dich als Knaben nur,
Ich liebe dich als Weib.

DER KUSS BEIM PFÄNDERSPIEL

Wahr ist's, was schon tausend sangen
Und noch tausend singen werden:
Ja! Ein Kuß ist Liebe, Frühling,
Er ist Seligkeit und Freude,
Er ist Reichtum und ist Leben,

Wenn zwei Liebende ihn tauschen,
Deren flammend rote Herzen
Sich zum Liebesband vereinen.
Dies die erste Grundbedingung,
Doch es ist die einz'ge nicht,
Die den Kuß zum Kusse stempelt.
Es spielt oft die Art des Küssens
Und der Raum und die Umgebung
Die genauso große Rolle.
Es muß keine Fliederlaube,
Auch kein anderes lausch'ges Plätzchen
Sein, wie die Poeten meinen,
Es genügt der engste Winkel,
Doch man muß die Welt vergessen
Und die anderen ferne wähnen,
Sonst – davon will ich erzählen.
Einstmals liebte ich ein Mädchen,
Das mir himmlisch-hoch und dennoch
Heiß begehrenswert erschienen.
Aber schüchtern (wie die Dichter alle,
Die verliebten es besonders sind)
Wagt ich nie – aus Furcht vor schroffer Antwort –,
Meine Liebe mündlich ihr zu sagen.
Doch sie bat mich immerwährend,
Meine Verse ihr zu leihen,
Und ermuntert durch ihr Bitten –
Gab ich ihr die Liebeslieder,
Welche ich an sie gesungen
Und darin ich sie geschildert
Mit der Farbenglut der Liebe
Und in welchen ich sie flehte,
Meine Leidensqual zu stillen,
Meine Dichterkraft zu heben:
Einen Kuß nur mir gewährend.
Ach! Den Kuß, den wollt ich küssen,
Leidenschaftlich, wild, verzehrend,
Aber dennoch mild und innig . . .
Bald darauf ward von Bekannten

Ich zur Teegesellschaft eingeladen,
Und auch meine Schöne war gekommen.
Nun, man scherzte, tollte, lachte,
Und zum Schlusse kam ein Pfänderspiel.
Und da fügt' es sich (durch Zufall –
Wie ich damals meinte,
Aber später hat die Schöne
Es mir selber eingestanden,
Daß sie mich schon damals liebte
Und – mein Sehnen zu erfüllen,
Einen Kuß mir zu gewähren –
Eine Freundin ins Vertraun gezogen),
Kurz, es kam, daß mir geboten wurde,
Meine Schöne auf den Mund zu küssen.
Nun, ich tat's. Doch – zur Enttäuschung jener,
Die schon meine Neigung
Ahnten oder kannten und darum
Einen Flammenkuß erwartet hatten –
Nur mit dem Gefühl des Gleichmuts.
Ruhig preßte ich für eine Weile
Meinen Mund auf ihren, und ich nahm,
Höflich neigend, mir mein Pfand entgegen.
Als ich drauf die Schöne ansah,
Traf ein Blick mich kalt, verwundert,
Dessen vorwurfsvolle Frage hieß:
„Dieses also war die Glut des Dichters?!
Dieses war die inn'ge Milde?!
Dieses war die wilde Leidenschaft?!
So hast du den Kuß ersehnet?!
Ach, die Glut war rasch verflogen!"
Um dem Vorwurf zu entgehen,
Schrieb ich ihr hierauf die Worte:
„Wahr ist's, was schon tausend sangen
Und noch tausend singen werden:
Ja! Ein Kuß ist Frühling, Liebe,
Er ist Seligkeit und Freude,
Er ist Reichtum und ist Leben,
Wenn zwei Liebende ihn tauschen,

Deren flammend rote Herzen
Sich zum Liebesband vereinen.
Dies die erste Grundbedingung,
Doch es ist die einz'ge nicht,
Die den Kuß zum Kusse stempelt.
Es spielt oft die Art des Küssens
Und der Raum und die Umgebung
Die genauso große Rolle.
Es muß keine Fliederlaube,
Auch kein anderes lausch'ges Plätzchen
Sein, wie die Poeten meinen,
Es genügt der engste Winkel,
Doch man muß die Welt vergessen
Und die anderen ferne wähnen,
Sonst: – Du hast es heut gesehn."

DAS GLÜCK

Der erste ruft mit stolzem Sinn:
„Das Glück ist eine Seifenblase."
Der zweite spricht: „Das Glück ist eine Mörderin."
Der dritte gar: „Das Glück ist eine Phrase."
Der vierte nennt's: „Ein Komödiantenstück."
Der fünfte schilt's: „Das Glück ist ein Dämon."
So schimpfen laut sie weidlich auf das Glück
Und wünschen leis: „Hätt' ich nur einen Teil davon!"

MÄDCHENLIEBE

Er küßte mich so liebesheiß,
Tät an die Brust mich pressen,
Und ich? Ich gab ihm alles preis
In seligem Vergessen.
Doch drauf – wenn's meine Schwester wüßt',
Wenn's meine Schwester wüßte,
Daß ich ihn drauf noch froh geküßt!

Und wie ich ihn noch küßte!
Sie blickte mich verächtlich an,
Sprach: „Feine Sittlichkeit!"
Und sprach kein Wort mit mir fortan;
Doch war's nur blasser Neid.
Wenn aber es mein Bruder wüßt',
Wenn es mein Bruder wüßte,
Daß ich ihn drauf noch froh geküßt,
Wie froh ich ihn noch küßte!
Er schimpft' und tobte fürchterlich
Und lud gleich zwei Gewehre,
Damit erschöß er mich und dich,
Den Schänder meiner Ehre.
Und wenn es meine Mutter wüßt',
Wenn's meine Mutter wüßte,
Daß ich ihn drauf noch froh geküßt!
Und wie ich heiß ihn küßte!
Kein Wort sprach wohl mein Mütterlein.
Kein Scheltwort würd ich hören:
Sie weinte still in sich hinein,
Mich brennten diese Zähren ...
Und wenn es gar mein Vater wüßt',
Wenn es mein Vater wüßte,
Daß ich ihn drauf noch froh geküßt,
Wie selig ich ihn küßte!
Er packte rauh mich und geschwind,
Gleich wie er es erführe.
Er rief': „Du bist nicht mehr mein Kind!"
Und stieß' mich vor die Türe!
Doch wenn es auch ein jeder wüßt',
Wenn jeder Mensch es wüßte,
Daß ich ihn drauf so froh geküßt,
Wie glücklich ich ihn küßte,
Und käm' er wieder heute nacht,
Würd' an sein Herz mich pressen,
Ich küßt' ihn wieder froh, mit Macht:
Würd' all mein Leid vergessen.

ZWEI KÖNIGSKINDER

Ich glaubte, du wolltst mich betrügen,
Du aber hast es nicht,
Du schenktest mir dein Lieben,
Doch ich erfaßt' es nicht.
Du warst wie ein Prinzeßlein,
So goldig, stolz und schön,
Daß du mich lieben könntest,
Das konnt ich nicht verstehn.
Denn ich bin braun und häßlich,
Drum kam's mir nicht in Sinn,
Daß ich – wenngleich nur im Denken –
Ein Königssohn doch bin.
Und um den Schmerz zu lindern,
Mein Herz mit Wehmut rief
Das Lied von den Königskindern:
Das Wasser war zu tief...

DES LIEDES KOPFBEKLEIDUNG

Mein Lied, das hat ein Hütchen an,
'nen formlosen Hut.
Man schilt mich einen Grobian,
Weil ich ihn nicht herabziehn kann,
Wie's jeder andre tut.

Ich sagt': Mein Lied ein Hütchen trüge:
Fürwahr, das war nicht wahr.
Doch diesmal sprech ich keine Lüge,
Ich sag, daß wirr und kraus sich schmiege
Ob meinem Lied ein Lockenhaar.

Ich sagt', daß wirrgelockt es sei:
Falsch war's! Mit einem Satze
Sag ich es gradheraus und frei:
Mein Lied ist eine Wüstenei,
Ist kahl wie eine Glatze.

Ja, eine Glatze! Lacht ihr drob?
Ich will es euch nicht wehren,
Mein Lied singt dennoch froh ihr Lob,
Und froh es seine Stimme hob:
Die Glatz läßt sich nicht scheren.

MEINEM KRITIKUS

I.

Du schiltst nicht meine Dichtungsgabe,
Du spottest nur, daß ich ein Knabe sei.
Ein unerfahrner, lebensfremder Knabe;
Drum sei mein Dichten auch nur Spielerei!
Wohl sprachst du recht. Ich bin ein junger Knabe,
Dein Ausspruch hat mich darum nicht verletzt.
Mein Knabensinn ist alles, was ich habe;
Nimmt man mir den, dann wär ich, was du jetzt.

II.

Es macht dich meine Logik schauern,
Du schimpfst auf mich drum fürchterlich.
Du tappst halt sonst an glatten Mauern,
An scharfen Ecken stößt du dich.
Ich bin dir drob nicht feind gesinnt,
Führst du auch Schimpf gen mich im Munde;
Ich weiß es wohl: Wo Ecken sind,
Dort sammeln sich die Hunde.

LAURA

Die Geschichte einer Schülerliebe

Sie war schon damals zum Entzücken,
Ein wunderhübsches, herzig Ding,
Als sie, die Schultasch auf dem Rücken,
Im Trippelschritt zur Schule ging.
Hochblond und dick war schon ihr Zöpfchen,
Doch kurz noch ihr Matrosenkleid,
Die Schelmenäuglein in dem Köpfchen,
Die sprühten Lust und Fröhlichkeit.
Vom Scheitel bis zur Zehenspitze
Ein Backfisch, der im Buche stand,
Von ihrer flottgesetzten Mütze
Herab zum Strumpf, der straff gespannt.
Kurzum: ein Mädel voller Rasse,
Voll Schönheit, voller Jugendpracht!
Kein Wunder, daß die ganze Klasse
Sich bald en bloc in sie verkracht.
Wir liebten sie: von ihrer Mütze
Herab zum Strumpf, der straff gespannt.
Es ist sogar der fesche Fritze
Der hübschen Laura nachgerannt!
Fritz war ein schneidig-flotter Knabe,
Ging mit uns aufs Gymnasium
Und hatte eine große Gabe,
Zu kleiden sich. Sonst war er dumm.
Sie merkte seiner Augen Blitze
Und daß sein Schnurrbart elegant.
Kein Wunder, daß am feschen Fritze
Sie großes Wohlgefallen fand.
War unter uns auch manch ein lieber
Und eleganter junger Mann,
Sie blickte kalt an uns vorüber
Und schaute nur den Fritze an.
Sie liebt' nur seine Schülermütze,
Hat nur nach ihm sich umgewandt,
Und sah von ferne sie den Fritze,

War sie von Freude gleich entbrannt.
Sie ging mit ihrer strengen Bonne,
Doch ist es oft ihr schlau geglückt,
Daß ihrem Fritzchen voller Wonne
Manch Liebesblick sie zugeschickt.
Und als die Bonne mal quittierte,
Da sollte sie nun gehn allein,
Doch weil dies Fritz und sie genierte,
So gingen sie jetzt stets zu zwein.
Als Lauras Lehrer dies vernommen,
Da schrieben sie sofort nach Haus,
Es möge Lauras Vater kommen;
Und dieser nahm die Tochter raus.
Sie durft' nicht aus dem Hause gehen
Und wurde riesig streng bewacht.
Ins Nachbarhaus nur ging sie nähen
An jedem Tag: von sechs bis acht.
Man nahm ihr ihre flotte Mütze,
Man nahm ihr das Matrosenkleid,
Und nicht mehr sehn sollt' sie den Fritze.
Sie schluchzte so vor Traurigkeit.
Ihr Zöpfchen, das so keck und schwänzlich,
Man ihr zu einem Knoten band.
Ein langer Zopf verdeckte gänzlich
Ihr Strümpfchen, das so straff gespannt.
Und sie war dennoch zum Entzücken,
Ein wunderhübsches, herzig Ding,
Wenn sie mit rotgeweinten Blicken
Im Trippelschritt zur Schule ging.
Da packte sie mit einem Schlage
Die Tatkraft. Und sie sandt' im Nu
'nen Brief per Post am selben Tage
Und schrieb dem Fritz ein Rendezvous:
„Sei'n morgen im Theatergarten
Um sechs Uhr abends Sie zur Stell.
Ich werde pünktlich Sie erwarten.
Mit besten Grüßen. Ihre L."
Und in der Nähschul, klug und weise,

Sie es als Ausred frech erfand:
Daß auf paar Tage sie verreise
Zu ihrer Tante, auf das Land.
Und abends war sie dann beim Fritze;
Den hätte sie fast nicht erkannt,
Der trug jetzt eine Burschenmütze
Und ein dreifarbig Burschenband.
Und tränend sie ihm nur erzählte,
Wie sie sich so nach ihm gesehnt
Und wie man sie zu Hause quälte,
Daß sie zu sterben sich gewähnt.
Worauf sie Fritz urplötzlich küßte,
Der seinerseitig nun gestand,
Wie sehnlichst er sie längst vermißte
Und 's Strümpfchen, das so straff gespannt.
Sie beschlossen beide, zu entfliehen
Noch in dem Schutz der nächsten Nacht
Und in die Fremde fortzuziehen
Vom Bahnhofe: morgen um halb acht.
Sie taten's. Doch – was half das Klagen
Und daß sie rangen ihre Händ':
Es fehlt' das Geld. Nach vierzehn Tagen
Hab'n sie für ewig sich getrennt.
Nun kehrte zwar die Laura bittend
Und reuig ins Familienhaus,
Jedoch die Eltern stießen wütend
Die Tochter auf die Straße raus.

Nun kann bei Nacht man stets erblicken
Die Laura. Sie ist stadtbekannt
Und zeigt (viel mehr, als sich's tät schicken)
Ihr Strümpfchen, das so straff gespannt.
Doch unbefleckt und unzerrissen
Blieb 's heilige Familienband,
Weil sie die Eltern rausgeschmissen
Zur rechten Zeit, mit weiser Hand.

FLEHEN

Ich lag vor meinem Sinnen,
Hab gefleht, geflucht, geweint:
Ich wollte die Liebe gewinnen,
Die allen Menschen erscheint.
Zum Sinnen hab ich gesprochen:
„Du hast mich in Hochmut verzehrt,
Du hast mein Mitleid gebrochen
Und hast mir die Liebe verwehrt.
Du hießest die Treu mich vergessen
Und rietest mir tückisch dabei:
‚Befrei dich von engenden Fesseln
Und mache vom Joche dich frei.'
Du hast den Rat mir geben:
‚Entsage dem irdischen Sein!
Laß von mir in die Höhen dich heben,
Spar Lieb dir und Liebespein!'
Ich hab dir gefolgt, du mein Sinnen,
Jetzt fleh ich mit tränendem Blick:
Laß die Liebe mich wiedergewinnen,
Oh! Gib mir die Liebe zurück!"

NICHT EINMAL DU!

Du bist eine Straßendirne,
Bist häßlich wie die Nacht.
Ich hab dir doch meine Liebe
Und hab dir mein Herz gebracht!
Du bist eine Straßendirne,
Bist häßlich wie die Nacht
Und liebst mich doch nicht wieder.
Hast mich verachtet, verlacht...
Du bist eine häßliche Hure,
Winkst Fremden Liebe zu
Und hast mich doch nicht geliebet –
Nicht du! Nicht einmal du!

MEINE ALTEN LIEBESLIEDER

Ich staune, daß ich einst die Liebe
Oft in Vers und Wort gefeiert.
Und daß manchmal mir's geglückt ist,
Daß ich das Gefühl der Liebe
Mit dem rechten Wort gezeichnet,
Wenngleich, wie ich heut erst sehe –
Es die echte Liebe nicht war,
Die ich damals hab gefühlet.
Aber heut kenn ich die Liebe,
Kenn die Freuden eines Kusses,
Kenn die Seligkeit des Kosens...
Kenne auch der Liebe Leiden,
Kenn die Schmerzen des Verschmähten,
Kenn des Eifersücht'gen Tosen
Und das Bangen vor Entdeckung.
Doch zu schildern die Gefühle,
Die ich nun genügend kenne,
Wäre heute mir unmöglich! –
Und will ich mein Herz erleichtern
Oder Klarheit mir verschaffen
Über meines Herzens Sehnen,
Such ich jene Liebeslieder,
Die ich zu der Zeit gesungen,
Da ich ahnend nur empfunden
Jene Lieb, die heut ich fühle,
Die mir heut mein Herz zerreißet...
Und ich finde Trost und Klarheit
In den alten Jugendliedern.

ZUM GEBURTSTAG DER MUTTER

Wohl ist's zum erstenmal seit achtzehn Jahren,
Daß ich nicht nahe, küssend Deine Hand,
Doch einen Glückwunsch – keinen minder wahren –
Send ich Dir heut aus fremdem Land.

Denn sieh: Daß ich die Wälder froh genießen,
Der Seen mich freun kann tagelang
Und daß ich staunend seh die Alpenriesen,
Dafür fügt sich zum Glückwunsch heut der heiße Dank.
Ich dank es Dir! Und wenn verehrend
Zum Glückwunsch heute meine Brüder nahn,
Denk auch an mich, für den entbehrend
Du auch unendlich vieles hast getan.
Und wenn (zum erstenmal seit achtzehn Jahren)
Ich heut nicht nahe, küssend Deine Hand,
Empfind ihn doch als einen echten, wahren,
Den Herzenswunsch, den ich Dir heut gesandt.

JUGEND UND ALTER

Freund! Achte das Alter des Weines
Und schätze die Jugend vom Weib.
Die Jugend – das Alter! Verein es,
So schaffst du den Gram dir vom Leib!

LIEBEN UND TRINKEN

Das Lieben gleicht dem Trinken:
Man wird davon nicht satt,
Wenn man auch viel geliebet
Und viel getrunken hat.

GEIST!

Das Glück fällt dem Dummen in den Schoß,
Doch statt sich still zu freun,
Sagt der: „Mein Geist ist riesengroß,
Drum kann's nicht anders sein."

BEGINN UND ENDE

Wie Liebe beginnt, das willst du wissen?
Mit Plaudern und Lachen, mit Scherzen und Küssen!
Doch willst du wissen, wie Liebende enden?
Als totes Paar mit verschlungenen Händen!

WAHLSPRUCH

Streb nicht auf einmal nach dem Ganzen,
Strebe stets von Stück zu Stück.
Das kleinste Stück, eh du's erreicht hast,
Erscheine dir als größtes Glück.

PUBLIKUM

Verächtlich ist mir das Gelichter,
Das keine Kritik selbst sich schuf.
Nach seinem Ruhm schätzt es den Dichter
Und liebt ihn nur nach seinem Ruf.

TROST

Verzweifelt nicht, daß Euch, Herr Rat,
Ein Fehler heut geschehn:
Wer viel zu übersehen hat,
Muß etwas übersehn!

ZUR MÄDCHENERZIEHUNG

Es schicke sich nicht für ein sittlich Mädchen,
Zu sehen Goethes „Faust" sich an?
Im Gegenteil! Seht Lieb und Leid von Gretchen
Und nehmet euch ein schreckend Beispiel dran.

§ 11

Der Fortschritt ist zwar unser Zweck,
Und Freiheit wir erhoffen.
Doch mit dem trocknen Sinnen weg!
Es wird stets fortgesoffen.

ÜBERWUNDEN

Höre Studenten ich heut von A. C. und B. C. viel faseln,
Weine ich immer darob, daß lachen darüber ich muß.

AM GRAB EINER DIRNE

Wird dir die Erde so leicht wie das Leben, das du geführt hast,
Dann liegst so leicht du umhüllt, wie du im Leben es pflagst.

LEBENSABRISS

Ein Lebensabriß von Heine! Fürwahr, sie tun ihm dasselbe,
Was, als er lebte, sie taten: Sie reißen sein Leben ihm ab.

ERREICHT UND GEFUNDEN

Wenn im Hellas, im alten, ein Großer etwas *erreicht* hat,
Rief bescheiden er aus: „Heureka, ich hab es *gefunden*!"
Heute ist's anders. Der Mann, der durch Zufall etwas *gefunden*,
Brüstet stolz sich damit und rufet: „Ich hab es *erreicht*!"

TEMPERENZLERLIED

Wie oft mußt ich hören, dem Schnapse zu Ehren,
Dem Menschen- und Tierevergifter,
Manch sehnenden Sang, der begeistert erklang
Zu Ehren dem Krankheitenstifter
Und zu Ehren dem Bier, das aus Menschen ein Tier,
Ein saufendes Tier fabrizieret,
Und zu Ehren dem Wein, der dies Tier macht zum Schwein,
Indem es zum Suff sie verführet.
Doch all diese Dichter waren saufend Gelichter,
Nur saufende, schwelgende Prasser.
Ich will dies nicht sein! Drum töne jetzt fein
Mein Lied für das *Sodawasser*,
Das der Fußballer liebt, wenn zum Wettspiel er übt
Und sorglich drum Trainingskost hütet,
Das der Lebemann trinkt, weil es besser ihm dünkt
Als das Bier, das der Arzt ihm verbietet,
Das selbst der Athlet noch niemals verschmäht,
Um gut sich in Form zu setzen,
Das der Jud hat vor sich stehn, der ins Gasthaus wollt gehn,
Doch das Passachgesetz nicht verletzen,
Das der kluge Tourist nicht zu Hause vergißt
Und der Radfahrsmann, wenn er gewitzt ist,
Das der Kellner mit Hast gleich bringet dem Gast,
Wenn er sieht, daß er müd und erhitzt ist.
Weil wohl er es weiß: Das Bier macht nur heiß,
Doch das Sodawasser erfrischet.
Und zu diesem Grund: Es ist auch gesund.
Drum sei's auch bei uns aufgetischet!
Darum auf in den Kampf so schleunig wie Dampf,
Der durstenden Menschheit zum Wohle!
Dem Göttertrank Sieg im heiligen Krieg
Mit dem verderblichen Alkohole.

PAR DISTANCE

Du blickst mich an mit einem Blick voll Liebe,
Mit einem Blick, der Liebesbücher spricht,
Mit einem Blick, der sich ins Herz mir grübe,
Durchschaut' ich dich, du falsche Schöne, nicht.
Ich weiß es wohl: Dein liebeweckend Schauen,
Das gälte jedem andern so wie mir...
Sag: Kann kein Mensch denn deiner Liebe trauen?
Sag: Ist denn alles Lüge nur bei dir?
Sie nickt: Das heißt, ich soll mich nahen.
Jedoch das Nicken jener Heuchlerin,
Das deut ich so, als wollte sie bejahen
Die Fragen, die ich ihr gestellt in meinem Sinn.

LOTTERLEBEN

Wir sind zwei Sünder, hartgesotten.
Wir leben lustig in den Tag,
Und sorglos durch die Nacht wir trotten:
Wir sind zwei Muster von Falotten
Aus unverfälschtem Lumpenschlag!

Wir Don Juans der ersten Klasse,
Wir machen manches Weib verrückt.
Komtessen haben wir in Masse
Und feile Dirnen von der Gasse
Noch öfters an die Brust gedrückt.

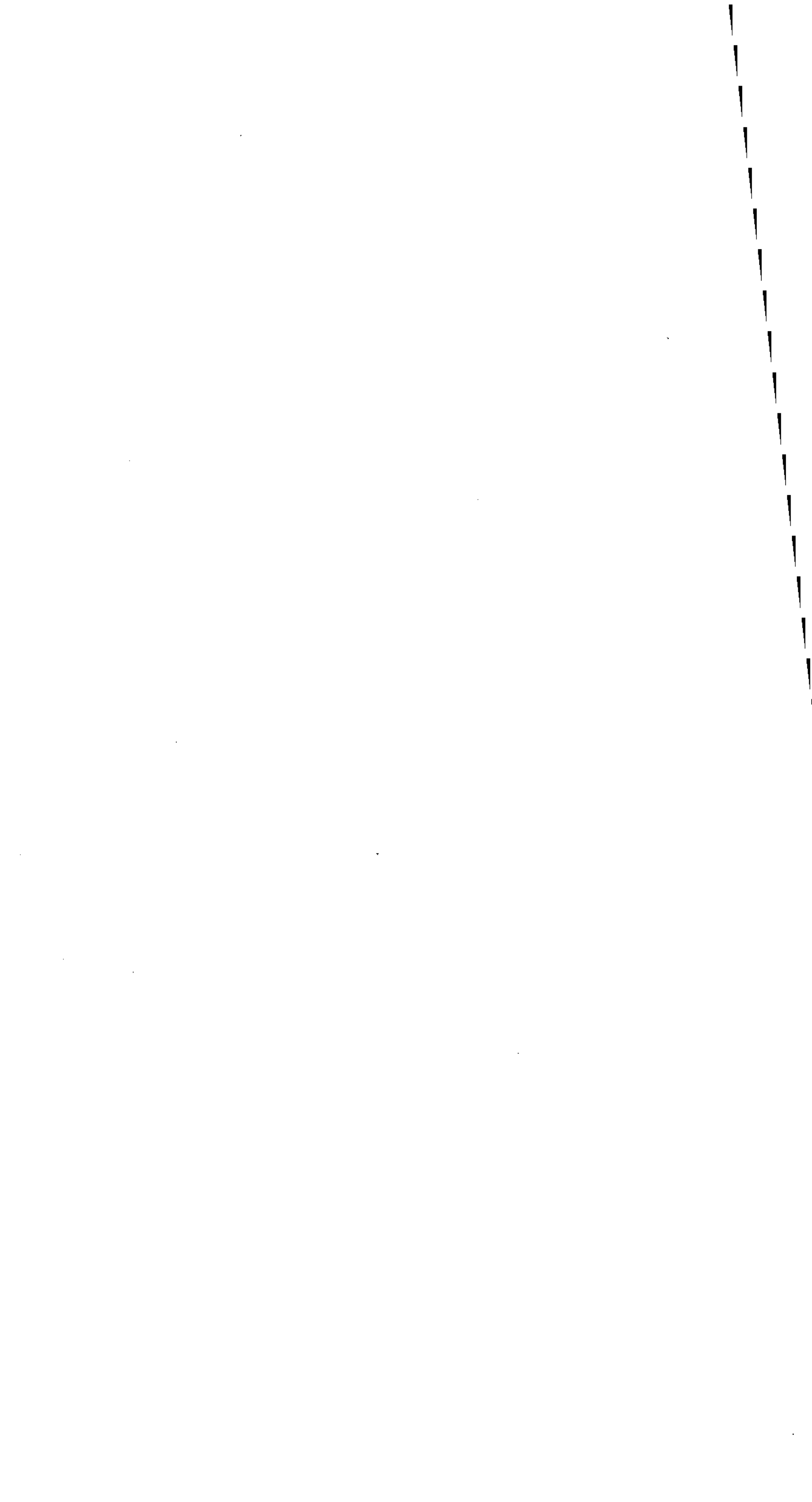
Der Durst steht stets auf unsrer Fahne,
Wir trinken Branntwein und Absinth.
Was schert's, daß der Philister mahne:
Wir bleiben durst'ge Zechkumpane
Und bleiben jung, solang wir's sind!

Das Glas, das Weib an unsrem Munde,
So führen wir den Lebenslauf,

Ein Leben wie die Lumpenhunde.
Wir gehen beide dran zugrunde
Und sind doch beide stolz darauf!

LIED UND LIEBE

Ich hängt' meine Dichterleier
An meiner Liebsten Bild:
So wie ich Lieben und Dichten
An Liebchen und Liedern gestillt.
Nun riß ich mit Liebchens Bildnis
Die Leier von der Wand:
So ist – gleich meiner Liebe –
Mein Lied für ewig verbannt...



DER FRECHE FRANZ
UND
ANDERE GESCHICHTEN



DER FRECHE FRANZ

Er hieß eigentlich Franz Siegfried Kletting, und zwar hieß er wirklich so und hatte sich seinen zweiten Vornamen nicht etwa widerrechtlich beigelegt, wie es viele Dichter- und Schriftstellerlinge tun, um ihren mit Doppelnamen begabten bekannteren Kollegen wie Gotthold Ephraim, Ernst Moritz, Gottfried August, Johann Wolfgang, Egon Erwin, Jean Paul, Christian Fürchtegott, Carl Emil, Otto Julius und Otto Erich auch äußerlich ähnlich zu sein. Nein, er hätte ja erstens, da er kein Dichter war, gar keine Ursache zu dieser Namensbeilegung gehabt, und zweitens hieß er wirklich Franz Siegfried Kletting.

Aber keinem Menschen fiel es ein, wenn man von ihm sprach, ihn mit einem dieser drei Namen zu bezeichnen, und die meisten Leute wußten sicherlich nicht einmal, daß er Franz Siegfried Kletting heiße. Allgemein bekannt war er mit Recht und unter dem Namen: der freche Franz. Wie gesagt: mit Recht; nicht etwa weil die beiden Worte freche Franz eine klangschöne Alliteration darstellten, sondern weil ihm einerseits – wie bereits berichtet – ja schon von frühester Kindheit der Name Franz zukam und er sich andererseits den Anspruch auf das Epitheton ornans frech gleichfalls von frühester Kindheit an mehr als reichlich verdient hatte.

Als er zur Welt kam, streckte er undankbar und frech auf die, die ihm hiezu behilflich gewesen waren, die Zunge heraus, und als er ungefähr drei Jahre älter geworden war, da war er der altklugste, frechste und terribelste enfant terrible, der sich denken läßt, und nahm doch noch immer an Frechheit zu. So nahm zum Beispiel der dreijährige Knirps eines Tages seinen Vater beiseite und sagte: „Du, Papa, ich bin der letzte, der dir deine Vergnügungen stören will, aber ich finde es nachgerade ekelhaft, daß du die Minna" (die Minna war das Stubenmädchen) „den ganzen Tag küssest. Das ist unanständig und zwecklos. Verstanden?"

Einmal hatte man ihn dadurch erzürnt, daß man ihm aus leicht zu rechtfertigenden Gründen die Anschaffung eines Blasrohrs verweigert hatte. Abends saß die Familie, bestehend aus Vater, Mutter,

Gouvernante und dem frechen Franz, beim Essen. Plötzlich schlug dieser mit der Hand auf den Tisch, daß Teller und Tassen zu wackeln begannen, und brummte: „Eine nette Gerechtigkeit! Mir verweigert der Papa ein Blasrohr, auch wenn ich verspreche, recht folgsam zu sein, und dem Fräulein hat er heute ein möbliertes Zimmer versprochen, wenn sie recht folgsam ist. Und ein möbliertes Zimmer kostet doch mindestens ebensoviel wie ein Blasrohr!"

Kurzum, es war mit dem frechen Franz zu Hause nicht mehr auszuhalten, und schon als er fünf und ein halbes Jahr alt geworden war, schickte man ihn in die Schule. Die Bekannten wunderten sich darüber, aber die Eltern sagten, daß das Kind so begabt sei.

Gleich am ersten Tage erklärte der freche Franz dem Lehrer, um Mißverständnisse von vornherein auszuschließen, daß er nicht etwa aus freien Stücken, sondern nur weil er hiezu gezwungen würde, in die Schule käme.

Nach wenigen Wochen verliebte er sich (bei anderen Menschen pflegt diese Kinderkrankheit gewöhnlich erst später einzutreten), und zwar in eine um etwa ein Jahr ältere Kollegin von der Mädchenschule. Als er sie einmal am Schulwege begegnete, bot er ihr – seine Natur nicht verleugnend – sein Geleite an, und da es hernach zum Schulbesuch zu spät wurde, fälschte er sich eine Entschuldigung samt seines Vaters Namenszug. Diese Fälschung wurde jedoch entdeckt, da der freche Franz vom Vorhandensein von großen Anfangsbuchstaben bis jetzt noch nicht unterrichtet worden war und auch sonst lebhafte Kontraste mit der üblichen Rechtschreibung vorhanden waren. Die Liebesgeschichte endete daher – wie alle, die wahr sind – unglücklich.

In der fünften Klasse wußte er, daß er mit Bomben und Granaten durchfallen werde, meldete sich daher krank, ging ein Vierteljahr überhaupt nicht in die Schule und konnte deshalb mit Anschein von Berechtigung auf Grund seines Zeugnisses der vierten Volksschulklasse um Aufnahme in die Realschule ansuchen.

Bei der Aufnahmeprüfung setzte er sich wohlweislich neben einen ehemaligen Mitschüler, der gut beschlagen war. Da aber das Intervall zwischen ihm und seinem Nachbarn zum Abschreiben zu groß war, so radierte er, als die Arbeiten zum Abliefern an die jeweilige Bankecke gelegt wurden, von der Arbeit seines Kollegen dessen Namen aus, setzte dafür den seinen und – als Entschädigung – auf

seine eigene Arbeit den Namen des andern. Entdeckung war, da die Prüfungsarbeiten nicht zurückgegeben werden, fast ausgeschlossen, und die Unterschiebung hatte keine andere Wirkung, als daß der freche Franz von der Ablegung der mündlichen Prüfung mit Rücksicht auf „seine“ gute schriftliche Leistung befreit wurde, während deren eigentlicher ahnungsloser Urheber der gefürchteten „Mündlichen“ teilhaftig wurde.

In der Realschule hatte der freche Franz ein glänzendes Leben. Zwar erreichte die Zahl der Bemerkungen, die über sein „sittliches Betragen“ im Klassenbuch gemacht wurden, sowie die seiner Karzerstrafen die äußerste Grenze des von der mit hohem Minist.-Erlaß vom 9. Dezember 1874, Z. 17. 005 für zulässig erklärten Disziplinarordnung für die k. k. Mittelschulen Erlaubten, doch wurde von nachhaltig wirkenderen Strafen abgesehen, da man erstens die Möglichkeit einer endlichen Wirkung seiner ohnedies genug häufigen Beschwerden fürchtete und man zweitens seine hervorragende Frechheit – wie gewöhnlich – als Zeichen von hervorragender Begabung ansah, ein Schluß, der zwar falsch war, dessen Richtigkeit aber durch die guten Schulnoten des frechen Franz (er hatte sie natürlich frech erschwindelt) bewiesen schien.

Wenn er zum Beispiel vom Professor aus Physik darauf aufmerksam gemacht wurde, daß er irgendeinen Lehrsatz falsch aufgesagt habe und daß gerade das Gegenteil richtig sei, so erklärte der freche Franz dem Professor in vornehmem, belehrendem Tone, daß er wohl gewußt habe, was das Lehrbuch in diesem Fall behaupte, aber er habe erst neulich gelesen, daß Professor Gründelsberger von der Universität Freiburg die Falschheit dieses Prinzips bewiesen und erklärt habe, daß und so fort. Bei minder energischen Professoren wußte sich Kletting manchmal auch überhaupt der Prüfung zu entziehen. So meldete er sich einmal, als er im Französischen aufgerufen werden sollte (der Professor prüfte in alphabetischer Reihenfolge), hinaus mit der Erklärung, daß ihm schlecht sei. Der Professor erkannte die Absicht und entgegnete mit dem „Witz“: „Ihnen ist nicht schlecht, aber Sie sind schlecht.“

„Ich bin nicht schlecht, aber der Witz ist schlecht“, erwiderte der freche Franz frech und ging hinaus.

Ein anderes Mal entschuldigte er sich: „Bitte, Herr Professor, ich bin heute nicht vorbereitet, ich habe gefehlt.“

Der Professor suchte argwöhnisch im Klassenbuche, fand nicht, daß Kletting in der Schule gefehlt hatte, und beschuldigte diesen der Lüge.

„Bitte, Herr Professor", erläuterte der freche Franz, „ich habe mich nicht vorbereitet, damit habe ich doch arg gefehlt."

In den Geographiestunden wußte Kletting mit seiner Frechheit eine andere Wirkung zu erzielen. Der Geographie-Professor hatte nämlich einmal den frechen Franz, als dieser einen Grundbegriff nicht gewußt hatte, mit der obligaten Phrase „Lassen Sie sich das Schulgeld zurückgeben" angeschnauzt, worauf Kletting mit gut gespielter Naivität gefragt hatte: „Kann man das, Herr Professor?"

Der Professor hatte diese Naivität für bare Münze genommen und betrachtete von da ab die Betätigungen von Klettings Frechheit als Produkte von dessen Dummheit, was der freche Franz bald herausgefunden hatte und nun für alles eine dummfreche Antwort fand. Hatte man das Eisenbahnnetz der Monarchie durchgenommen und der Professor prüfte die Schüler hierüber, indem er sie fragte, mit welcher Bahn sie von diesem Orte des Reiches zu jenem fahren würden, so bekam er von Kletting zur Antwort, daß dieser nicht mit der Bahn reisen dürfe, da ihm im Waggon schlecht würde. Der Professor mußte wirklich die Frage anders stellen.

„Wie würde also zum Beispiel Ihr Bruder fahren?"

Der freche Franz lächelte überlegen.

„Ich habe ja gar keinen Bruder."

„Nun, mit welcher Bahn würde Ihr Mitschüler X fahren?"

„Mit der Eisenbahn."

Durch solche dummdreisten Antworten wußte er oft seine Prüfung so lange hinauszuschieben, bis der Klang der Schulglocke ihn und den Professor – für die als Zuhörer beteiligten Schüler allerdings viel zu bald – von der beiderseitigen Qual erlöste oder bis ihm das Nötige eingesagt worden war. Im Sich-einsagen-Lassen war er ja überhaupt ein Meister.

Und endlich sollte der freche Franz zur Maturitätsprüfung kommen. In der Vorbesprechung für diese erwog das Professorenkollegium angstvoll die große Wahrscheinlichkeit, daß es bei der Maturitätsprüfung vor dem Landesschulinspektor durch Klettings Benehmen und Kenntnisse entsetzlich blamiert werden könnte, und atmete daher erleichtert auf, als der Klassenvorstand und Mathematik-

Professor Klettings erklärte, daß er diesen schon im Semester aus Mathematik durchfallen lassen würde.

Aber der Lehrer denkt und die Frechheit lenkt.

An der Realschule bestand der Brauch, daß die jeweiligen Abiturienten ihrem Klassenvorstande zum Abschied irgendein Andenken (gewöhnlich ein Schülertableau) – wohlweislich *vor* der Matura – überreichten. Diesmal hatte die Klasse für den Professor ein lebensgroßes Porträt von dessen Sohne, der während des Schuljahres gestorben war, anfertigen lassen und übergab es dem Lehrer zu Beginn der letzten Schulstunde. Der Professor dankte den Schülern mit Tränen in den Augen.

„Mein armer Sohn hat zwar diesen glücklichen Augenblick, mit dem Sie jetzt bald in die akademische Freiheit hinaustreten werden, nicht erlebt, es war mir zwar nicht vergönnt, mich mit ihm darüber zu freuen, aber Sie sind mir alle als meine Schüler so lieb geworden, daß ich mich mit Ihnen über Ihre Freude freuen werde, als ob ich Ihr eigener Vater wäre. Und wenn Sie einmal irgendeinen Wunsch an mich haben, so kommen Sie – wann es auch immer sei – getrost zu mir, und ich gebe Ihnen heute mein Wort darauf, daß ich Ihnen immer..."

Der freche Franz meldet sich.

„Was wollen Sie denn, Kletting?"

„Bitte schön, Herr Professor, prüfen Sie mich noch einmal aus Mathematik, meine armen Eltern würden..."

Und der freche Franz wurde sofort geprüft, es war bei der Stimmung des Professors begreiflich, daß er entsprach, und als er acht Tage später die Matura machte, halfen ihm die Professoren, so gut es ging. Das Fehlen der Prüfungsangst nahm man als Zeichen der sichern Präparation, und der freche Franz hatte auch dieses Hindernis genommen.

Nun trat der freche Franz auf Wunsch seiner Eltern sofort sein Einjährigfreiwilligen-Dienstjahr an. Man hoffte, er werde beim Militär – der Not und nicht dem eigenen Triebe gehorchend – Disziplin lernen und seine Frechheit einschränken. Diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Nach wenigen Tagen stellte ihn der Hauptmann zur Rede.

„Warum gehen Sie, trotz des strengen Verbotes, auf der Straße wie ein Vagabund ohne Handschuhe herum?"

„Weil ich mir eine Ehre daraus mache, für jene Leute, die den Vagabunden am Nichttragen von Handschuhen erkennen, ein Vagabund zu sein“, war die in verächtlich-frechem Tone gegebene Antwort.

Zum Rapport erschien der freche Franz in schmutziger Adjustierung und begründete dies, als er deshalb beanstandet wurde, damit, daß er auf Äußerlichkeiten kein Gewicht lege.

Im Verlaufe des Jahres trug er dem dienstführenden Feldwebel paar Ohrfeigen an, kontrahierte den Major und dergleichen.

Als er sein Dienstjahr abgesessen hatte, schmückte keine Distinktion seinen Uniformkragen, und der freche Franz hätte daher laut Wehrvorschriften für das k. und k. Heer (I. Teil) strafweise ein zweites Jahr abdienen sollen. Dagegen protestierte aber das Offizierskorps im Interesse des Regimentes, und der Einjährig-Freiwillige Franz Siegfried Kletting wurde – mit Nachsicht der Gerechtigkeit – als wirklicher Infanterist Titulargefreiter in das Verhältnis der Reserve übersetzt.

Nun kam Kletting auf die Technik und durfte endlich die akademische Freiheit genießen. Da aber kein allzu großer Unterschied zwischen Freiheit und Frechheit besteht und der freche Franz die letztere viel zu sehr gewöhnt war, um an der ersteren Gefallen zu finden, entschloß er sich, das Studium aufzugeben und – zu heiraten.

Zu diesem Behufe tanzte er beim Industriellenball sehr viel mit der Tochter eines reichen Fabrikanten, machte schon am nächsten Tage ganz frech, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, seine Aufwartung, übersandte ihr nach einigen Tagen die Mörikeschen Gedichte, nicht ohne vorher das Titelblatt entfernt und statt dessen eine Widmung an die Dame hineindrucken gelassen zu haben.

Der beste Weiberkenner hat einst sein Wort darauf gegeben, daß, wer frech ist und verwegen, die Weiber gewinnt, und der freche Franz gab einen glänzenden Beweis von der Richtigkeit dieses Satzes, indem er durch seine Manöver die reiche Fabrikantentochter zur Frau Kletting zu erheben wußte.

Man würde glauben, daß er jetzt glücklich und zufrieden ist; denn in der Fabrik hat er am meisten zu sagen, sogar bei seiner Frau behält er stets das letzte Wort und ist auch ein einflußreiches Mitglied des Gemeinderates geworden. Aber nein, er hat noch nicht genug: Jetzt

will er sich gar als Abgeordneter ins österreichische Parlament wählen lassen. Und das ist die größte Frechheit, die der freche Franz in seinem an Frechheiten reichen Leben geleistet hat, da er doch selbst weiß, daß er dazu viel zu schüchtern ist.

TELEGRAPHIE OHNE DRAHT

„...also, Kinzel, bestimmen Sie mir jetzt noch die Inflexionspunkte... oder nein! Setzen Sie sich, Sie haben bereits genug gewußt, das kann ja ein anderer machen. Versuchen wir es zum Beispiel", der Professor blätterte suchend in seinem Notizbuche, „meinethalben noch einmal mit dem – Kletting!"

Der Angerufene zuckte erschrocken zusammen und schob die Karikatur, die er gerade zum Anheften an den Rock des Dargestellten, des Professors, hergerichtet hatte, schnell in die Bank. Ja, Herrgott, wenn es ihm vorher nur im Traume eingefallen wäre, daß er trotz seiner unklassifizierbar schlechten Klausurarbeiten aus der darstellenden Geometrie noch der Wohltat einer Versetzungsprüfung, die ihn vor dem sichern Durchfallen hätte retten können, teilhaftig würde, so hätte er sich gewiß präpariert. Wenn Kletting an ein „Präparieren" dachte, so heißt dies nicht etwa, daß er vielleicht ein Buch oder Heft zum Lernen hergenommen hätte, sondern er hätte als beste Präparation die Be-sitzer der vordersten Bänke mit Schiefertafel und Kreide und sich selbst mit Schwindelzetteln ausstaffiert.

Aber sein Schrecken war nur ein augenblicklicher; konnte doch Kletting seine Lage nicht mehr verschlimmern, und wenn er auch nicht wußte, was die Tafelzeichnung für ein Ding bedeuten solle, so hatte er doch von den letzten Worten des Professors noch glücklicherweise das Wort *Inflexionspunkte* aufgeschnappt...

Selbstbewußt schritt er zum Katheder, verbog sich im rechten Winkel, nahm statt eines zwei Stückchen Kreide aus dem Kistchen und warf mit schneller unauffälliger Handbewegung einem ebenso gefälligen wie klugen Vorzugsschüler, der in der ersten Bank saß, das eine Kreidestück zu. Es wurde verständnisinnig aufgefangen.

„Also, Kletting, was haben wir jetzt noch zu tun?"

Mit scheinbar musterndem Blick nach der Tafelzeichnung antwortete Kletting: „Jetzt müssen wir noch die Inflexionspunkte bestimmen."

„Ganz richtig", bestätigte der Professor und fügte mit erstauntem Kopfschütteln hinzu: „Mir scheint, daß der Kletting schon zu lernen anfängt. Es war aber schon die allerhöchste Zeit! Also, wieviel Methoden gibt es dazu?"

Schon bei dem Worte „wieviel" hatte Kletting sich nach den Schülern gedreht und das Zeichen der drei aufgehobenen Finger erkannt. Sodann sprach er, den Professor unverwandt anblickend, mit dem Brusttone der Überzeugung: „Es gibt hierzu drei Methoden."

„Und diese sind?"

Um dem Vorzugsschüler Zeit zu lassen, die Beantwortung der Frage auf den Heftdeckel zu schreiben, bekam Kletting einen leichten Hustenanfall und begann dann mit retardierender Einleitung: „Die erste der drei Methoden, die uns zum Auffinden der Inflexionspunkte bekannt sind, ist die" – hier räusperte er sich und las das angezeigte Wort –, „ist die Kollineationsmethode."

Während der Herr Professor lobend hervorhob, daß Kletting die Kollineationsmethode zuerst genannt habe, weil sie im gegebenen Falle die wichtigste und empfehlenswerteste sei, war dieser nicht untätig geblieben, hatte längst begriffen, daß die Affinitätsmethode die nächste sei und verkündete sein neuerrungenes Wissen in dem Tone einer längst gekannten Wahrheit.

„Nun, Sie hätten zwar die Methode der konjugierten Diameter vor der Affinitätsmethode nennen können", kalkulierte der Examinator, „aber die Reihenfolge bleibt ja schließlich egal."

Kletting verstand zwar nicht lateinisch, war aber immerhin doch imstande, die „konjugierten Diameter" ins Deutsche zu übersetzen und damit den eventuell möglichen Verdacht zu zerstreuen, daß er von dieser Methode vorher nichts gewußt habe.

„Die dritte Art ist die mittels zugeordneter Durchmesser", verkündete er triumphierend.

Er hätte schon aus den Äußerungen des Professors die anzuwendende Methode erkannt, und daher war es vollständig unnötig, daß der unermüdliche Vorzugsschüler noch auf die Stelle zeigte, wo er „Kollineations-" aufgeschrieben hatte. Um so mehr benötigte Klet-

ting seine Hilfe, als er die notwendigen Bestimmungsstücke aufzählen sollte, doch auch dies gelang mit vereinten Kräften. Er sollte nun konstruieren.

Trotzdem der Herr Kandidat vom Konstruieren ebensoviel verstand wie von dem Vorhergegangenen, nämlich null, so sah er doch ein, daß es unvergleichlich schwieriger sei, eine Konstruktion einzusagen, und daß er deshalb andere Saiten aufziehen müsse. Mit sehr gut gespielter Ungeschicklichkeit ließ er daher seine Kreide zur Erde fallen, und während er sich hastig nach ihr bückte, stieß er, wie unabsichtlich, das Kreidekistchen zur Erde. Die kundigen Geometer der ersten Bänke sprangen schnell herbei, um ihm – natürlich nur beim Aufheben der Kreidestückchen – zu helfen, aber dennoch hatte er sofort begriffen, daß er A_3 mit B_3 verbinden, die Verbindungslinie halbieren, darauf eine Normale fällen und den Schnittpunkt dieser Normalen mit der Leitlinie suchen müsse.

Mit derselben unfehlbaren Sicherheit, mit der Kletting diesen Vorgang anmeldete, wußte er jedoch auch, daß er, besonders den letzten Teil dieses Verfahrens, nie und nimmer werde zusammenkonstruieren können, und deshalb erwog er zweifelnd im Zwerchfell, ob er nur zwei Finger oder die ganze rechte Hand als verletzt und zum Zeichnen unfähig ausgeben solle. Er entschloß sich zu ersterem und faßte die Kreide zwischen Daumen und Goldfinger. Da die erste Linie leider so gut gelang, daß der Professor nichts von den Folgen einer Verletzung hatte bemerken können, so mußte sich Kletting bei der zweiten „Geraden“ viel mehr Mühe geben, um sie recht krumm und unsicher zu konstruieren. Die Wirkung war eine erschreckende.

„Sie Patzer!“ schrie ihn der Professor aufgeregt an und brüllte, ohne Klettings schüchternen Simulationsversuchen Gehör zu schenken: „Wenn Sie glauben, daß ich mich mit einem solchen Menschen, der vom Zeichnen keine Ahnung hat, nächstes Jahr bei der Maturitätsprüfung blamieren werde, so haben sie sich sehr geirrt. Ich lasse Sie auf keinen Fall auf die Technik, wenn Sie auch jetzt recht viel Theorie gewußt haben. Sie brauchen das Zeichnen auf der Hochschule wie das tägliche Brot! Was wollen Sie denn eigentlich studieren?“

„Die Mama will, ich soll die sieben Realschulklassen schon vollenden“, gestand Kletting wie zerknirscht und drückte das

schnell befeuchtete Taschentuch wie zum Trocknen der Tränen gegen die Augen.

„Und dann wollen Sie wahrscheinlich maturieren, was?" brummte der Professor. Kletting schüttelte unter Tränen verneinend das Haupt.

„Ich soll dann den Abiturientenkursus der Handelsakademie besuchen."

Ein tosendes Lachen brach jetzt in der Klasse los. Denn nicht nur, daß Kletting jedes Jahr den Lehrern erzählte, daß er „heuer" aus der Schule austreten wolle, erst in der vorhergegangenen Stunde hatte er dem Professor aus Botanik erzählt, daß er nach der Sexta die Realschule verlassen, Lateinisch lernen und in eine Apotheke eintreten werde. Und jetzt schwatzte er wieder von der Handelsakademie vor; deshalb das Gelächter der Schüler. Aber der Professor mißdeutete den Grund dieses Lachens und brüllte: „Es ist eine Gemeinheit, einen Kameraden auszulachen, bloß weil er einen kaufmännischen Beruf erwählt, anstatt zu studieren! Er taugt noch immer besser zum Studium als drei Viertel der Klasse, weil er wenigstens fleißig ist." Sich zu Kletting wendend, fuhr er bedeutend freundlicher fort: „Nun ja, da brauchen Sie das Zeichnen freilich nicht. Aber verschmieren dürfen Sie die Tafelzeichnung auch nicht. Es wird am besten sein, wenn ich selbst zeichne und Sie mir immer ansagen, was zu tun ist."

Und so geschah es. Stets wenn sich der Prüfer zur Tafel wandte, wandte sich der zu Prüfende gegen die Schüler und erfuhr rapid die nächstfolgende Konstruktion.

Die Zeichnung war fertig. Der Professor wischte seine kreidigen Hände am Tafelfetzen ab und sagte: „So, jetzt haben wir die Inflexionspunkte bestimmt. Also setzen Sie sich, mein lieber Kletting, und nächstes Jahr seien Sie schon von Anfang an hübsch fleißig."

Kletting verneigte sich tief, ging an seinen Platz, salutierte mit der rechten Hand höflich dankend dem rettenden Vorzugsschüler, mit der linken holte er aus seinem Pult die Karikatur hervor und zerriß sie großmütig in mehrere Stücke. Dann wandte er sich in einer Anwandlung von Wissensdurst an seinen Nachbar und fragte: „Du, Lalli, kannst du mir nicht sagen, was *Inflexionspunkte* sind...?"

Robert war – und das war bei Robert selten der Fall – sehr mürrisch aufgelegt, als er gegen neun Uhr abends in sein Zimmer trat.

Er sperrte seinen Koffer auf und brachte in diesem sein Reißzeug unter, während er sein Wachstuchheft nachlässig auf den Schrank warf. Dann hängte er Winterrock und Hut sorgfältig auf den Kleiderrechen auf. Das alles war ja begreiflich. Reißzeug, Winterrock und Hut kosteten teures Geld, wogegen das Wachstuchheft durch die darin stenographierten Vorträge aus chemischer Technologie nicht einmal mehr die dreißig Pfennig wert war, die es neu und unbeschrieben einst gekostet hatte.

Er setzte sich zu seinem Tischchen, auf dem Zeichenblätter, Lineal, Dreiecke und Hefte ausgebreitet lagen, um diesem Tischchen die Berechtigung zur Führung des Titels „Arbeitstisch" zu verleihen. Dann schaukelte Robert mit seinem Sessel nervös und mißmutig hin und her und wäre bei dieser Beschäftigung beinahe rücküber gefallen, wenn er nicht, seinen Fuß als Anker benutzend, sich im letzten Augenblicke am Tischfuße festgehakt hätte.

Robert ärgerte sich sehr darüber, daß er sich ärgern mußte. Begreiflicherweise; denn wenn man sich selten ärgert, so ärgert man sich immer ärger über seinen Ärger, als man sich über seinen Ärger ärgert, wenn man sich häufig ärgert, also den Ärger quasi schon gewohnt ist. Und Robert war ihn doch sicher nicht gewohnt. Worüber hätte sich Robert auch ärgern sollen? Das bißchen Prüfungsaufregung, das er – jedes Semester einmal – vor dem Kolloquium empfand, das war ja doch kein „Ärger"! Und sonst hatte er doch erst recht keine Ursache, da er außer dem Studium und den Ladenmädchen gar keine andere Beschäftigung mehr hatte.

Na und die Ladenmädel, die verursachten doch dem Robert keinen Ärger? Sonst würde es ihn wahrscheinlich nicht so wundersam durchrieselt haben, wenn er eines dieser Geschöpfe mit den fast immer hochblonden Haaren, mit den weißen Kartons und Paketen unter dem Arme, mit den einschneidenden Stehkragen und dem Raglan – der Eleganz der Eile – angetan, auf der Straße erspähte oder hinter dem Ladenpult hantieren sah. Und wenn die Ladenmädel dem Robert hätten Ärger bereiten können, warum würde er dann allabendlich um acht Uhr und alltäglich zu gewissen Stunden vor

einem bestimmten Geschäfte (selbstredend war ungefähr jeden Monat ein anderes Geschäft das „bestimmte“) gewartet und dann ein solches Geschöpfchen auf dessen Geschäftswegen oder zu dessen Wohnung bis in die entfernteste Vorstadt begleitet haben?

Und doch; es war ein Ladenmädel, um dessentwillen sich Robert heute ärgerte: wegen der Berta.

Robert hatte schon mit vielen Ladenmädchen verkehrt, mit Kontoristinnen, Probiermamsells, Auslagenarrangeusen und Laufmädeln, mit spröden und elastischen; mit nüchternen und trunkenen, mit kalten und heißen, aber so eine wie die Berta war ihm noch nicht passiert. Noch nicht einmal zum Küssen oder zum Duzen war er mit ihr gekommen.

Nicht etwa, daß es dem Robert vielleicht um das Küssen oder Duzen zu tun gewesen oder jemals für ihn eine Eigentlichkeit gewesen wäre, aber es gab immerhin einen Schein von Sympathie, von Allmählichkeit und reeller Vor-Liebe, weshalb es Robert nie unterließ, zu duzen und zu küssen und hierbei eine sichtliche Freude und ein deutliches Wachsen seiner Liebe wahrnehmen zu lassen.

Das Du-Sagen erreichte er in der Regel in drei, höchstens fünf Tagen, entweder dadurch, daß er scherzweise damit begann oder indem er sich recht häufig versprach, weil das betreffende Fräulein angeblich seiner (nebenbei bemerkt nie existiert habenden) Schwester zum Verwechseln ähnlich sehe, oder indem er ihr vorspiegelte, daß er nichts weiter als ihre Freundin und sie nichts weiter als sein Freund sein solle, wobei er als selbstverständlich hinnahm, daß Freunde sich nicht mit Sie ansprechen dürften.

Für das Küssen gab es keinen bestimmten Termin und keine Regel; das richtete sich ganz nach Zeit-, Orts-, Personen- und andern Gefechtsverhältnissen und konnte oft nur mit Aufwand der größten diplomatischen Geschicklichkeit erlangt werden, aber es gab dafür die angenehme Gewißheit, daß das Herz des Mädchens und hiermit der Krieg gewonnen und der Gegner geworfen sei. Länger als vierzehn Tage hatte dieser Kampf bisher noch nie gedauert.

Und jetzt verkehrte Robert schon drei Wochen mit Berta und stand noch nicht einmal auf du und du mit ihr. Dabei hatte sie doch gar keine besondere Ursache, spröde zu sein. Sie hatte zwar eine ganz schöne ebenmäßige Gestalt, das fußfreie Kleid ließ ein paar

fesche Waden ahnen, sie hatte viel goldblondes Haar und wie die Blondinenmajorität hellblaue Augen, aber diese Augen trugen nur sehr spärliche Brauen, und das milchweiße Gesichtchen war nicht von Sommersprossen frei. Na, sie war ja immerhin sehr hübsch, aber Robert hatten gewiß schon schönere Mädel geliebt. Das heißt: sie liebte ihn vielleicht auch, aber sie hatte doch keineswegs mehr Ursache als die andern, sich das Du-Sagen zu verbitten.

Dabei war sie aber nicht etwa unliebenswürdig oder unfreundlich zu Robert, nein, im Gegenteil – sie hatte etwas von einer Entsagernatur. Diese Entsagernatur konnte man am besten aus ihren Blicken lesen, mit denen sie jeden Vertraulichkeitsversuch Roberts sanft vereitelte. Da vermochte man nämlich in ihren Augen den Kampf einer versteckten Sehnsucht nach Glück und Liebe mit einer andern sich diesem Gefühle entgegenstellenden Empfindung zu erschauen. Aber es waren nicht die gewöhnlichen entsagend sehnsüchtigen Blicke, mit denen zum Exempel das wohlerzogene Backfischlein beim Vorbeimarsch der Truppenparade an verbotene Leutnantsküsse oder am Abend im Bettchen liegend neidisch des Bruders denkt, der heute wieder auf nächtliche Bummelfahrten gezogen ist, von deren Herrlichkeit er morgen andeutungsweise der Schwester erzählen wird, der Schwester, die so gerne mitmachen möchte, aber ja nicht mitmachen darf. Nein, solche Blicke des unfreiwilligen Entsagens, in denen ja doch ein bißchen Lust mitvibriert, waren es bei Berta nicht. Bei der waren es die entsagend sehnsüchtigen Blicke, die der hungernde brotlose Arbeiter hat, der im Auslagefenster köstliche Speisen sieht, die entsagenden sehnsüchtigen Blicke, die die junge Nonne und das verkrüppelte Nähermädchen haben, wenn sie eine Hochzeit sehen...

Robert war nicht nur ein Mädchenherzen-, sondern auch ein Mädchenaugenkenner. Er sah diese Blicke genau. Aber, zum Teufel, die Berta war ja doch, Gott sei Dank, kein verkrüppeltes Nähermädchen und keine eingeschworene Nonne und kein hungernder Arbeiter, also konnte sie doch auch keine Ursache zu diesen Blicken und – hauptsächlich zu ihrer Unnahbarkeit haben.

Das hatte sich Robert gesagt und sie deshalb heute beim Abschied um einen Kuß ersucht. Sie aber war erschreckt zurückgewichen und hatte ihn gebeten, nie mehr etwas Ähnliches zu verlangen, da sie sonst nicht mehr mit ihm nach Hause gehen könnte.

Darüber ärgerte sich Robert nun. Ein Kuß ist doch kein Verbrechen, keine Sünde! Robert erwog ernsthaft, ob er Berta morgen überhaupt noch abholen solle. Nach einem solchen Vergehen. Aber dann reizte ihn wieder die Abenteuerlust, die Schwierigkeit des Kampfes und der Ehrgeiz, die Flinte nicht ins Korn zu werfen. Endlich sagte er sich: Na, morgen werde ich nicht hingehen, denn Strafe muß sein. Aber übermorgen kann man's ja noch einmal versuchen.

Am übernächsten Tage wartete Robert auch richtig wieder auf Berta.

Obwohl er ihr die Hand zur Begrüßung reichte, war dieser Gruß doch merklich kälter als bei allen seinen vorhergegangenen Begegnungen mit Berta, geschweige denn als bei seinen sonstigen Begegnungen mit Ladenmädchen, wo sich nach drei Wochen schon ein Blick, in dem sich die Freude der gemeinsam verlebten Stunden spiegelte, von einem Augenpaar zum andern schlang.

Robert hatte heute aus diplomatischen Gründen die Miene der gekränkten Unschuld angenommen, während Berta – veranlaßt durch Roberts gestriges Nichtkommen – die traurige Möglichkeit bedachte, daß die schöne Zeit nun endgültig ein Ende haben und nun bald wieder der lange Weg aus dem Geschäfte nach Hause öde und traurig und sogar noch länger erscheinen könnte als jemals vorher und nicht mehr so blitzschnell und schön verlaufen würde wie in den letzten drei Wochen.

Robert und Berta gingen nebeneinander her. Sie sprachen wenig und nur allgemeine Sachen. Sie schien etwas auf dem Herzen zu haben, doch kämpfte sie mit sich, ob sie dieses Etwas auch aussprechen solle.

Endlich machte sie eine entschlossene Handbewegung, als wollte sie diese Bedenken niederdrücken, und sagte langsam und leise: „Herr Robert, Sie sind gestern nicht gekommen, weil ich Ihnen einen –", sie stockte einen Augenblick, ehe sie das Wort „Kuß" herausbrachte, denn ein anständiges Mädel bringt den Kuß viel eher in natura über die Lippen als seine Bezeichnung, und Berta wollte ja nicht einmal das erstere tun – „weil ich Ihnen einen Kuß verweigert habe. Schauen Sie, Herr Robert, ich habe bisher noch niemandem einen Kuß gestattet, sogar dem Sohne des Chefs habe ich ihn verweigert..."

Robert hatte bisher gespannt zugehört, weil er ein Geständnis der Reue und ein Versprechen erwartete, aber wie er die Worte „Sohn des Chefs“ hörte, ballte er die Fäuste. Wenn er jemanden haßte, so waren es diese Söhne des Chefs, vor deren Eifersucht sich Roberts Flammen stets so sehr in acht nehmen mußten, diese Söhne des Chefs, die ihm seine schönsten Rendezvous wegschnappten und gegen welche die Ladenmädel aus Geschäftsrücksichten nicht unfreundlich werden durften. Hundertmal hatte Robert schon darüber nachgedacht, diese Söhne der Chefs wegen Mißbrauchs der obrigkeitlichen Gewalt, wegen unlauteren Wettbewerbs und allen möglichen Delikten zu belangen oder sich für die Schaffung eines eigenen Strafgesetzbuches für die Söhne der Chefs einzusetzen. Daher Roberts Erregung.

Er unterbrach sie: „Sogar dem Sohne des Chefs! Was ist denn das für eine Kapazität, dieser Herr Sohn des Chefs, Fräulein? Bekommen Sie vielleicht Ihr Monatsgehalt dafür, daß Sie sich vom Sohne des Chefs küssen lassen sollen? Da liegt doch, was mich anbetrifft, der Fall ganz anders: Ich komme, Sie seit drei Wochen jeden Abend aus reiner Sympathie und Freundschaft vom Geschäfte abzuholen und mit Ihnen nach Hause zu gehen, und wenn ich einmal – nach drei Wochen! – einen Kuß verlange, was für Sie nur eine Kleinigkeit bedeuten kann und mich glücklich machen würde, und Sie mir diese Kleinigkeit verweigern, so muß ich dies als Beweis dafür auffassen, daß Ihnen an mir gar nichts gelegen ist, daß Sie mich überhaupt nicht leiden können.“

„Nein, nein, Herr Robert, ich kann Sie gut leiden. Recht gut sogar. Aber ich muß trotzdem dabei bleiben, was ich Ihnen schon letzthin sagte: Ich könnte nie mehr mit Ihnen aus dem Geschäfte heimgehen, wenn Sie noch einmal Ähnliches von mir verlangen würden. Ich darf nicht.“

„Sie dürfen nicht?“ Robert lachte. „Wer kann Ihnen da wohl die Erlaubnis verweigert haben, Fräulein Berta? Wohl der Sohn des Chefs?“

„Meine Mutter.“

Robert lachte, aber bitterer als vorhin. „Das ist glänzend! Die Mutter also hat Ihnen nicht die ausdrückliche Bewilligung gegeben, jeden beliebigen Kerl, der da auf der Straße dahertorkelt, zu küssen. Und mehr bin ich ja auch nicht für Sie. Übrigens hat Ihnen die

Mutter wohl Prügel versprochen, wenn Sie jemanden einen Kuß geben, nicht?"

„Herr Robert, bitte hören Sie auf zu spotten. Sie tun mir wehe."

„Und Sie mir?"

„Sehen Sie, Herr Robert, ich will Ihnen aufrichtig sagen, warum ich so bin. Meine Mutter ist eine arme kränkliche Frau, und sie hat sich so lange nur gehärmt, gesorgt und geschunden im Dienste fremder Menschen, hat gehungert und gewacht, und alles – für mich. Mich hat sie nie aus dem Haus gelassen. Sie hat gefürchtet, ich könnte so wie sie selbst die Schlechtigkeit der Welt kennenlernen, am eigenen Leibe. Aber dann hat die Krankheit sie niedergeworfen, da hat sie ihren Verdienst verloren und – mich. Denn mich mußte sie nun in ein Geschäft eintreten lassen, nicht etwa damit *sie* Essen und Medikamente bekomme, nein, damit ich nicht verhungere. Die Leute, bei denen Mutter gearbeitet hat, haben mich ins Geschäft genommen. Als ich das der Mutter erzählte, habe ich gemeint, sie wird wahnsinnig vor Schmerz."

Berta strich sich die Tränen aus den Augenlidern. „Ach, Herr Robert, wenn Sie's gehört hätten, wie meine Mutter geweint und ein übers andere Mal gerufen hat: ‚Jetzt bist du also doch auch wieder ein Ladenmädel, wie ich es war.' Und dann hat sie mir das Herz so schwer gemacht: ‚Ich weiß, daß du brav bist, Berta, aber wer fragt dich denn danach? Du bist ja doch nur ein Ladenmädel für die Welt, im Geschäft nur gut zur Arbeit, auf der Straße nur gut zum Zeitvertreib. Und was nützt es, wenn ich dich warne! Wenn ich dir sage, daß du dich vor den Menschen in acht nehmen sollst, daß sie alle schlecht sind. Einer wie der andere. Nur einen, Berta, habe ich in meinem Leben kennengelernt, der besser war als die andern, und gerade der, der hat mich schlecht gemacht und mir außer Not, Kummer, Elend nichts gelassen als dich, Berta. Und nun werden mir die Menschen auch dich wegnehmen und dich schlecht machen und zugrunde richten.' Herr Robert, geschluchzt hat meine Mutter damals, so herzzerbrechend... Da bin ich denn vor ihrem Bett niedergekniet und habe ihr bei ihrem Leben geschworen, brav zu bleiben und keinem Menschen etwas zu gestatten, keinen Kuß, kein Geschenk, kurz: nichts, gar nichts. Sehen Sie, Herr Robert, das habe ich ihr geschworen –",

sie brachte es ruckweise hervor, „und – so schwer es mir fällt, Herr Robert – das muß ich halten, beim Leben meiner Mutter." Berta zitterte.

Sie waren inzwischen vor Bertas Haus angekommen. Robert reichte ihr die Hand und sagte kühl entschlossen: „Ich verspreche Ihnen – zu Ihrer Beruhigung –, daß ich niemals mehr etwas von Ihnen verlangen werde, Fräulein Berta."

Unter Tränen lächelte sie dankbar. „Ich danke Ihnen tausendmal, Herr Robert; es hätte mir ja auch so leid getan. Es ist ja meine einzige Freude, Herr Robert, daß ich mit Ihnen nach Hause gehen kann."

Den nächsten Tag wartete Robert schon um halb acht Uhr früh auf ein anderes Ladenmädel, um es ins Geschäft zu begleiten. Bis jetzt hatte er dies zwar noch nie getan; aber er hatte ja doch drei verlorene Wochen einzubringen!

Als Berta ihn abends vergeblich erwartete, begriff sie, was er mit seinen Abschiedsworten gemeint hatte. Ein bitteres Gefühl stieg in ihr auf.

Und acht Tage später ließ sie sich vom Sohne des Chefs küssen.

„FRÜHLING UND JUGEND"

Edgar Bleichert sprang im Touristenkostüm, den Rucksack auf dem Rücken, aus dem Waggon und wollte dem Bahnhofsausgang zueilen, als ihm ein neunzehnjähriger, also etwa gleichaltriger junger Mann in den Weg trat, seine Hände ergriff und herzhaft schüttelte. Bleichert war sichtlich überrascht.

„Servus, Karl!" rief er freudig aus, „seit wann bist du denn schon wieder in E.? Daß du mich am Bahnhofe erwarten würdest, hätte ich am wenigsten vermutet. Wieso wußtest du denn, daß ich heute komme?"

„Ich bin bereits gestern hier angekommen, weil ich einen Quartaner zur Wiederholungsprüfung vorzubereiten habe. Mein erster Weg war in deine Wohnung, und da hat mir deine Alte gesagt, daß du heute kommen wirst. Ja also, wie war's im Riesengebirge? Fesche Touren gemacht?"

„Herrlich, Karl! Grandios! Ich habe mich genug geärgert, daß du

nicht mit konntest. Apropos, wie geht es deinem Papa, bereits gesund?"

„Danke, Edgar, vollständig hergestellt. Bereits eine Woche nach deiner Abreise hätte ich dir nachfahren können. Ich hatte aber schon alle Lust verloren."

„Und was gibt es Neues hier?"

„Neues? Null Ganze, null – null – null! Aber du wirst mir massig von deiner Reise erzählen müssen. Heute abend kommst du zu mir. Ja, richtig! Ich bin übersiedelt. Ich wohne bei Herrn Merten, Berggasse 11, zweiter Stock. Sehr anständige Leute. Und eine Filia hospitalis! Einzig! Ich sage dir, wenn ich noch frei wäre, ich würde mich sofort in sie verkrachen. Denke dir, sie kennt meine Hedda, und ich habe sie schon in unsere ganze Liebschaft eingeweiht. Wir haben gar keine Herzensgeheimnisse mehr voreinander. Sie ist übrigens auch verliebt. In den langen Eichler, der voriges Jahr bei uns maturiert hat."

„Was, in den sommersprossigen Ekel?! Na, ich würde mich noch getrauen, den aus dem Feld zu schlagen."

„Sollte mich freuen, Edgar. Übrigens, wenn du willst, so löffle ich dir sie gleich heute abend vor. Allerdings wirst du es dann in Kauf nehmen müssen, daß du der ganzen Familie vorgestellt wirst."

„Wurscht! Einem feschen Mädel zulieb tut man alles. Um acht Uhr abends bin ich bei dir, Carlos ..."

Um halb neun Uhr abends öffnete Edgar Bleichert in tadelfreier Straßentoilette die Türe zur Wohnung der Familie Merten. Mit einem schnellen Blicke, während der ersten Verbeugung, hatte er unter der noch um den Abendtisch versammelten Familie auch das fesche Haustöchterchen erspäht und gleichzeitig mit peinlichster Überraschung in ihr jenen hochblonden Backfisch erkannt, von dem er, kurz vor den Ferien, auf der Straße einen gewaltigen Korb erwischt hatte. Sie erkannte ihn gleichfalls sofort; aber während Edgar seine unbefangene Sicherheit sofort wiedergefunden hatte, färbten sich ihre Wangen ziemlich deutlich mit dem Rote der Verlegenheit. Die allseitige Bekanntschaft war bald gemacht, und kaum drei Stunden später hatte Bleichert durch sein elegantes Auftreten die Herzen der Familie völlig erobert, aber gleichzeitig sein eigenes an Gertrud – dies der Name des Haustöchterchens – verloren. Als er beim Abschiede jedem der Familienmitglieder die Hand

reichte und Frau Merten der Hoffnung auf einen baldigen längeren Besuch Ausdruck gab, wiederholte er deren Worte zu Gertrud gewendet, auf die flüchtige, bisher unerwähnt gebliebene Straßenbegegnung anspielend, mit Betonung: „Hoffentlich nächstens länger.“ Abermaliges Erröten Gertruds war die Folge.

Dann eine letzte tiefe Windrosenverbeugung Bleicherts, und er verschwand aus der Tür. Karl begleitete ihn. Als sie die Treppe hinunterstiegen, gab ihm Bleichert einen tüchtigen freundschaftlich sein sollenden Rippenstoß. Auf den erstaunten Blick Karls fügte er anstatt einer Entschuldigung dieser Freundschaftsbezeugung hinzu:

„Du, Karl, ich bin hin, total hin in das Mädel.“

„Nichts mehr zu machen, Edgar! Wie gesagt, bereits unsterblich in den langen Eichler verliebt.“

„Aber ich bitte dich, leidet denn das Mädel an Geschmacksverwirrung? In den Dummkopf! Wie ist denn das möglich?“

„Weißt du, sie wohnen seit längster Zeit im selben Haus, haben als Kinder mitsammen gespielt, er macht ihr heute noch die Aufgaben – sie geht nämlich in die Handelsabteilung vom Mädchenlyzeum –, und schließlich billigen ihre Alten den Verkehr mit dem Duckmäuser. Er ist halt ‚ein ernster Junge‘. Sie läßt sich nur von *ihm* begleiten, Ansichtskarten schicken et cetera. Jeder andere kriegt von ihr einen Korb.“

„Stimmt! Davon kann ich – also hab ich gar keine Aussichten auf Annäherung?“

„Nicht die geringsten. Du kannst ruhig alle Hoffnungen aufgeben. Oder nein! Ich habe eine grandiose Idee. Möchtest du ihr Briefe schreiben?“

„Das wäre göttlich, Karl! Dann müßte ich sie doch gewinnen. Du kennst doch meinen Stil! Aber lächerlich! Sie wird doch keine Briefe annehmen?“

„Paß mal auf, Edgar. Die Sache ist folgende: Gertrud Merten hat vor vier Tagen – aus Langweile und Übermut – im hiesigen Wochenblatt inseriert, daß ‚ein flotter Backfisch mit ebensolchem Herrn‘ zu korrespondieren wünsche. Alles natürlich streng anonym und poste restante. Diesen Briefverkehr haben zwei Freunde aufgenommen, die nach Vereinbarung abwechselnd Gertruds Briefe beantworten sollen. Der eine von den beiden – ein Bankbeamter – hat ihr bereits

einen Brief geschrieben. Gertrud hat heute die Antwort an ihn abgeschickt und schreibt darin auch die Chiffre, unter der sie von dem andern – einem Studenten – den nächsten Brief erwartet. Nun gehst du morgen ganz zeitig auf das Postamt, behebst ihren Brief und beantwortest ihn, indem du die Rolle jenes Studenten spielst. Du teilst ihr gleichzeitig mit, daß der Bankbeamte wegen beruflicher Verhinderung die Korrespondenz nicht mehr weiterführen kann, und du schreibst ihr dann nur allein. Von der ganzen Sache hat Gertrud außer mir keinem Menschen ein Sterbenswörtchen gesagt. Vor mir aber hat sie gar keine Geheimnisse, und ich muß ihr ja auch die Briefe von der Post abholen. Selber darf sie dies natürlich nicht riskieren. Sie hat mir auch den Brief zu lesen gegeben, den sie bekommen hat, so daß ich einerseits dafür Sorge tragen kann, daß du mit dem ersten Brief nicht in Widersprüche gerätst, und ich andrerseits die Chiffre kenne, unter der du Gertruds Brief beheben mußt. Nun, was sagst du zu meiner Idee?"

„Ich bin starr! Du bist ein Halbgott, Karl, und wenn dein Plan gelingt, ein ganzer Gott! Himmel, wenn der Briefwechsel zustande käme, das wäre ideal! Du, Karl, komm, jetzt trinken wir uns auf glückliches Gelingen einen feudalen Weinrausch an. Der Rest meines Reisegeldes muß heute springen. Du, wenn dein Plan gelänge!"

Am nächsten Tage saßen Karl und Edgar im Zimmer des letzteren. Karl erzählte von Gertrud Merten, von ihrem Charakter und Geschmack, von ihrer Vorliebe und Abneigung, von ihren guten und üblen Gewohnheiten und Eigenschaften. Er erzählte, wie und weshalb sie für Gerold, den ersten Heldendarsteller des Stadttheaters, schwärme, er erzählte von ihren kecken, schnippischen Antworten, von ihrer Unbescheidenheit aus Prinzip, er erzählte von ihrer Liebe zum langen Eichler und daß ihr Lieblingslied das Operettenlied „A bisserl Romantik, a bisserl Poesie" sei. Er erzählte dann auch, daß Gertrud noch heute früh zu ihm – unter dem Siegel der Verschwiegenheit – geäußert hatte, daß „dieser Bleichert" eigentlich doch ein ganz reizender Kerl sei. Und Edgar Bleichert saß stumm und hörte atemlos und aufmerksam dem zu, was Karl ihm erzählte, und nur von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf den vor ihm auf dem Tische liegenden Brief Gertruds, den er früh von der Post abgeholt hatte. Erst als Karl ihn verlassen hatte, schien er plötzlich aufzuleben. Er setzte sich hin und schrieb die Antwort.

Er begann selbstverständlich damit, daß sein Freund, der Bankbeamte, wegen plötzlicher unvorhergesehener Abreise den so schön begonnenen Briefverkehr nicht fortsetzen könne und das unbekannte Fräulein mit seiner Wenigkeit allein werde fürlieb nehmen müssen, wofür er seinerseits dem Schicksal nur innigen Dank wisse.

Und dann beschrieb er treuherzig und wahrhaftig seinen Stand und Charakter. Er schrieb, daß er Student sei und ein leichtlebiger und leichtsinniger Kerl und daß seine Eltern mit aller Macht auf die Vollendung seiner Studien drängten, während es ihn mit allen Fasern seines Herzens zu einer journalistischen Tätigkeit ziehe, zu der er auch die richtigen Fähigkeiten in sich fühle. Hierauf schrieb er – Gertrud beschreibend –, wie das Weib, das sein Ideal wäre, beschaffen sein müßte: Sie müßte blaue Augen haben, meerestiefe und meeresblaue Augen und langes, herabfallendes blondes Haar, so blond, daß es aussehen müßte, als habe die Sonne sich vom Anblicke der üppigen Flechten nicht losreißen können und ihre goldenen Strahlen wären auf dem Haare haftengeblieben. Jedoch – fügte er, um eventuelle Verdachtsgründe zu zerstreuen, galant hinzu – auch wenn seine unbekannte Briefschreiberin tiefschwarze oder grellrote Haare habe, so zweifle er dennoch nicht, daß sie ihm nicht minder ausgezeichnet gefallen würde, weil sie ihr sicherlich vortrefflich zu Gesichte ständen. Aber er bitte für alle Fälle um diesbezügliche beschreibende Angaben, weil er – als leidenschaftlicher Dichter – seine unbekannte Briefschreiberin gerne besingen möchte. Und weil er eben als Dichter „a bisserl Romantik, a bisserl Poesie“ liebe, so bitte er das unbekannte Fräulein, ihn im nächsten Briefe nur mit dem traulichen Du anzureden. Es klinge dies herzlicher, und da sie sich doch unbekannt zu bleiben gedächten, so sei die Art der Anrede ja völlig gleichgültig.

Gertrud antwortete richtig per du. Gleichsam als Entschuldigung hierfür fügte sie hinzu, daß sie es sicher nicht getan hätte, wenn sie nicht zu dem unbekannten Herrn Studenten eine große Sympathie gefaßt hätte, die jedenfalls durch die Ähnlichkeit seiner Charakterzüge und Schicksale mit den ihrigen begründet sei. Denn auch sie müsse wider ihren Willen studieren, noch dazu die Handelswissenschaft. Die Eltern schickten sie nämlich in einen Handelskurs, mit der Begründung, daß man alles Gelernte einmal verwerten könne

und daß man nie wisse, wozu man es brauchen könne. Sie wolle aber viel lieber zu Hause sitzen und Bücher lesen, statt in der Schule die ekligen Handelsfächer anzuhören. Dann schrieb sie, daß sie zufällig wirklich blond sei, und bat ihren Unbekannten um ein Produkt seiner dichterischen Tätigkeit. Und zum Schlusse gab sie ihrer Freude darüber Ausdruck, daß er gerade ihr Lieblingslied zitiert hatte, und fragte an, ob ihm denn die Operette, der es entnommen war, auch so gut gefalle wie ihr.

Diese letztere Bemerkung konnte Edgar bei der Beantwortung des Briefes dazu verwenden, um einige das Gebiet der Bühne betreffende Anschauungen anzusprechen und sich auch hier als seelenverwandt zu beweisen. Er kam hierbei unter anderem – wie zufällig – auch auf den Heldendarsteller Gerold zu sprechen und fragte an, ob sie denn auch wie alle jungen Mädchen von E. für diesen schwärme.

In ihrem Antwortbriefe bejahte sie diese Frage. Hieran konnte nun Bleichert anknüpfen, um den langen Eichler aus dem Herzen Gertruds zu verdrängen. Zuerst schalt er Gertrud aus, daß sie sich von einer albernen Art der Backfischliebe nicht emanzipiert habe. Und nun begann er ihr die beiden Sorten der Backfischliebe zu erklären: „Das junge Mädchen schwärmt in der Regel für irgendeinen Tenor, einen jugendlichen Liebhaber oder einen Heldendarsteller, je nachdem wer gerade in Mode ist, das ist wer von allen anderen Backfischen gleichfalls angehimmelt wird. Ob der nun gut oder schlecht spielt respektive singt, das ist dem Fräulein ganz gleichgültig. Wenn er nur ein eleganter, schneidiger Kerl ist und im Lampenlicht ein recht interessantes Aussehen hat, so ist und bleibt er ihnen schon der erste Künstler. Bei der zweiten Kategorie der Backfischliebe wird der betreffende Jüngling zwar nur von einem Mädchen angeschwärmt, aber diese ist trotzdem die weitaus dümmere: Im selben Haus oder vielleicht im selben Stockwerk, in dem das Mädchen die erste Kindheit verlebt, wohnt ein Knabe, der nur ein oder zwei Jahre älter ist. Bald finden sich die Kinder zum täglichen Spiele zusammen, werden gute Freunde und bleiben es auch weiter. Später schnappen die zwei Kinder irgendwo den Ausdruck ‚Liebe' auf, und so wie sie früher ‚Mann und Frau' gespielt haben, so spielen sie jetzt ‚Geliebter und Geliebte', nur mit dem einzigen Unterschiede, daß sie jetzt nicht mehr einsehen, daß das

ganze ein Kinderspiel ist. Dann kommt der Knabe auf das Gymnasium, und sie ist gewöhnlich noch stolzer darauf als er. Jetzt hilft er ihr nicht nur bei ihren Hausaufgaben, sondern schickt ihr auch Ansichtskarten, begleitet sie auf der Straße et cetera. Als Kind hat ihn das Mädchen nicht näher betrachtet, als Backfisch fehlt der äußere Anlaß, um ihn und seinen Charakter unparteiisch zu prüfen, und so geschieht es, daß oft ein ganz hübsches und gescheites Mädchen mit dem unsympathischesten, egoistischesten und häßlichsten Burschen eine Liebelei unterhält, die eventuell sogar in der ehelichen Verbindung ein tragisches Ende finden kann." Deshalb – fügte Edgar hinzu – freue es ihn, daß seine unbekannte Freundin wenigstens nur der ersten, der ungefährlichen Art der Backfischschwärmerei huldige. Seinem Briefe legte er dann – dem Verlangen, das sie in einem früheren Briefe ausgesprochen hatte, entsprechend – einige Gedichte bei, in denen er Gertrud besang, von welchen er aber angab, daß er sie auf sein erträumtes, ersehntes Ideal gedichtet habe.

Jedem seiner folgenden Briefe legte er eines oder mehrere dieser seiner Gedichte bei, und diese bewirkten es bald, daß an Stelle des langen Eichler, der durch die scheinbar allgemeine und „zufällig" treffende, vernichtende Kritik vollständig aus ihrem Herzen verdrängt worden war, der unbekannte Briefschreiber trat. Als sie diesen in einem Briefe bat, er möge ihr eine deutsche Hausarbeit über „Jugend und Frühling" machen, da sandte ihr Bleichert eine wunderschöne begeisterte Arbeit über dieses Thema.

Gertrud schrieb die Arbeit wörtlich ab und gab sie ab. Hiedurch fühlte sie sich dem unbekannten Briefschreiber zu Dank verpflichtet und hatte nun endlich außer dem innern auch den äußern Anlaß, seinen in jedem Brief wiederholten Bitten um ein Stelldichein stattzugeben. Sie schrieb ihm also, daß sie „aus Dankbarkeit für die herrliche Hausarbeit" – so wie er es erbeten – den nächsten Nachmittag um zwei Uhr, mit einer roten Rose als Erkennungszeichen, vor dem Stadttore sein werde.

Das Erstaunen Gertruds, als sie sah, daß Edgar Bleichert der Briefschreiber gewesen war! Aber das Gefühl der Überraschung mischte sich mit dem der Freude, denn sie hatte den schneidigen Burschen auch persönlich herzlich liebgewonnen. Lachend erbat sie Aufklärung über die Vorgeschichte des Briefwechsels, lachend er-

hielt sie diese, und lachend und plaudernd zogen die zwei Menschenkinder vor die Stadt.

Am selben Tage saß Doktor Theodor Heltz, Deutschprofessor am deutschen Staatsgymnasium von E. und Lehrer des gleichen Faches an der Handelsabteilung des dortigen Mädchenlyzeums, an seinem Schreibtische und korrigierte mit roter Feder und roter Tinte die deutschen Hausarbeiten der Mädchen. „Jugend und Frühling" lautete das Thema. Die Durchführung war fast bei allen gleich und mit derselben Schablonenhaftigkeit und Geistesarmut ausgeführt. „Viele Dinge und Zeiträume in Natur und Menschenleben lassen sich miteinander vergleichen; so auch Frühling und Jugend." So oder ähnlich begannen die meisten, nur daß einige nach „vergleichen" die Interpunktion weggelassen oder falsch gesetzt hatten, welche Fehler Professor Heltz mit roter Feder grob anstrich. Da plötzlich kam eine Arbeit, die durchaus nicht nach dem Plane gearbeitet war, den er seinen Schülerinnen als Anhaltspunkt angegeben hatte. Gleich nach dem ersten Wort überzeugte er sich, ob er den Namen der Eigentümerin des Heftes richtig gelesen habe. Jawohl, da stand es groß und deutlich am Heftdeckel: Deutsche Hausarbeiten der Gertrud Merten. Staunend las er die Arbeit, aus der eine Begeisterung, eine Jugendfrische und Jugendfreude sprach, die er dem so leichtsinnig-schelmischen Backfischlein nicht zugetraut hätte, obwohl auch die sonstigen Arbeiten Gertruds immer ganz gut stilisiert waren. Er las die Arbeit zweimal, dreimal, er fand darin die Ideale seiner eigenen Jugend verkörpert, und es war ihm, als erschien ihm selbst der Frühlingssturm, die Erneuerung der Natur und der Jugend ... Im Lesen und Denken und Erinnern vergaß er ganz das Korrigieren der orthographischen Fehler und der weggelassenen Interpunktionen, und als er diese Fehler endlich bemerkte, da war er zum ersten Male in seinem Leben mit vollem Bewußtsein und voller Absicht ungerecht. Er wollte nämlich die Arbeit nicht durch eine schlechte Note verunzieren, und so setzte er – bevor er das „Vorzüglich" darunter schrieb – die Fehlerverbesserung mit gewöhnlicher schwarzer Tinte statt mit der roten in die Arbeit.

Dann nahm er zerstreut das nächste Heft zur Hand: „Viele Dinge in Menschenleben und Natur lassen sich miteinander vergleichen, so auch ..." Pfui Teufel! Doktor Heltz stieß das Heft von sich. Das

also war aus ihm, dem einst so begeisterungsreichen, von edlen Lebensidealen erfüllten Studenten, geworden: ein simpler Schulmeister, der noch simplere, schablonengleiche Mädchenaufgaben ausbesserte und Interpunktionen korrigierte! Nein! Nein! Noch war es nicht zu spät zur Rückkehr zum Ideellen.

Und plötzlich schwoll eine gewaltige, berauschende Sehnsucht in ihm empor, eine Sehnsucht nach dem Glücke des Frühlings und der Jugend.

Er wollte und mußte aus der drückenden Stubenluft hinaus in den freien Frühling. Er nahm den Hut vom Ständer. Nein! Den Zylinder vermochte er heute nicht aufzusetzen, dieses äußere Abzeichen seiner steifen Würde. Am liebsten hätte er – so wie einst – seine grellrote Burschenkappe in die Stirne gedrückt, aber was wußte er, in welcher Bodenkammer dieser Stolz seiner Jugend moderte!

So nahm er seinen leichten Sommerhut und eilte ins Freie, in die Felder und Wiesen vor der Stadt.

Da wurde noch einmal Frühling in seiner Seele, und auf den Sträuchern und Hecken da blühten die roten Rosen und nickten ihm zu wie die freuderoten Tage seiner Jugend ... Ob seine Schüler wohl auch so voll von sonniger Begeisterung waren wie er damals im Lenze seines Lebens? Er wußte es nicht. Am ehesten noch der kecke und vorlaute Edgar Bleichert, der die schönsten deutschen Aufgaben lieferte. Und dann die Merten, die sonst so oberflächlich und flüchtig war. Ob er ihr jemals eine so schöne Arbeit zugetraut hätte wie jene, die ihn heute so herrlich verjüngt und gekräftigt hatte! Und er nahm sich vor, von nun an die Seelen und Stimmungen seiner Zöglinge zu studieren, sich in ihr Innerstes zu versetzen und in ihren Herzen zu neuer Jugend und neuem Frühling zu erwachen.

Da plötzlich griff sich Professor Heltz an den Kopf, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume. Aber nein, es war kein Traum, keine Täuschung: Die zwei Menschenkinder, die lachend Hand in Hand – mit roten Rosen an der Brust – ihm entgegenzogen, waren gerade die zwei, bei denen seine Gedanken soeben geweilt hatten: Edgar und Gertrud.

Sie bemerkten ihn zuerst nicht, denn sie blickten nicht vor sich auf die Landstraße, sie blickten nicht umher auf das Blühen und Sprießen, sondern sie blickten sich nur in die Augen und lasen den Frühling aus diesen.

Erst als sie knapp vor Doktor Heltz angelangt waren, sahen sie ihn, erschraken und eilten vorbei; doch Heltz schaute nun absichtlich an ihnen vorbei ins Leere, um nicht vorschriftsgemäß die Anzeige erstatten zu müssen.

Dies Vorbeischauen deuteten sich die beiden Leutchen auch in dieser Weise und eilten voll Freude über die Güte ihres Lehrers sorglos vorüber.

Doktor Heltz ging weiter. Nach ein paar Schritten blickte er auf die Uhr. „Drei Uhr! Es ist doch eigentlich eine Frechheit, sich jetzt Ferien zu machen", brummte er plötzlich mißmutig in sich hinein, „ich hätte doch Lust... Aber nein", unterbrach er sich, „ich kann doch meine beiden begabtesten Schüler nicht so schwer bestrafen lassen."

„Ach was, begabtesten", murmelte er dann wieder. „Bleichert noch. Aber Merten? Lächerlich! Sonst hat sie lauter schlechte Noten, wegen dieser einen Arbeit, wer weiß, ob sie..." Plötzlich fuhr es ihm durch den Kopf: „Die Arbeit hatte Bleichert gemacht!" Der Neid nach dem Glück und nach der Jugend der beiden jungen Leute, der ihn bei der Begegnung erfaßt hatte, hatte ihn auf diese Entdeckung gebracht, und die Begeisterung war entschwunden. „Mich betrügen zu lassen, von solchen Kindsköpfen. Ich, der Menschenkenner! Aber das sollen sie mir büßen. Dieser faule Fratz! Da hilft man den Mädeln auf jede mögliche Art, macht ihnen die Disposition, aber die noble Dame läßt sich von ihrem Herrn Galan die Hausarbeiten machen und geht zur Schulzeit mit ihm spazieren. Und dieser Bleichert! Mündlich kriegt er lauter ungenügende Noten, lernt nichts, zum Courschneiden und Hausarbeiten-en-gros-Liefern hat er Zeit. Nun, wir wollen ihnen schon das Handwerk legen..." Dergleichen brummte Doktor Heltz in seinen Bart, um seinen Neid vor sich selbst zu entschuldigen. Und es wurde wieder grau und öde in ihm, grau und staubig um ihn. Es war Winter für ihn geworden und entschwunden die freuderoten Rosen, der Frühling und – die Jugend.

Den nächsten Tag wurde Bleichert um zehn Uhr vor den Direktor gerufen. „Bleichert, Sie haben gestern mutwillig zwei Unterrichtsstunden versäumt; dafür werden Sie von der heutigen Konferenz eine vierstündige Karzerstrafe erhalten: ich aber habe Sie hierher gerufen, um Ihnen ans Herz zu legen, sich während der drei

Wochen, die Sie noch von der Matura, von Ihrem Abschiede von dem Gymnasium, trennen, nichts mehr zuschulden kommen zu lassen und nicht durch solchen Leichtsinn Ihre ganze Existenz zu vernichten. Es wäre schade um Sie, Bleichert! Gehen Sie."

Edgar stand draußen. Er hatte kein Wort von der Ermahnung, von der Warnung zugehört, sondern er wußte nur, daß ihn Professor Heltz doch angezeigt hatte. Vielleicht dachte er, ich würde nicht bestraft werden. Er gedachte doch sicherlich nur seine Pflicht zu erfüllen. So oder ähnlich suchte er in seinen Augen die Anzeige seines sonst so verehrten und geliebten Lehrers zu entschuldigen. Da kam ihm gerade Doktor Heltz mit einem andern Professor auf dem Gange entgegen. Schon wollte Bleichert mit einem wehmütigen, vorwurfsvollen Blick den Hut ziehen, da sah er, daß der Professor, als er ihn erblickt hatte, vor Schuld errötete und seinen Blick vermied. Da fühlte Edgar, daß ihm Doktor Heltz ein bewußtes Unrecht zugefügt habe, ein Unrecht, dessen dieser sich selbst schämte. Bleicherts Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen, und laut entrang sich seinen Lippen der Ruf: „Schuft! Denunziant!" Er merkte, daß Professor Heltz blaß wurde, und eilte teils erleichtert und teils bestürzt von dannen.

Den nächsten Tag kam der Direktor während der ersten Unterrichtsstunde in die Klasse. „Bleichert! Sie haben gestern meine wohlmeinende Warnung in den Wind geschlagen und unmittelbar nach derselben in der frechsten und gröbsten Weise Herrn Doktor Heltz beleidigt. Selbstverständlich steht auf diese Beschimpfung sofortiger Ausschluß von allen Gymnasien des Reiches. Nun aber könnten Sie jetzt, da der Schulschluß erst in zwei Wochen ist, nicht einmal das Semestralzeugnis bekommen, so daß Sie mit der sofortigen Ausschließung sogar das Anrecht auf die einjährige Dienstzeit verlieren würden, eine Strafe, durch die Ihre ganzen acht Gymnasienjahre praktisch beinahe wertlos wären. Um Sie nicht so hart zu bestrafen, hat der Lehrkörper nur bodenlosen Leichtsinn, die augenblickliche Erregung und keine böswillige geplante Absicht als Motiv Ihrer Handlungsweise angenommen und hat beschlossen, von einer Ausschließung abzusehen und Sie mit einem vierzehnstündigen Karzer zu bestrafen. Daß Sie infolgedessen ‚nicht entsprechend' auf das Semesterzeugnis bekommen und deshalb nicht zur Matura zugelassen werden, ist selbstverständlich. Danken Sie es der

Fürsprache des Herrn Doktor Heltz, daß Sie noch verhältnismäßig glimpflich davongekommen sind. Der Herr Klassenvorstand wird Ihnen mitteilen, wann Sie die Strafe abzusitzen haben. Setzen Sie sich!"

Die Augen der ganzen Klasse richteten sich bemitleidend nach dem gemaßregelten Kollegen.

Aber Bleichert fühlte sich gar nicht bemitleidenswürdig. In seinem Kopfe lebte nur der freudige Gedanke: Er durfte nicht maturieren. Sein Ehrgeiz und das Gefühl, daß er dadurch seine Eltern hintergehen würde, hätten ihm verboten, bei der Matura absichtlich durchzufallen, und nun kam ihm das Glück zu Hilfe: Er durfte nicht maturieren. Er durfte nicht maturieren, also auch nicht mehr studieren, so wie es seine Eltern wollten. Er durfte nicht maturieren! Das war gleichbedeutend mit seinem Lieblingswunsche, zur Zeitung zu gehen und frei schreiben zu können, wozu es ihn hinzog, und nicht das, was ihm solch ein Philister von einem Professor vorschrieb. Hurra! Er durfte nicht maturieren!

Ein analoger Vorfall spielte sich wenige Stunden darauf in der Handelsabteilung des Mädchenlyzeums ab. Dort saß Gertrud Merten in der kaufmännischen Arithmetikstunde, aber statt sich um die Zahlen im Heft und auf der Tafel zu bekümmern, kaute sie sinnend an ihrem Federstiel und zog wehmütig den gestrigen frohen Nachmittagsspaziergang mit der faden Mathematikstunde von heute in Vergleich. „Merten, rechnen Sie weiter!" schallte plötzlich die Stimme des Mathematiklehrers vom Katheder her. Gertrud beugte sich verwirrt über ihr Heft, aber in dem Konglomerat gedankenlos hingekritzelter Ziffern hätte sich selbst der aufmerksamste Rechner nicht auskennen können.

„Schon gut, Merten! Ihr Nichtgenügend haben Sie schon. Ein bißchen Aufmerksamkeit könnte Ihnen auch nichts schaden!"

Trotzig stützte Gertrud ihren Kopf in beide Hände. Was kümmerte sie es, daß die Arithmetikstunde zu Ende ging und daß Professor Heltz hereintrat. Ihre Gedanken grollten mit ihren Erziehern: Was diese Menschen eigentlich von ihr wollten! Wozu man denn im Haushalte die Buchhaltung, die kaufmännische Arithmetik und dergleichen Zeug brauchen könne. Was man gelernt habe, könne man verwerten, sagten sie zu Hause. Aber Gertrud wollte nicht in die Lage kommen, jemals diese trockenen,

langweiligen Wissenschaften anzuwenden. Da würde sie doch lieber...

Ihre trotzigen auflehnenden Gedanken wurden durch die Aufforderung Professor Heltz', etwas über Klopstocks Leben zu erzählen, jählings unterbrochen. Gertrud stand auf.

„Bitte, Herr Professor, ich konnte mich nicht vorbereiten. Ich war gestern unwohl und habe auch in der Schule gefehlt." Ein überlegenes Lächeln huschte über Doktor Heltz' Gesicht, als er Gertruds Entschuldigung mit ironischer Höflichkeit erwiderte: „Ach, Fräulein Merten, mit dem Unwohlsein dürften Sie sich doch vielleicht irren? Ich habe nämlich das gnädige Fräulein gestern während der Schulzeit vor der Stadt promenieren gesehen."

Alle Mitschülerinnen wandten sich nach Gertrud. Diese aber brachte ohne Zögern in belehrendem Tone die schnippische Entgegnung vor: „Bitte, mein Unwohlsein bestand in Kopfschmerzen, und da diese eine Kopfarbeit unmöglich machten, so sollte ich statt in die Schule ein wenig spazierengehen. Bei diesem Spaziergange dürften mich Herr Professor gesehen haben."

In der Klasse entstand lebhaftes Beifallgekicher. Hierüber noch mehr als über Gertruds kecke Antwort aufgebracht, spielte Doktor Heltz seinen letzten Trumpf aus.

„Und mein Schüler Bleichert, der Sie begleitete, das war wohl der Arzt, was?"

„Nein, bitte, das war nicht der Arzt, sondern mein Cousin, der mich zu meinem Schutze begleitete."

Doktor Heltz schäumte und zitterte vor Erregung.

„Ihr Cousin", brüllte er sie an, „und zu Ihrem Schutze! Solch eine unverschämte Antwort ist mir noch nicht vorgekommen! Vor was sollte er sie denn schützen? Wohl vor wilden Tieren?"

„Nein, aber vor Landstreichern", entgegnete Gertrud, der bei diesem Anbrüllen auch der letzte Faden der Disziplin riß, „man weiß nämlich nie, was für Leuten man da draußen begegnen kann."

Der verächtliche Blick, mit dem sie dabei ihren Lehrer streifte, genügte, um diesem die Beleidigung, die in diesen letzten Worten lag, in ihrer vollen Bedeutung klarzulegen. Er wurde kreidebleich. Einen Augenblick starrte er die Schülerinnen an, die zum Teil das Taschentuch in den Mund gepreßt hatten, um das Lachen zu verbeißen, zum Teil voll Neugier und Teilnahme auf ihn blickten.

Den nächsten Augenblick stand er mit geballten Fäusten, funkelnden Augen und geröteter Stirnader vor Gertrud, als wollte er sich an ihr vergreifen.

Mit den Worten: „Merten, schicken Sie Ihren Vater sofort in die Anstalt", stürmte er wütend aus der Klasse in die Direktionskanzlei.

„Du, Edgar, meine Filia hospitalis hat heute vormittag wegen ‚grober Frechheit gegen ein Mitglied des Lehrkörpers' das Consilium abeundi vom Mädchenlyzeum bekommen", sagte Karl zu Bleichert, als die zwei nachmittags gemeinsam in die Schule gingen. Bleichert, der Gertruds Abneigung gegen den Handelsunterricht kannte und heute bereits bedauert hatte, daß er ihr nicht einen Teil seines Glückes abtreten könne, machte vor Freude einen Luftsprung. „Karl, ist das wahr, auf dein Ehrenwort wahr? Bitte dich, Karl, entschuldige mich in der Schule. Sage, ich habe von der vormittägigen Aufregung einen Schüttelfrost bekommen oder sonst etwas." Als ihn sein Kollege ganz verblüfft anstarrte, fügte Edgar zur Erklärung hinzu: „Mir ist nämlich wirklich nicht ganz gut." Aber die lustigen Sprünge, mit denen er davoneilte, straften seine Schlußbeteuerung Lügen, und Karl dachte am Schulwege über den Grund der Freude nach, die jetzt Edgar und kurz vorher Gertrud empfunden hatte, als er ihr von der Ausschließung Bleicherts erzählt hatte.

Ohne Verabredung trafen sich Gertrud Merten und Edgar Bleichert am selben Tage – so wie das erste Mal – pünktlich um zwei Uhr vor dem Stadttore. Sie sprachen kein Wort. Sie faßten sich bei den Händen und zogen – den Frühling im Herzen – hinaus in den lachenden Frühlingstag.

GLÜCKLICH ABGEWÖHNT

Heute abends will ich meinen Freund Uhlich besuchen.

Merkwürdig genug, durch welchen Zufall ich mich entsonnen habe, daß er hier ist.

Schon drei Monate bin ich in der fremden Millionenstadt. In der Zeit, da ich hier bin, habe ich nie an ihn gedacht. Das ist ja auch ganz

begreiflich. Wir hatten zwar zwölf Schuljahre zusammen die Schulbank gedrückt und waren immer recht gute Freunde gewesen, aber auch acht Jahre sind eine lange Zeit, und in den acht Jahren, die seit unserem Abiturium, seit unserem Abschied vom Gymnasium verstrichen sind, haben wir – mein Freund Uhlich und ich – einander nicht mehr gesehen. Und wohl auch nicht viel aneinander gedacht. Am Anfang vielleicht noch. Aber wenn die Prosa des Lebens kommt, der Lebensberuf und der Gelderwerb, da ist der Augenblick Alleinherrscher, und man denkt nicht mehr an schöne Zeiten zurück.

Wozu auch! Man würde nur zum Zeitvergleich gedrängt und müßte neidisch werden.

Ob man wohl mit Recht neidisch würde? Ob wohl jene vergangenen Zeiten wirklich so schön waren? Ja, heute – wenn wir rückblicken –, heute erscheinen sie freilich sehr schön. Was waren denn das für Sorgen damals: die Sorge um eine gute Schulnote, die Sorge, nicht vom Professor im Wirtshause oder beim Rauchen erwischt zu werden, und ähnliches. Ja, die Sorgen von damals drehten sich freilich nur um Dinge, die wir heute als Nichtigkeiten betrachten und die auch Nichtigkeiten sind. Aber damals erschienen sie uns eben nicht als Nichtigkeiten, sondern als wichtige Dinge, und ich glaube, daß die Sorgen, die wir uns anno dazumal überflüssigerweise machten, so groß und drückend waren wie die Sorgen, die wir uns heute üb – beinahe hätte ich wieder überflüssigerweise gesagt – machen. Wer weiß, ob wir nicht später die Zeit, in der wir uns jetzt so elend plagen und rackern, als eine schöne Zeit betrachten werden. Ja, wenn wir so die Vorzukunft wissen könnten, vielleicht würde uns dies über die Rauheit der Gegenwart hinwegzutrösten vermögen.

Heute ging ich – in beruflichen Gedanken versunken – durch die Straßen. Da blickte ich einen Vorübergehenden an und glaubte, es sei mein alter Schulkollege Uhlich. Ich ging ihm nach und sehe, daß ich mich total geirrt hatte. Von einer Ähnlichkeit mit Uhlich gar keine Spur.

Wieso war mir gerade Uhlich eingefallen? Ich hatte doch schon die längste Zeit nicht mehr an ihn gedacht. Aber jetzt mußte ich natürlich an ihn denken. Und da erinnere ich mich plötzlich, daß er ja hier einen Redakteurposten erhalten hat. Ich gehe in das nächste Restaurant und finde wirklich im Adreßbuch seine Adresse.

Heute abends werde ich zu ihm hingehen. Ich freue mich schon so

sehr auf das Wiedersehen! Ob er mich wohl sofort erkennen wird? Ob er noch Junggeselle ist? Ach nein, er hat mir ja vor vier Jahren die Nachricht gesandt, daß er sich mit Else Donndorf vermählt habe.

Und die Vorwürfe, die ich mir damals, als ich diese Nachricht erhielt, gemacht und schnell wieder fortgescheucht habe, senken sich jetzt als Schatten über meine Freude. Wenn er nun nicht glücklich mit ihr geworden ist, wenn er in ihr nicht das Weib gefunden hat, das er in ihr zu finden glaubte, so bin ich zumindest nicht schuldlos daran.

Mir ist die Geschichte von damals noch klar vor Augen.

Wir standen vor der Maturitätsprüfung. Aber wir kümmerten uns weniger um die Matura als um die bevorstehenden Tanzstunden. Es war nämlich Stadttradition, daß die jeweiligen Abiturienten Tanzstunden veranstalteten, die sich bei den tanzstundenfähigen Backfischen der Gesellschaft großer Sympathien und regster Beteiligung erfreuten. Es war daher unser besonderer Ehrgeiz – wie wahrscheinlich derjenige aller vorhergegangener und nachfolgender Abiturienten –, die Tanzstunden in diesem Jahre besonders schneidig erscheinen zu lassen. Hiezu bedurfte es vor allem eines repräsentablen, energischen Obmannes, und über dessen Person bestand für uns kein Zweifel. Uhlich war der einzige. Er wäre auch zweifelsohne einstimmig zum Obmanne gewählt worden, denn er erfreute sich großen Ansehens unter allen Kollegen. Aber die Sache hatte einen Haken: Uhlich wollte nämlich nicht. Gründe gab er keine an. Aber er wollte nicht.

In der Schule nahmen mich einige Kollegen beiseite. „Du mußt ihn umstimmen. Du bist sein Freund, und mit deinem Mundwerk wird es dir sicherlich gelingen."

Ich nickte leutselig Gewährung. „Werde sehen, was sich tun läßt." Dabei ließ ich nicht merken, daß ich mich durch das Zutrauen zu meiner Überredungsgabe und mehr noch durch die Konstatierung meines Freundschaftsverhältnisses zu Uhlich geschmeichelt fühlte.

Ob wir nun wirklich Freunde waren, hängt von der Auffassung des Freundschaftsbegriffes ab. Tatsache aber ist jedenfalls, daß Uhlich und ich am meisten miteinander verkehrten.

Ungleiche Pole ziehen einander an. Ich hatte mich ihm, obwohl er älter war, angeschlossen, weil mir – wie uns allen – sein ziel- und

selbstbewußtes Wesen imponierte, er mochte mich – vielleicht aus ungefähr gegenteiligen Gründen – sehr gut leiden. Fast jeden Abend kam er zu mir, angeblich um zu arbeiten oder um Schach zu spielen. In Wirklichkeit rauchten wir aber, tauschten Weltverbesserungstheorien aus und hatten uns bereits ein – wenigstens nach unserer Meinung – vollständiges System der Weltverbesserung geschaffen. Ich war damals Poeta laureatus unserer Klasse. In Kneipzeitungsredigierung, Mitschülersatiren, Professorenverspottungsgedichten und ähnlichem war ich einzig. Aber nach Höherem stand mein Sinn. Und so brachte ich auch höhere Motive in Reime, besonders Uhlichs und meine philosophischen Ideen. Einige Male las ich ihm auch etliche dieser Sachen vor, aber er verspottete mich und kritisierte die Kinder, die mir meine Muse geboren hatte, in solch scharfer Weise, daß ich ihm aus gekränkter Vaterliebe nie mehr etwas vorlas, ohne mich aber dadurch im unentwegten Weiterschaffen beirren zu lassen. Erstens sind große Geister über alle feindselige Kritik himmelhoch erhaben, und zweitens spottete doch Uhlich wirklich über alles. Die heiligsten Dinge waren vor seinem Spotte nicht sicher.

Sogar über Else Donndorf und unsere Liebe zu ihr spottete er.

Und Else Donndorf war doch tatsächlich ein selten fesches Mädchen, und wir hatten sie alle aufrichtig gern. Es war wirkliches Glück, wenn wir sie mittags aus dem nahe unserem Gymnasium befindlichen Mädchenschulgebäude heraustreten sahen und dann fast eine halbe Stunde hinter ihr hergingen. Auf den Anblick ihres hübschen Gesichtchens mußten wir bei diesem Nachlaufen freilich verzichten, konnten aber um so gründlicher den schönen dunkelblonden Zopf bewundern, der unten in eine schwarze Masche endigte und dessen Ursprung oben unter der roten Mütze zu liegen schien, die in rätselhafter Weise fast senkrecht am Hinterköpfchen befestigt war. Und war das eine Glücksfülle, wenn ihr ein Buch, ein Heft zur Erde fiel, wir schnell herbeisprangen, es aufzuheben, und uns ein freundliches „Danke“ und einen schönen Blick verdienen konnten! Übrigens ließ Else Donndorf uns diese Glücksfülle nicht allzuselten zuteil werden, denn sie war wirklich ein sehr, sehr liebes Mädel.

Es war daher kein Wunder, daß die Liebe zu Else Donndorf ein gemeinsames Gefühl unserer Klasse war, etwa so wie das Interesse für unsere bevorstehenden Tanzstunden oder die Furcht vor dem

Klassenbuche, das auf dem Kathedertische lag und in das alle Unterrichtsstörungen und ungenügenden Noten eingetragen wurden, oder die Freude, die wir bei unvorhergesehener Erkrankung eines Professors empfanden, gemeinsame Gefühle unserer Klasse waren.

Wir alle – mit Ausnahme von Uhlich – liebten sie.

Uhlich war der einzige, der unsere Liebe zu ihr nicht teilte und Else Donndorf nicht leiden konnte. Obwohl er dies niemals merken ließ, haßte er sie sogar, weil er sich unseren Gefühlen nicht anschließen wollte und weil sich deshalb im Fühlen, im Gespräche mit uns schon ihr Name als etwas Fremdes zwischen ihn und seine Kollegen schob.

Und wir sprachen sehr viel von ihr: Wer wohl in den bevorstehenden Abituriententanzstunden am meisten mit ihr tanzen würde, ob wir mit ihr im Tanzsaale über unsere Straßenbegegnungen reden sollten, ob wir uns ihr wohl – wenn wir ihr vorgestellt worden wären – auch auf der Straße „anschmeißen" könnten und ähnliche wichtige Sachen.

Je näher der Termin der ersten Tanzstunde heranrückte, um so ausschließlicher sprachen wir von Else Donndorf, so daß der Haß Uhlichs seinen Kulminationspunkt erreicht haben mußte. Deshalb erfolgte auch bald der Rückschlag in die entgegengesetzte Empfindung; denn Gleichgiltigkeit dauert lange und endet wieder mit Gleichgiltigkeit, aber echte Liebe und echter Haß enden stets mit dem gegenteiligen Gefühle.

Uhlich hatte gefühlt, daß durch die Tanzstunden unsere Sympathie zu Else neue Nahrung erhalten würde und er sich dadurch seinen Kollegen wahrscheinlich noch mehr entfremden könne, und hatte deshalb (also aus etwas kleinlich-egoistischen Gründen) die Annahme der Obmannswürde verweigert, weil er insgeheim hoffte, hierdurch den ganzen Plan der Tanzstundenunterhaltung zu vereiteln. Als er aber sah, daß wir fest entschlossen waren, lieber den unansehnlichsten Krüppel der Klasse zum Komiteeobmanne zu wählen, als unsern schönen Plan aufzugeben, da ließ er sich endlich – scheinbar von mir überredet – dazu bewegen, sich zum Obmanne wählen zu lassen.

Der Jubel unserer Klasse war groß. Denn das, was Uhlich in die Hand nahm, das führte er auch mit Ehrgeiz und Entschiedenheit

durch. In zehn Tagen sollte die erste Tanzstunde sein. War das ein Aufregungsfieber in der Klasse!

Erste Tanzstunde ... Wir standen in der Mitte des Saales und bildeten die „Herren“-Insel oder stolzierten in den schwarzen Anzügen, die wir den Eltern, mit Hinweis auf die baldige Maturitätsprüfung, zu der man ja in Schwarz erscheinen muß, entlockt oder von ältern Brüdern entliehen hatten, im spiegelglatt gewichsten Spiegelsaale umher und verbargen unsere Erregung unter dem Lächeln von welterfahrensten Lebemännern. Die Tanzstunde verlief, laut einstimmiger Aussage von uns, den Mädeln und den Gardedamen, wunderbar. Uhlich war auch wirklich tüchtig. Wenn er zum Beispiel von ferne ein Mauerblümchen erspähte, sprang er eilig hinzu und bat um einen Tanz, oder er beorderte einen andern Kollegen mit diesem Geschäfte und sorgte für dessen rechtzeitige Ablösung.

Mit Else Donndorf tanzte er nicht. Um so mehr ich. Ich tanzte überhaupt mit keiner andern, begleitete sie nach Hause und lieh mir ihren Fächer zum Bemalen aus.

In der nächsten Tanzstunde gab ich ihr den Fächer zurück, auf den ich ein Akrostichon auf ihren Namen gedichtet hatte. Sie war – sonderbarerweise – von diesem Gedichte ganz begeistert und bat mich am selben Abend, ich möchte ihr ein Akrostichon auf den Namen einer Freundin fabrizieren, aber hierüber strengste Verschwiegenheit bewahren, da sie es, als eigenes Erzeugnis ausgebend, der Freundin im Stammbuch schreiben wolle.

Bei unserem nächsten Zusammentreffen erzählte sie mir dann, welches Aufsehen sie mit den Versen gemacht habe und ob ich wieder so freundlich sein wolle ... ? Ja, ich wollte wieder so freundlich sein. So hatte ich denn in sämtlichen Unterrichtsstunden alle Hände voll zu tun, um die Versfüße der Stammbuchreime zu zählen, mit denen mein Dichtergenie inkognito seine Anerkennung fand.

Elses Dichterruhm war schon so hoch gestiegen, daß ich – um ihn auf gleicher Höhe zu erhalten – ihr alle meine bisher unveröffentlichten Gedichte überbringen mußte, die sie niemals ohne meinen Schwur abnahm, bei meiner Ehre keiner Menschenseele je etwas von meiner Autorschaft zu verraten. Ich schwur und war froh, daß mich ein Geheimnis mit einem schönen Mädchen verknüpfte.

Ich kam ihr aber nicht näher. Näher kam ihr ein anderer: Uhlich.

Der war in einer Tanzstunde zufälligerweise mit Else Donndorf in dieselbe Sir-Roger-Gruppe gekommen, hatte sich ihr vorstellen und hierauf anstandshalber einige Pflichttänze mit ihr machen müssen. Dabei war es aber nicht geblieben. Es dauerte nicht lange Zeit, und sie hatten sich sehr gefunden. Für Uhlich war es nichts Besonderes, von einem Extrem in das andere zu springen, und was Else anbetrifft, so war es ihr schon vorher nicht unbemerkt geblieben, daß Uhlich sie ignoriert hatte, und was vermag einer schönen Dame mehr Ärger zu bereiten und mehr zu imponieren, als wenn man ihre Schönheit sichtlich ignoriert!

Ich trat zugunsten Uhlichs diskret den Rückzug an. Es fiel mir nicht schwer, denn meine Liebe zu ihr war eigentlich mit dem ersten Tanzstundenabende vorbei gewesen, mit dem Abende, mit dem sie aufhörte, der Backfisch mit der roten Mütze und den Schulbüchern zu sein und dafür die Dame im Kränzchenkleid zu sein begann, die jeder – vor soundso viel Zuschauern – zum Tanze in die Arme schließen konnte, ohne Anstoß oder Neid zu erregen. Und außerdem empfand ich beim Rückzuge doch ein gewisses Siegergefühl: Uhlich, der mich deshalb so oft verspottet hatte, war ja in meine (id est in ihre) Fußstapfen getreten. Ich merkte bald an seinem Benehmen, daß sein Verkehr mit Else anfing, sich etwas herzlicher zu gestalten. Er schrieb Briefe, schien auch solche zu bekommen, schwänzte die Schule – jedenfalls zu Rendezvous-Zwecken.

In der Tanzstunde bemerkte ich zufällig, wie ihm Else einen Zettel gab, und am selben Abend mußte ich ihr mein heiligstes Ehrenwort erneuern, keinen Menschen den wahren Urheber „ihrer" Gedichte zu verraten, selbst – meinem besten Freunde nicht. Ich begriff den Grund und mußte lächeln: Wahrscheinlich bekam Uhlich einige, ihm allerdings bisher unbekannte Erzeugnisse meiner vielverhöhnten Poetengabe nun aus zweiter Hand und würde sie wohl jetzt, mit Rücksicht auf die vermeintliche Autorin, wohl loben müssen.

Ähnlich war es auch.

Als ich ihn einige Tage darauf in seinem Zimmer besuchte, schrieb er gerade in einem sehr schön eingebundenen Buche, das er bei meinem Eintreten hastig zuklappte. Auf meine Frage, was er denn da geschrieben habe, verweigerte er Antwort. Ich kniff die Augen ein, schob die Unterlippe etwas in die Höhe und lächelte geringschätzig: „Furcht vor meinem Urteil."

Er brauste auf: Er fürchte sich vor niemandes Urteil, am allerwenigsten vor dem meinen. Wenn er mir das Buch nicht zeige, so habe dies ganz andere Gründe, die ich eben nicht wissen dürfe. Ich nickte.

„Ach so, es ist jedenfalls ein Geheimnis. Es ist ja selbstverständlich, daß du mir deine Geheimnisse schon nicht mehr zeigen kannst. Verzeihe, daß ich dies vergaß."

Meine Worte wurmten ihn. Er fühlte die Berechtigung meines Vorwurfes, daß er in seinen Liebeswochen unsere Freundschaft vernachlässigt habe. Ohne ein Wort zu sagen, reichte er mir das Buch. Auf der ersten Seite stand: Gedichte. Von Else Donndorf. Auf den folgenden Seiten waren von Uhlichs Hand meine – pardon, ihre Gedichte geschrieben. Innerlich kicherte ich Genugtuung; aber ich verzog keine Miene. Er bezeichnete mir einige Gedichte, die ihm besonders gefielen. Ich schaute ihn ironisch an.

„Also jetzt bist du so verliebt, wie wir es schon seit langem waren."

Erregt fuhr er auf: „Du wirst doch nicht mein Tun mit euern dummen Kinderstreichen vergleichen wollen. Ihr seid der Else nachgerannt, ohne mit ihr gesprochen, geschweige denn mit ihr gedacht zu haben. Aber ich ... Merkst du denn nicht, daß ihre Gedichte dieselben Ideen behandeln, die ich ja mit dir so oft verfochten habe! Siehst du, wie ich erst ein paarmal mit ihr gesprochen hatte, da war sie für mich ein recht liebes Mädel, das mir nur sehr sympathisch war. Aber erst nachdem ich zufällig einige ihrer Gedichte in die Hand bekommen habe, da habe ich mich durch diese, durch die Analogie unserer Anschauungen in Else verliebt. Ja, verliebt. Und noch mehr als das: Ich habe ernste Absichten auf Else. Nächstes Jahr nimmt mich mein Onkel zu sich in seinen Verlag, in zwei Jahren bin ich volljährig, und dann – dann steht unserer Heirat nichts mehr im Wege. Dies zu deiner Kenntnis, damit du nicht wieder auf die blödsinnige Idee kommst, meine Liebe mit euern Dummheiten in einem Atem zu nennen."

Ich war starr. Ich warf ein, daß ja die Gedichte nur erheuchelt sein könnten, daß ich ja – ohne seinen Beifall – gleichfalls unsere Absichten besungen habe, aber meine Einwendungen hatten seitens Uhlichs nur ein mitleidiges Lächeln zur Folge. So war ich ratlos. Konnte ich mein Ehrenwort, das ich ihr so oft erneuert hatte, brechen? Unmöglich! Aber ich wußte doch auch, daß Uhlich alle

seine Vorsätze stets ausführte, und konnte ich es zulassen, daß er sich durch unsern Streich für sein Leben unglücklich mache? Auch dies war unmöglich. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. So schob ich meinen Entschluß auf, zerstreute meine Bedenken mit dem Gedanken, daß zwei Jahre eine lange Frist seien, in der sich vieles ändern könne, und suchte meine Tatlosigkeit mit den feigen Ausreden „Kommt Zeit, kommt Rat", „Gut Ding will Weile haben", „Eile mit Weile", „Laissez faire, laissez passer", „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben" zu entschuldigen, mit denen einst tatenlose Männer die Verantwortung des Augenblickes für eine Galgenfrist von sich abgewälzt und dadurch eine größere Verantwortung auf sich geladen haben.

Wie habe ich mir noch damals, vor vier Jahren, als er mir seine Vermählung mit Else Donndorf anzeigte, Vorwürfe über meine niedrige, falschem Ehrgefühl entsprungene Unentschlossenheit gemacht, die meinen Freund wahrscheinlich in das Joch einer unglücklichen, auf erlogener Basis gegründeten Ehe gezwängt hat.

Wie werde ich ihn heute abend wiederfinden ... ?

Heute abend habe ich meinen Freund Uhlich besucht. Er empfing mich mit der Freude der alten, unverändert gebliebenen Freundschaft. Auch Else Uhlich begrüßte mich recht herzlich mit einem kurzen schelmischen Komplizenblick. Dann preßte sie bedeutungsvoll die Lippen zusammen, was mir Stillschweigen gebieten sollte.

Auf dem Teppich spielte eine dreijährige blondgelockte Else. Und die liebeseligen Blicke, mit denen Uhlich bald auf sein Weib, bald auf sein Kind blickte, bestätigten mir seine Worte, daß er mit seinen beiden Elschen so unsagbar glücklich geworden sei.

Er ließ es sich nicht nehmen, mich bei meinem Heimgehen ein Stückchen zu begleiten. Unterwegs konnte ich die Frage nicht unterdrücken, ob Else noch immer dichte.

Da flüsterte er mir mit glückseliger Belehrung ins Ohr: „Das wäre ja eine schöne Beschäftigung für eine Hausmutter! Nein, nein, das habe ich ihr glücklich abgewöhnt."

DRAGOTIN PODRAVIČ, DER SLOWENE

Drei Tage vorher war ich als Einjährig-Freiwilliger zum dreiundzwanzigsten Infanterieregimente nach Prag eingerückt.

Wir standen bereits am Hof und wurden in die Geheimnisse der Gelenkübungen und der Habt-acht-Stellung eingeweiht, als Dragotin Podravič zum ersten Male in die Partie trat, in der die Freiwilligen meiner Kompagnie exerzierten. Ich weiß noch heute nicht, wieso er schon in jenem Augenblicke, in der Kommißmontur, in die man ihn soeben eingekleidet hatte, einen so tiefen Eindruck auf uns machen konnte. Er war groß und schlank gebaut, weshalb man ihm die größten Kleider ausgesucht hatte, die ihm nun doch zu lang und lose am Leibe schlotterten. Die Kommißmütze wurde nur durch die Ohren am weiteren Herabsinken über das Gesicht verhindert. Der Riemen des Halsstreifens schaute henkersstrickähnlich rückwärts am Halse hervor. Die Hosenspangen waren (wie bei allen Rekruten) verkehrt geknüpft. In den unförmigen, noch zum Überflusse falsch geschnürten, ärarischen Stiefeln wußte er sich kaum zu bewegen. Und seine kastanienbraunen Augen, die wir später so oft leidenschaftlich erregt und begeistert sahen, blickten in diesem Momente kläglich, autoironisch und hilflos um sich. Kurz, es war alles an ihm eher geeignet, einen mitleidigen als imponierenden Eindruck hervorzurufen, und doch war das letztere der Fall.

Die Mannschaft des Zimmers, in dem unser Zug einquartiert war, konnte nicht deutsch, Dragotin Podravič nicht böhmisch, und so wurde ich als der einzige, der beide Landessprachen beherrschte, zur Verständigung angerufen. So kamen Podravič und ich einander bald näher. Auch dann, als nach der sechswöchentlichen Ausbildungsperiode die Freiwilligen sämtlicher Kompagnien zur Freiwilligenschule zusammengezogen wurden, ließ er sein Kavalett neben dem meinen aufstellen, damit wir wieder beisammenbleiben konnten. Wir waren Freunde geworden.

Dort unten wo, bei Triest, in einem slowenischen Dörfchen war seine Heimat. Im Schulhause, bei seinen Eltern, war im Vorjahre ein Oberleutnant unseres Regimentes, dessen zweites Bataillon in diese Gegend detachiert war, im Quartier gelegen. Dieser Oberleutnant war dann als Instruktionsoffizier in die Regiments-Freiwilligenschule nach Prag transferiert worden, und ihm zuliebe war Podra-

vič, nach Ablegung einer ausgezeichneten Maturitätsprüfung am Triestiner deutschen Gymnasium, nach Prag eingerückt und mit kleiner Verspätung hier angelangt. Er war gerne nach Prag gekommen. Er interessierte sich für die alte Slawenstadt, für den deutschböhmischen Sprachenkampf und wollte sich während des Freiwilligenjahres hier umsehen und sich entschließen, ob er auf der deutschen oder tschechischen Universität studieren solle. Panslawist war er nicht. Im Gegenteil, er verkehrte ziemlich wenig und ungern mit den tschechischen Kameraden. Er war nur Slawe im weitern Sinne; ihn interessierte die Gesamtheit des Slawenvolkes wenig; er fühlte sich nur als Slowene, und zwar in solchem Maße, daß er nur einen Gedanken, eine Leidenschaft, eine Liebe, einen Lebenszweck hatte: sein Volk – seine Slowenen, seine Heimat – sein Illyrien. Er sprach fast nur davon. Und immer glänzten seine Südländeraugen, wenn er von den Slowenen sprach, ob er nun mit Schwärmerei, Begeisterung und Innigkeit von ihrer Geschichte, ihren Sitten und Dichtern, Festen und Liedern erzählte oder ob er mit Entrüstung, Haß und Leidenschaft von den äußern und innern Slowenen-Feinden und -Unterdrückern sprach, den Italienern in Istrien, den Pfaffen in Krain, den Deutschen in Kärnten und dem Staate, der den anderthalb Millionen Slowenen keine Amtssprache, keinen Landsmannminister, keine Fakultät, ja, nicht einmal eine Mittelschule gewähre. Und stets wuchs aus seinen Worten ein Bild und ein Wunsch empor: das Bild des schlichten, unverdorbenen Slowenen, ein Bild, das Dragotin Podravič nach einem durch die rosigen Brillengläser seines eigenen unverderbten Sinnes betrachteten Originale geschaffen hatte, ein Bild, das er als Bild des Slowenen im allgemeinen gab und glaubte, das aber nichts anderes darstellte als sein Selbstporträt, das Porträt Dragotin Podravič'. Und der Wunsch, von dem Dragotin beseelt war, war der Wunsch, seinem Volke Geltung, Ansehen und Selbstbewußtsein zu verschaffen, gegen dessen Feinde zu siegen und seine Slowenen aus der Bedrückung zu erheben. So war mein Freund Dragotin Podravič, der Slowene.

Und ich? Ich absolvierte eben damals eine von den vielen Perioden, die der Charakter durchzukämpfen hat, um sich zur Reife durchzuringen. Ich war damals Zyniker durch und durch. Zwar hinderte mich mein Zynismus nicht, den Idealen und Schwärmereien Dragotins gerne zuzuhören, aber ich konnte es mir nicht

versagen, ihm zu erklären, daß er in der Welt nicht handeln könne, wenn er die Welt in ihrer Niedrigkeit und Verworfenheit, kurz, in ihrer Wirklichkeit nicht kennengelernt habe. Ich mochte vielleicht mit meinen Worten nicht unrecht haben, und sie waren auch von keiner üblen Absicht hervorgerufen, um so mehr ärgerte es mich, daß er meine Ansicht über den Wert der Welt nicht gelten ließ, obwohl er meiner Erfahrung und Weltverachtung nichts anderes gegenüberzustellen vermochte als seinen naiven, treuen Glauben an die Menschheit und den Sieg des Bessern. Ich ärgerte mich, weil ich es damals nicht begriff, daß der einzige Grund seiner Opposition gegen meine Ansicht der Selbsterhaltungstrieb war; daß er sich gegen die Wirkung meiner Worte nur deshalb verschloß, weil mit einer Gutheißung oder gar mit einer Annahme meiner Prinzipien und Anschauungen alle seine Hoffnungen, sein ganzer Lebenszweck, seine ganze Liebe und Leidenschaft zu seinem Volke und seiner Heimat und damit sein ganzes Leben in nichts zerfallen müsse.

„Wie willst du mir aus einzelnen Fällen die Verworfenheit der ganzen Welt ableiten?“ wandte er gegen mich ein.

„Komm“, war meine Antwort, „das sollst du sehen.“ Ich wollte durch die Masse, die Verschiedenheit und die Abstufung der verschiedenen Lasterstätten meine Theorie beweisen.

Und Dragotin ging mit mir. In alle Arten von Beiseln, in Künstler-, Studenten- und Arbeiterkneipen, in Chantans und Nachtcafés, in Animierlokale und dergleichen.

Anfangs hänselte ich ihn ein wenig: Der Grund seines Mitgehens sei die Lust an solcher Unterhaltung. Ich wußte aber, daß dies nicht der Fall sei. Er wollte nur sehen, ob ich mit meinen Schilderungen wirklich recht hatte, er wollte – beeinflußt durch meine Worte – im Interesse seines Volkstums die Welt kennenlernen, und dann gesellte sich noch etwas Neugier nach diesen nie erblickten, kaum geahnten Sphären hinzu. Diese Neugier, gepaart mit Verachtung, zeigten seine Mienen, wenn er in diesen Lokalen saß. Und wenn er dort mit mir sprach, so polemisierte er gegen mich und konnte den schroffen Gegensatz zwischen diesem lüsternen Treiben und der Unverderbtheit seiner Heimat nicht oft genug hervorheben.

Einmal kehrten wir, aus einer Singspielhalle kommend, schon spät in der Nacht im vornehmsten Lasteretablissement der Stadt ein.

Die teppichbelegte Marmorstiege, auf der wir in den Saal kamen, die wollüstigen Sujets der Gobelins an den Wänden, die üppigen Formen der Alabasterbüsten in den Saalecken, die prickelnden Walzerweisen des Klaviers, nach denen ungefähr zwanzig Phrynen auf dem spiegelglatten, spiegelnden Parkett des Saales tänzelten und tanzten, mit feinen, flitterbesäten Empirekleidern angetan, welche die sammetweiche, seidenweiße Haut des Halses, der Schultern und der Brust frei ließen . . . , das alles übte einen verwirrenden Einfluß auf Podravič aus. Wir tranken eine Flasche Wein. Ich wurde heiter und aufgeräumt; er wollte wieder mit seiner vergleichenden Philosophie über die Schlichtheit und Unverdorbenheit seiner Slowenen und die Verderbtheit und Verschwendung der andern Völker beginnen, als ich lachend ein Weib zu mir heranwinkte.

„Habt ihr vielleicht eine Slowenin da?"

Ja, eine Slowenin sei da; dort, die Wida, die in dem hellblauen Kleid, die sei eine Slowenin. Ob sie herkommen solle?

„Ja."

Dragotin hatte sich über meine Frage geärgert, noch mehr aber über die Antwort, die ich erhalten.

„Jedenfalls eine Slowakin", bemerkte er geringschätzig, „man verwechselt leider noch die diskrepantesten Begriffe: Slowenen und Slowaken."

Inzwischen machte Wida vor mir einen Knicks.

„Wie geht es dir, Wida?" fragte ich sie, einen der drei slowenischen Sätze anwendend, die mich Dragotin gelehrt hatte.

Sie antwortete mit der slowenischen Antwortsphrase: „Gut geht es mir, Gott sei Dank; schlecht ergehe es deinen Feinden; dem Teufel mögen faule Feigen zuteil werden." Podravič war kreidebleich aufgesprungen und nannte sie beim Namen.

„Wida Neralič!"

Sie war nicht weniger überrascht. Sie setzte sich zu ihm, und sie sprachen slowenisch miteinander. Was sie sprachen, weiß ich nicht. Ich verstand nur den Namen seines Heimatortes und den unseres Instruktionsoberleutnants, die im Gespräche wiederkehrten.

Es war schon sehr spät, als Dragotin Podravič meiner Aufforderung, nun nach Hause zu gehen, endlich Folge leistete.

Von dieser Zeit an war er wie ausgewechselt. Allabendlich ging er allein fort und kam erst spät am Morgen nach Hause. Die ganze Zeit

ging er mit verstörten Blicken umher. Nach fünf Tagen lieh sich Dragotin Podravič – derselbe Dragotin Podravič, der das Schuldenmachen dem Diebstahle fast gleichstellte – Geld von mir aus, obwohl er kurz vorher eine Wertsendung erhalten hatte. An diesem Tage war er besonders blaß und aufgeregt. Die Menage rührte er überhaupt nicht an. Nachmittags saß er im Lehrsaale und schrieb Briefe. Er sprach den ganzen Tag kaum ein paar mürrische Antwortworte auf die Fragen, die man gesprächsweise an ihn richtete. Am Abend ging er wieder fort.

Ich konnte nicht einschlafen. Dragotin tat mir leid. Ich nahm mir vor, sein Nachhausekommen abzuwarten, um ihm das Unsinnige seiner veränderten Lebensweise vorhalten zu können. Als er heimkam, schwieg ich vorerst still und stellte mich schlafend. Ich wollte mit meiner Predigt warten, bis er sich auf sein Kavalett gelegt haben würde.

Er aber verließ das Mannschaftszimmer, und gleich darauf hörte ich draußen ein Gewehr repetieren. Im Augenblicke war ich draußen, sprang auf Dragotin zu, klappte die Sperrklappe seines Gewehres zu und entriß ihm dieses. Die Gasflamme an der Wand flackerte und schien gerade in das blutleere Gesicht Dragotin Podravič'. Die Aufregung schüttelte seinen ganzen Körper, und Dragotin mußte sich an der Mauer stützen, um nicht umzufallen. Aber in seinen Augen schien eine wehmütig matte Ironie zu liegen, die sagte: Du kannst ja doch nicht hindern, was ich tun will.

Das ist mir alles erst viel später eingefallen. Damals konnte ich überhaupt nichts denken, geschweige denn sprechen. Dragotin war der erste von uns beiden, der Worte fand: „Gib mir das Gewehr."

Ich schwieg. Nach einer Weile begann er wieder: „Gib mir das Gewehr. Glaubst du, ich weiß nicht, was ich tue? Ich weiß, was ich tue. Mache mir die Ausführung meines Entschlusses nicht noch schwerer. Bitte, gib mir das Gewehr."

Ich konnte noch immer nicht sprechen. Er fragte: „Glaubst du, daß du mich hindern kannst?"

„Dragotin", brachte ich heraus, „Dragotin, denke an deine Eltern. An dein Volk. An mich; mich machst du unglücklich. Zeitlebens müßte ich mir Vorwürfe darüber machen, daß ich dich mit jener Dirne bekannt machte, die dich jetzt alle deine Lebensziele und deine Heimatliebe vergessen lassen wollte. Mag sein, daß dieses

Weib besser ist als andere ihres Standes – viel besser ist sie nicht. Sonst könnte sie niemals so tief sinken. Niemals. Und wegen einer solchen wolltest du ... Wegen einer Dirne!"

Dragotin Podravič schüttelte den Kopf.

„Es ist nicht die Wida, um derentwillen ich in den Tod gehe. Ich muß dir dies auf deine Vorwürfe entgegnen, damit du nicht glaubst, ich habe mein Leben um eines Weibes willen weggeworfen. Wida ist mir gleichgiltig; aber durch sie sind mir die Augen geöffnet worden über mein Volk. Siehst du, die Slowenen hat sie mich kennen gelehrt. Sie hat mir gezeigt, daß ich meinem Volke nicht helfen kann. Ich habe überhaupt keinen Lebenszweck mehr."

„Aber Dragotin, die Dirne kann dich doch nicht überzeugen. Sie wälzt die Schuld auf das Volk, um die eigene Niedrigkeit und Verworfenheit zu entschuldigen. Niedrige Charaktere gibt es überall, und Ausnahmen bestätigen Regeln."

„Du kennst den Sachverhalt nicht", war seine Entgegnung. Und nun begann mir Dragotin Podravič den Sachverhalt zu erzählen. In logischer Reihenfolge, aber wie jemand, der nur mechanisch etwas wiederholt, was er sich selbst schon unzählige Male bis zu Ekel und Überdruß wiederholt hat. So hatte ich ihn niemals – geschweige denn von seinem Volke – sprechen gehört. Seine Begeisterung war tot ...

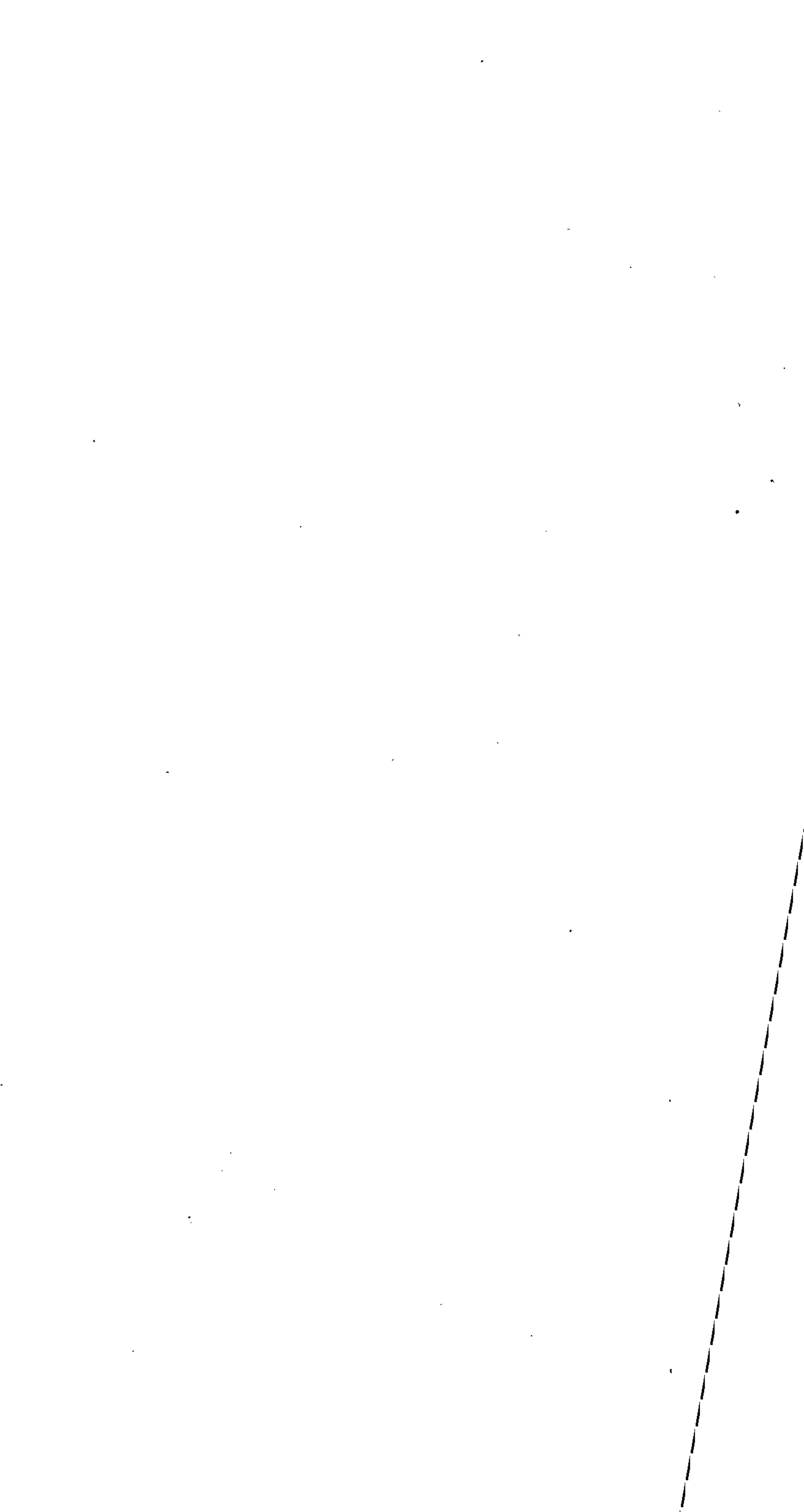
„Unser Oberleutnant hat Wida in meinem Heimatdorfe kennengelernt, und sie ist ihm hierhergefolgt. Nach kurzer Zeit wollte er sie dort unterbringen, wo wir sie hier zum ersten Male sahen. Zuerst wollte sie nicht hin. Sie empfand Scheu vor dem Neuen, Unbekannten und Furcht vor Sünde und Schande. Aber dann hat es ihrem Südländerblut doch gefallen, dieses sorglose, ungebundene Luxusleben. Und jetzt möchte sie überhaupt nicht mehr fort. Sie verdient Geld, und das genügt ihr. Dem Oberleutnant ist sie jetzt dankbar dafür, daß er sie hingebracht hat, und ist glücklich, wenn er sie besucht. In die Heimat will sie gar nicht, obwohl sie es könnte. Ihre Eltern hat sie durch Geldsendungen ausgesöhnt, und diese wollen nun auch die vierzehnjährige Tochter zu Wida schicken, damit ihr diese auch eine so einträgliche Stellung verschaffe. Ich war entsetzt, als ich dies hörte. Und dabei sind Widas Eltern nicht etwa schlechter als die andern Bauern meiner Heimat. Ich habe ihre Handlungsweise zu begreifen gesucht und damit den ganzen Charakter meiner

Slowenen verstanden. Die Slowenen sind ein frommes und schlichtes Volk. Fromm sind sie, weil die Tradition sie allsonntäglich zur Kirche zwingt und weil sie sich der Beredsamkeit des Pfarrers nicht erwehren können, der ihnen die Frömmigkeit befiehlt; schlicht sind sie, weil sie den Luxus nicht kennen und weil sie, aus sich selbst heraus, nie auf die Idee kommen können, ihre Lebensweise behaglicher zu gestalten oder überhaupt zu ändern, weil sie weiter in der Kultur zurück sind als andere Völker. Aber wenn die Träger einer neuen Kultur mit besserer Beredsamkeit und bessern Beweiskräften kommen werden, dann werden sie die Kultur annehmen, aber gleichzeitig mit dieser Kultur das Laster, die Falschheit, die Lüge, den Betrug, das Spiel, die Sünde. So wird ihnen die Kultur nicht zum Segen gereichen, sondern zum Fluche, die Slowenen werden auf dieselbe niedrige Stufe kommen wie die andern Völker und werden so endigen, wie Wida endigt. Und so weit wollte ich mein Volk bringen, ehe ich nun zur Erkenntnis kam, daß meine Ideale kindische Gebilde der Unmöglichkeit waren und daß die Erreichung meines Lebenszieles von Unheil gewesen wäre für mein Volk, dem mein Lebenszweck gewidmet war. Und ein Leben ohne Zweck kann ich nicht führen. Niemals."

Ich faßte seine Hand und widerlegte seine Gründe. Die Notwehr, das Gefühl der Verantwortlichkeit gaben mir gute Worte; aber ich merkte wohl, daß es nicht deren Wirkung allein war, sondern auch eine gewisse psychische Müdigkeit und der Abscheu vor einer Polemik in einem solchen Augenblicke, die ihn endlich bewegen ließen, sich niederzulegen.

Früh exerzierten wir am Kasernenhof. Nach wenigen Minuten brach Dragotin Podravič zusammen. Sein sterbender Blick streifte mich mit einem gewissen Siegesbewußtsein, als wollte er sagen: Siehst du, ich hatte recht.

Der Regimentsarzt konstatierte Herzschlag.



JOURNALISTISCHE TEXTE
NACHLESE



POLIZEISTREIFUNG IN BERLIN

Am Oranienburger Tor vorbei, wo in den schäbigen Singspielhallen zu dieser zeitlichen Abendstunde noch sehr „flauer Betrieb" vorherrscht, fährt die Razzia in drei Autodroschken durch Elsasser Straße, Lothringer Straße und Prenzlauer Allee nordwärts, an Arbeiterhäusern, Werkstätten und Fabriken entlang. An der Ecke der breiten Danziger Straße machen die Wagen halt, und zu Fuß zieht die Kriminalexpedition zur Frühstücksstube von Vater Nockentopf. Hier ist der Ralliierungsplatz lichtscheuen Gesindels zu einem Gewerbe, das sich gegen die armen Arbeiter dieses Viertels richtet. In der Mitte der Fahrbahn der Danziger Straße zieht sich ein langes Grasbeet, in dem Bänke stehen. Dort pflegen sich spätabends die Fabriksarbeiter und Handwerksgesellen niederzusetzen, die nach des Tages Lasten im Alkohol Erfrischung gesucht haben und nun doppelt müde und benebelt auf der Bank schlafen oder vor sich hin stieren. Das sind die Opfer. Sie werden bestohlen. Oder es beginnt einer der Wegelagerer ein Gespräch mit ihnen, lockt sie zu einer Partie Kümmelblättchen oder zu einem Nachtlager bei „Mutter Grün" in den nahen Friedrichshain, wo der Arme überfallen und beraubt wird. Nach einem solchen Vorfall sucht die Polizei den Täter fast immer unter den Gästen von Vater Nockentopf. Der Eintritt der „Polente" ist also hier nichts Ungewöhnliches und wird nur mit einem scheuen Seitenblick quittiert.

Nur dort rückwärts an dem kleinen Tisch zieht einer die Mütze aus dem Nacken über die Augenbrauen. Der Kommissarius aber hat ihn schon erkannt. „Grüß Gott, Medaillen-Willem! Wie war's Sonnabend in Potsdam?"

„Ick war ja jar nich in Potsdam, Herr Klinghammer."

„Ach, der Kaffer, den du begaunert hast, hat deine Photographie sehr genau erkannt. Mit wem warst du denn?"

„Ick war ja jar nich . . ."

Aber der Kommissar wendet sich zum Tischnachbar des Medaillen-Willem: „Wer sind denn Sie?"

„Ick heeße Maier, Herr Kommissar."

„Zeigen Sie mal Ihre Papiere."
„Ick habe keene."
„Wo wohnen Sie denn?"
„Ick mache platt." (Bin obdachlos.)
Ein Wink, und zwei der Geheimpolizisten fordern die Freunde zum Mitgehen aufs Revier auf – ein Auftrag, dem widerspruchslos Folge geleistet wird. Der Kommissar raunt den beiden arretierenden Beamten noch zu, daß sie Punkt halb zehn Ecke Wilhelmstraße und Kochstraße wieder zu ihm zu stoßen haben.

Im Garten vor dem Siechenhaus, an dem wir nun in der Fröbelstraße vorbeikommen, sitzen Greise in Flanell. Dann sind wir vor dem städtischen Asyl für Obdachlose, einem roten Riesenbau, der mit seinem schönen Zierturm wie ein Rathaus aussieht. Radial streben von allen Seiten schmerzliche Gestalten dem Gebäude zu, ein Greis auf eiligen Krücken, ein Ächzender, der nach jedem Schritte erschöpft innehält, zwei Burschen, kragenlos, die Hände in den Taschen, zerrissen, exzellent gescheitelt und „Das haben die Mädchen so gerne" pfeifend, ein Vierziger im Schnapsdusel, der kichernd ein Selbstgespräch führt: „Du wirst man gucken. Ick komme jar nicht nach Hause . . ." Ein ordentlich aussehender Bursche sucht aus seinen Taschen die Legitimationspapiere. Vor dem Asyltor verdichtet sich der Menschenkeil. Wir drängen mit, und so geschieht es, daß zwischen den Kommissar und mich einige Asylisten eingezwängt werden. Plötzlich höre ich neben mir eine entsetzte Flüsterstimme: „Ede, siehste Klinghammern? Mach'n wir fort."

Mir tut es leid, daß die beiden Burschen neben mir ihr Obdach um unserer Expedition willen verlieren sollen, und ich beruhige sie: „Sie brauchen sich nicht zu fürchten, wir suchen einen andern." Dann stelle ich mich zum Kommissar und spreche etwas Belangloses mit ihm, damit die zwei darauf meine Legitimation zu den Beruhigungsworten entnehmen können. Trotzdem schieben sie sich mit scheuem Blick möglichst weit aus unserer unheilvollen Nähe.

Im Versammlungslokal des Asyls, einem ungeheuren Saal (im Winter finden oft viertausend Personen im Asyl Obdach), schweift ein musternder Blick der Beamten längs der Wände, an denen, an die Leitungsrohre der Heizung gepreßt, die Bedauernswerten sitzen. Dann wird mir noch die Kartothek gezeigt, in der die Namen der

Obdachsuchenden von der Polizei daraufhin kontrolliert werden, ob nicht gesuchte Verbrecher darunter sind.

Das nächste Ziel ist wieder ein gemeinnütziges Institut, das Volksspeisehaus in der Alten Schönhauser Straße, im Volksmund „Café Dalles" genannt. Dort werden täglich über tausend Tassen Kaffee, tausend Portionen Pellkartoffeln und zweitausend Suppenportionen, viele Hunderte von Butterschnitten zu fünf Pfennig verkauft. Die Volksspeisehäuser sind eine unendliche Wohltat für die Armen, aber sie werden auch oft als Operationsbasis für Verbrechen benützt, und manchmal, besonders in den Morgenstunden, wird die ganze Bude von der Polizei ausgehoben und zu Sicherstellungszwecken auf die Wachstube vorgeführt.

Dann: Auguststraße, Herberge mit Arbeitsnachweis „Zur Heimat". Einen großen freundlichen Raum betreten wir zunächst, in dem an den Tischen die Pennergäste friedlich vor Suppennäpfen und Kaffeetassen sitzen. Nur ein Riesenkerl stellt sich frech vor den Kommissar hin und bläst ihm den Tabaksrauch ins Gesicht. „Wer sind Sie?" fragt ihn der Kommissar.

„Det jeht Sie jar nischt an", bemerkt der Angeredete, der wohl hier imponieren will.

„Ich bin Kriminalkommissar. Kommen Sie mit mir hinaus."

Der Hüne wendet sich verächtlich zu seinem Tisch, aber auf das energische Zureden eines Asylbediensteten begibt er sich auf den Hof.

„Wie heißen Sie?" wiederholt der Dezernent des Patrouillenkorps.

Die mürrische Antwort: „Enke."

„Zeigen Sie Ihre Papiere."

„Ick habe keene."

„Sehen Sie, da blasen Sie mir den Rauch ins Gesicht, wollen nicht Folge leisten und haben doch alle Ursache, lieber nicht auf sich aufmerksam zu machen."

„Mensch, quatschen Se doch man keen Kintoppdrama."

„Sie frecher Kerl."

„Wer is een frecher..." Er macht Miene, sich gegen den Kommissar zu wenden. Aber in dem Bruchteil einer Sekunde ist er von einem der Beamten, der sich auf ihn gestürzt hat, rückübergeworfen und beim Wurf auf den Bauch gedreht, im nächsten Bruchteil der

Sekunde ist der Hüne wieder aufgesprungen, aber eine Eisenkette hält seine rechte Hand umklammert, daß der Überrumpelte stöhnt: „Lassen Se man los, das schmerzt."

Ohne einen weiteren Befehl abzuwarten, führt der Beamte den Renitenten ab auf das Kommissariat. „Sie können dann nach Hause gehen", ruft ihm der Kommissar nach.

Ein Asylbediensteter schiebt die Neugierigen, die erregt den Vorfall, ihren Genossen verurteilend, besprechen, wieder in den Saal.

Bei unserer Weiterfahrt wird mir der Jiu-Jitsu-Griff, den der Beamte gegen den Gewalttäter angewandt hat, und der rasant funktionierende Mechanismus der Eisenschließe erklärt. Dann kehren wir in einen Bouillonkeller ein, wo aber erst nach zwei Uhr nachts der große Verkehr beginnt. Hierauf in ein Ballokal, wo Damen der niedrigsten Schicht Berlins mit ihren Luden „Schieber" tanzen; der Kommissar macht mich unauffällig auf einen Burschen aufmerksam, der fröhlich mit paar gleichgesinnten Männern und Mädchen an einem Tische sitzt und sich durch die Invasion der Polizei in der angeregten Unterhaltung nicht stören läßt: Es ist ein Beamter der Kriminalpatrouille F. In der Kochstraße, Ecke Wilhelmstraße stoßen um halb zehn Uhr die beiden Beamten zu uns, die inzwischen den Medaillen-Willem und seinen Potsdamer Kompagnon am Revier abgeliefert haben. Dann werden noch drei Lokale besichtigt, die Sammelpunkte krankhaft veranlagter Männer sind: Ein sehr schäbiges Bierlokal, wo der Wirt in bayerischer Lodenweste in Hemdärmeln die Honneurs macht; ein junger Mann singt mit Sopranstimme das Lied von „Puppchen, dem Augenstern", einer trägt Frauenkleider und knickst vor den Eintretenden; an den Wänden hängen Athletenbilder. Eine hochelegante Bar in WW, die wir dann mit unserem Besuche beehren, besitzt geschminkte Kellner als „Barmädchen", die glattrasierten Gäste tanzen miteinander.

In der Yorckstraße verabschiedet Kommissar Klinghammer seine Beamten. Diese stellen sich in Habt-acht-stellung in einer Reihe auf und ziehen tief den Hut: „Gute Nacht, Herr Kommissar."

EINE ERKLÄRUNG DES KOMMANDOS DER ROTEN GARDE

Die Volkswehrabteilung Stiftskaserne (Rote Garde) ist zu der gestrigen Manifestation mit zwei Bataillonen ausgerückt. Die beiden Bataillone wurden im Beisein der Staatsräte Domes und Max Winter aus der Stiftskaserne abgefertigt. Domes und Oberleutnant Kisch hielten an die Wehrmänner Ansprachen, die von der Mannschaft mit dem Gelöbnis aufgenommen wurden, unter allen Umständen Ruhe und Disziplin zu bewahren und sich auf keine Weise provozieren zu lassen. Die abmarschierenden Abteilungen erhielten weder Munition noch Maschinengewehre; die Gewehre ergaben bei der Visitierung, daß keine Patronen in ihnen waren.

Die Kolonne marschierte, auf keine Ovationen reagierend, zum Parlament, wo sie – Front zur Minervasäule – am Straßenbahngeleise Aufstellung nahm. Hier enthielt sie sich gleichfalls jedes Zurufes. Auch als die rotweißroten Flaggentücher aufgezogen wurden und als es beim Schwenken von schwarzrotgoldenen Fahnen zu Zusammenstößen kam, hielten die Rotgardisten stumm und geschlossen Spalier. Wiederholt vorgebrachte Bitten um Beistellung von zwei oder vier Mann, um inoffiziellen Rednern den Weg zu bahnen, wurden rundweg verweigert.

Als nach den ersten, aus dem Parlament abgegebenen Schüssen Tumultszenen begannen, sammelte der Kommandant die Rote Garde, und sie marschierte in geschlossenem Zuge durch die Stadiongasse über die Lastenstraße zur Stiftskaserne, wo sie hinter sich die Tore schloß.

Zwei Kompagnien, gemischt mit Volkswehrabteilungen anderer Kasernen, besetzten das Parlament, um sicherzustellen, wer die Schüsse abgegeben habe. Der dieses Halbbataillon kommandierende Oberleutnant Waller und zwei Infanteristen sprachen beim Präsidenten Seitz vor und stellten im Einvernehmen mit ihm die Ordnung auf Rampe und Straße wieder her.

Naturgemäß war es in der ungeheuren Verwirrung nicht möglich, daß sich alle Rotgardisten bei der Formierung um ihren Kommandanten sammelten. Es ist daher keinesfalls ausgeschlossen, daß sich Soldaten von der Erregung der Massen zu einer selbständigen Handlung oder zum Gebrauch der Feuerwaffe hinreißen ließen.

Wenn dies aber – was bei den am Abend in der Stiftskaserne aufgenommenen Protokollen nicht sichergestellt werden konnte – geschehen sein sollte, so könnte dies bloß entgegen den erhaltenen Weisungen ohne jeglichen Befehl und ohne Wissen der gewählten Führer geschehen sein.

VORSTADT, HALBWELT, GESELLSCHAFT

Eine tanzkritische Prager Betrachtung

I. Vorstadt

Überall die Aufforderung zum Tanze, überall wird gepfiffen, gewerkelt, gegrölt, geschimpft: „Dreht euch, ihr Pantherkatzen ...“ – „Točte se pardálové“, singen die Eingeborenen Prags.

„Pardál“ heißt Panther, das mittelhochdeutsche „pardel“ hat sich also im Tschechischen unversehrt erhalten. Aber seit einigen Monaten heißt nicht bloß der Panther so, sondern eine Menschengattung, die sich gegenseitig fröhlich zum Tanze aufmuntert. Daß sich jene Menschengattung durch gemeinsame Eigenschaften mit dem Geschlechte der Pantherkatzen zu dieser Namensänderung entschlossen habe, das ist ausgeschlossen. Solche gemeinsame Eigenschaften gibt es überhaupt nicht. Der Panther (Felis pardus) ist zwei Meter lang, hat einen fünfundachtzig Zentimeter langen Schwanz, rötlichgelbe Streifen im Gesicht und rötlichgelbe Flecken auf dem Rumpfe, zwei Zentimeter lange Krallen und bewohnt den Westen Mittelasiens; er ist ebenso schön wie gewandt, ebenso klug wie kräftig und listig. Der Panther lebt zumeist im Busch, wo er sich von kleineren Säugetieren und Vögeln ernährt. Oft richtet er unter den Herden ein Blutbad an, kommt häufig bis an den Rand der menschlichen Ansiedelungen und raubt aus bewohnten Hütten; den erwachsenen Menschen greift er in der Regel nicht an. Das Weibchen wirft drei bis fünf Junge.

Also, das alles trifft auf den im Liede gemeinten Panther oder Pardál (Felis pardus pragensis) nicht zu. Die Bezeichnung ist eben nur linguistisch zu erklären. Hervorragende Sprachforscher, wie Prof. Dr. Zevloun in den nationaldemokratischen „Národní listy“,

haben begreiflicherweise versucht, den Anfang des Liedes „Točte se pardálové" aus der mißverstandenen Aufforderung eines Tanzmeisters zu erklären, „Točte se o pár dále" (Drehet euch um ein Paar weiter), der bekannte Moralpädagoge Josef Hais-Týnecký vertritt im „Večer" die Ansicht, daß das Wort „pardál" aus dem Worte „parchant" gebildet worden ist, ebenso wie – in verblüffend genauer Analogie – im Deutschen das gleichbedeutende Wort „Bankert" von dem Worte „Panther" stammte und im Lateinischen der Ausdruck „Leopardus" der Ansicht entsprang, daß der Leopard ein Bastard von Löwe und Panther (Leo und Pardus) sei; dies aber, fügt der „Večer" hinzu, sei eine echt jüdische Mache, und die Juden dürfen sich nicht wundern etc. Der unermüdliche Folklorist Jaroslav Hašek vertritt eine Theorie, der zufolge die Vokalisation des Wortes „pardál" eine falsche ist, aber auf derartige kühne Kombinationen sei gar nicht näher eingegangen ... In Wirklichkeit stammt das vielumstrittene Wort einfach vom lateinischen pars, partis beziehungsweise vom tschechischen „parta", was soviel wie „Platte" heißt. Und ein Pardál ist ein Plattenbruder.

Der Hymnus der Plattenbrüder aber ist schnell populär geworden, weil seine Melodie langgezogen und schlürfend ist, wie die Schritte, die Schlapak erfordert, weil Partner und Partnerin beim Tanze Wange an Wange legen und die Augen in vorschriftsmäßiger Verzückung schließen können, ohne befürchten zu müssen, daß ein anderer Panther mit seinem Pantherkätzchen (knotě) in sie stoßen werde. Das Lied hat die Melodie des Ungestört-sein-Wollens, des ruhigen Genusses; und selbst das Wort „Hatjapatja", welches dort einen fröhlichen Gruß und eine Interjektion der Begeisterung darstellt, ist von dem unbekannten Komponisten so vertont worden, daß die Schuhsohle des Tänzers in ihrer Liebkosung des Parketts nicht innehalten muß.

Die Deutschen sollen von der Kenntnis dieses Liedes ausgeschaltet sein? Nimmermehr! Es sei daher die Übersetzung hierhergesetzt:

Drehet euch, ihr Pantherchen,
Dreht euch im Kreise mit Geschick.
Spielt euch ja, ihr Pantherchen,
Hatjapatja, die Musik.

Banknoten, Banknoten, ach, die
Hat der Panther gern,
Drum verdient Banknoten ihm die
Katz bei ihren Herrn.

So ziehe denn hinaus in die weite Welt, du herziges Liedchen, und wo du sangesfrohe Menschen findest, begrüße sie mit deinem minniglichen: Hatjapatja!

II. Halbwelt

Wahrscheinlich weil der Zusammenhang zwischen Schiebertanz und Schiebergeneration zu sinnfällig, zu naheliegend, zu selbstverständlich ist, ist nie tanzkritisch darauf hingewiesen worden, wie die modernen Tänze nichts anderes sind als der auf den Tanzboden projizierte Geist der Zeit.

Der Partner ergreift seine Komplizin und tänzelt mit ihr, ganz langsam, am Rande des Gesetzes. Plötzlich raunt ihm die Musik zu, daß ein Waggon Schnee, sofort greifbar, ohne Einfuhrbewilligung zu haben ist; daraufhin sieht man ihn, natürlich immer hinter seiner Partnerin gedeckt, einige Schritte gegen den Waggon zu machen. Ganz unvermutet bleibt er stehen. Vielleicht sieht er (das sind so Halluzinationen) einen unbestechlichen Ministerialbeamten oder gar einen Konkurrenten. Unschlüssig macht er einen Schritt nach links, zuckt die Achseln, macht einen Schritt nach rechts, zuckt die Achseln. Dann knickt er den linken Fuß tief ein und schiebt den rechten weit nach rückwärts, vielleicht, um sich kleiner zu machen, vielleicht, um sprungbereit zu sein. Das Bein beschreibt einen großen Bogen: versucht von hinten herum, an die Ware heranzugelangen. Er ist seitlich im Fuchsschritt ganz nahe an den Waggon herangelangt, da scheint er Gefahr zu sehen, denn er bückt sich ja und reißt gleichzeitig seinen (weiblichen) Kompagnon in hohem Bogen zu sich nieder, daß es einen Augenblick aussieht, als habe er Leidenschaft. Aber es ist nur der Schreck, der dem Schleichtänzer in die Knie gefahren ist.

Früher hat die Lebewelt nur die Nacht zum Tag gemacht. Jetzt macht sie auch den Tag zur Nacht. Früher haben auch zu einem kleinen Betrug, zu einer normalen Malversation wenigstens einige

saure Wochen gründlicher Vorbereitung gehört. Jetzt kann man sich schon binnen fünf Minuten in „Imp- und Exp-Ort" etablieren, kann in einer Minute das schönste Vermögen an einem reellen Schwindel verdienen. Der Rest des Tages genügt kaum, den ehrlich erworbenen Verdienst anzubringen. Deshalb gibt es in Prag schon Nachmittagsvorstellungen der Kabaretts (wann werden endlich Nackttanzvorführungen für Kinder eingeführt werden?!), Bal apéritif um drei Uhr nachmittags, Five o'clock tea um halb fünf, und, ach, man sieht ein Geschlecht dort, daß jedem alten Prager Flamender das Herz bluten muß. Unter den Anwesenden bemerkt man weiße Gamaschen, welche das Vorhandensein von Plattfüßen verbergen sollen. Die Burschen sitzen an der Bar und bemühen sich, durch den Strohhalm ihren Drink so nonchalant zu saugen, als hätten sie schon nach ihrer Geburt den Strohhalm an die Mutterbrust gelegt. Auch die Mädchen sind sehr fein geworden. Die eine hat früher „Baletka" geheißen (balila šmolku), die andere „Sadistka" (weil sie in irgendwelchen „sady" herumlungerte), aber jetzt tanzen sie wirklich schon wie Ballerinen und haben wohl auch schon aparte Gelüste. Die große Zeit ist Geld. Statt, wie sich's gehört, mit einem Pardál einen Schlapak zu tanzen, foxtrottet sie jetzt zum Klang von „Sa-lo-me" in Purpursälen auf gewichsten Parketten oder gar auf dem Podium eines Nachtlokals mechanisch eingelernte Schritte oder exekutiert sie zwischen den Nachtmahltischen eines eleganten Restaurants, was gleichfalls in Prag Mode geworden ist, die sogenannte „Schokolade-mit-Knoblauch-Mode". Sie ist entschieden mieser geworden, aber sie weiß, daß man nie genug Puder aufs Gesicht schütten kann und nie genug kurze Röcke tragen, und so sieht sie, wenn sie an Hand ihres Partners durch den Saal steppt, schon nicht mehr wie eine Pepča aus, sondern wirklich wie irgendeine internationale Kokotte namens Salome. Und dies ist ihr absolutes Ideal. Saalomee!

III. Gesellschaft

Tanzstunden gibt es noch, aber es sind keine mehr. Vor allem lernt man nicht mehr tanzen. Das hat verschiedene Gründe. Wenn einst der Walzer gelehrt wurde, so wußte man, er sei fürs Leben. Aber weiß man jetzt, ob der Tanz noch Mode sein wird, bevor man ihn erlernt hat? 1911 gab es die Maxixe. Heute kann man sich gar nicht

mehr an sie erinnern. 1913 zum Beispiel übte man die mathematischen Formeln des Tango. Wer heute noch Tango tanzt, kommt direkt in den Verdacht, Friedensware zu sein. 1915 war der Jazz da. Wer nicht Jazz tanzte, schien ein Frontdiensttauglicher zu sein. Vor einigen Tagen wurde einer in Prag bei einem öffentlichen Five o'clock zurechtgewiesen, weil er Jazz tanzte: Gibt es nicht andere ordinäre Tänze genug? fragte ihn die Maîtresse de plaisir nicht mit Unrecht.

In den heutigen Tanzstunden kommt gewöhnlich ein Wiener Schlieferl und tut so, als könnte er foxtrotten, indem [er] einige ... Bewegungen macht. Die anderen tun es ihm nach, sie wackeln bei Onestep und Foxtrott. So erlernen sie weder Onestep und Foxtrott noch einen Walzer. Und weil sie nicht tanzen können, so langweilen sie sich. An die Saaltür gelehnt, lassen sie sich von Mädchenaugen und Ballmusik sehnsüchtig anschmachten: Wie gern wär ich verbunden auf Stunden mit dir. Hallo!

Wie gern wär ich verbunden auf Stunden mit dir... Aber sie kommen nicht heran. Die Paare „kleben" aneinander. Die Herren werden nicht abgelöst. Sie sind verbunden auf Stunden ...

Herren sind nur im Schleichhandel zu haben. Gegen Nahrungsmittel. Kriegsgewinner veranstalten – im Hotel – Tanzstunden für ihre Töchter, deren Freundinnen und Verehrer. „Buffet à discrétion" steht auf der Einladung. Das ist die einzige Formel, die zieht. Der Saal wimmelt von Herren. Bei der Nikolobescherung kriegt jeder „Herr" eine goldene Tabatière von seiner Dame. (Ein einziger Prager Juwelier hat zu einem solchen Abend vierzig Goldtabatièren geliefert.) Unter solchen Honorarbedingungen und Mitgiftverhältnissen lassen sich die Herren auch zum Tanz herbei. Aber ihre große Leidenschaft erwacht erst, wenn sich die Flügeltüren öffnen, der Eingang zum Buffet freigegeben wird. Dann beginnt der Sturm. Kein Panther der Vorstadt spränge so heran wie die Löwen der Gesellschaft. Und dann, wenn jeder seinen Platz an der Sonne erobert hat, sieht es aus wie einst ein Armeekorps nach dem Aviso: abmenagieren. Statt der Menageschalen sind es Teller, statt Dörrgemüse ist es Kaviar, statt Makrelen sind es Hummer, Lachse und Kapaune, die man verschlingt, aber die Gier ist die gleiche: als hätte man wochenlang gefastet.

Die Musik hat schon längst angefangen. Aber die feurigen Jüng-

linge, sie können sich nicht losreißen vom Buffet und beziehen die Klänge des Foxtrotts, der sie zum Tanze locken will, auf das Buffet: Wie gern wär ich verbunden auf Stunden mit dir...

IM DONAUHAFEN DER TSCHECHOSLOWAKEI

Die Gemeinde Preßburg hat den Preßburger Hafen um sechs Millionen Kronen an den Staat verkauft

Preßburg, im Mai 1921.

Von der Station der Wien-Preßburger Elektrischen noch etwa einen Kilometer stromabwärts, schon nahe bei der Gasanstalt, zweigt von der Donau ein kurzer Kanal nach links ab, in zwei Bassins. Winterhafen. Dort herrscht jetzt ein sommerliches Idyll.

Vor dem französischen Remorqueur, der von Giurgu kam, sitzen vier Matrosen auf einem Brett. Sie haben weiße Zuckerbäckermützen an mit einem roten Bummerl in der Mitte und einem blauen Stirnband mit den Buchstaben M. F.; die autochthonen Hafenleute glauben zumeist, das sei eine neue Uniform und neue Abkürzung der Magyar Folyam etc., der Ungarischen Fluß- und Seeschiffahrts-AG. Aber es bedeutet: Marine Française. Die vier Matrosen auf dem Brett fangen Fische. Jeder hält eine Angelrute in der Hand, und alle zusammen pfeifen einen Foxtrott, den wir noch nicht kennen.

Daneben liegen zwei armierte Motorschaluppen der tschechoslowakischen Kriegsmarine. Die Revolverkanonen auf Heck und Bug sind mit Segeltuch bedeckt. An das Schilderhäuschen am Ufer lehnt sich ein Marineinfanterist mit Gewehr und Patrontaschen: Er hat die beiden Motorboote zu bewachen. Deren Bemannung wäscht die Bordjacken und putzt die Ausgangsuniform. Vielleicht werden wir sie abends neben Schiffern vom Bairischen Lloyd und Preßburger „Schiffsjokeln" auf dem Schloßberg oben sehen, in der wüsten Oesergasse oder der Hechtgasse, wo man unten, im Salon der Häuser, zahlreich wartet, bis ein Mädchen aus ihrem Zimmer wieder herunterkommt. Ein Motorboot ist reparaturbedürftig ans Land gezogen.

Das Ufer des Winterhafens soll um einen Meter aufgeschüttet und die (jetzt schrägen) Uferwände auf senkrecht gebracht werden, um

Fläche zu gewinnen und die zu legenden Geleise möglichst nahe ans Ufer zu bringen. Die Vereinigten Maschinenfabriken errichten hier eine Werkstätte, wo die in ihren Stammgießereien erzeugten Konstruktionsbestandteile der Dampfer mittels maschineller Nietung zusammengestellt und vom Stapel gelassen werden sollen.

Das ist der Winterhafen. Wir klettern auf die Böschung, die ihn noch vom Donauufer trennt. Gerade gegenüber ist das Ostende der Donauinsel Au, die der Prater von Preßburg ist. Ein Freilichtkino ist außer dem Strandbad dort und der Plankenbau einer Arena und die Fußballplätze des P. T. E. und Sportovni Klub Bratislava und ein Sommertanzhaus à la Svoboda und Pontondepots des Geniebataillons und das Bootshaus des Ruderklubs und Tennis-Courts und windschiefe, oft genug inundierte Proletarierhäuser aus Holz und Bäume und Gestrüpp, fast jedes am Abend besetzt, bis der letzte „Propeller" die jungen Ehepaare von der lustigen Nacht am Donauufer wieder ins Weichbild von Preßburg bringt. Die Stadt sieht man auf der rechten Seite, wenn man auf dem Wall des Winterhafens steht: Im Hügel voll Bäumen und Weinlaub liegt Preßburg wollüstig hingestreckt, barocke Türme stehen empor. Als Horizontalabschluß ist die unglaubwürdig romantische Kulisse der Burg mit vier Türmen in den Ecken und hohlen Fenstern, aus denen der einzige Mieter guckt, der Himmel.

Böschung und Donau, sie sind nur ein paar Schritte voneinander entfernt. Aber dazwischen liegt die Hafenbahn. Sie ist zweigeleisig. Menschenhände rollen unausgesetzt die Waggons zu den Anlegeplätzen der Schlepper. Die Hafenarbeiter haben ihre Zwilchhosen durch ausgiebige Aufkrempelung zu knappem Lendenschurz umgestaltet; im übrigen sind sie nackt, und vom Kupferbraun ihrer Brustkörbe und Arme hebt sich nur das blaue Geäder der Tätowierungen ab. Es sind aber trotzdem keine Indianer und, obwohl sie wienerisch schimpfen, keine Wiener, sondern Eingeborene. Früh stauen sie sich beim Kontrolor und schließen sich, je nach Bedarf des Spediteurs, zu Arbeitspartien zusammen, die das Umladen besorgen. Von einem Waggon haben sie Bretter gelegt, auf denen sie Mannesmann-Röhren unter Donnergepolter auf den Schleppkahn rollen, der nach Rumänien fährt. Den „Saazer" Hopfen, der vom Balkan kommt, schleppen sie in Säcken aus dem Schiffsraum und schütten ihn in die Waggons, damit er in die Tschechoslowakei fahre

oder noch weiter – je nachdem, wohin der Waggon verschoben wird. Im Laderaum eines Schleppkahns hacken und schaufeln sie wie in einem Steinbruch oder wenigstens einem Sandsteingebiet – so fest ist die Knochenerde gestampft, die von Rumänien kommt. Auf einem Berg von roten, gelben und grünen Kukuruzkörnern schaufeln und schwitzen sie. Das Petroleum wird direkt in die Zisternen gepumpt. Auch Wolle kommt vom Balkan, Tabak, Hadern, Hanf und Papier, hinunter geht zumeist Zucker, landwirtschaftliche Geräte, Magnesit, Fuhrwerke, Tonerde, Schamotte und Eisenträger. Ist der Waggon oder der Schlepper ausgeladen, dann rollen ihn die Hafenarbeiter weiter, und nach fünf Uhr nachmittags holt sich die Lokomotive die Waggons. Die Hafenarbeiter haben ihr Werk getan, sie teilen den Lohn auf und gehen nach Hause. Einzelne jedoch spannen ein Netz auf und setzen sich auf die Uferböschung, um zu fischen.

Ein tschechoslowakischer Staatsponton ist als Anlegeplatz verankert; das Häuschen darauf bewohnt ein Beamter, der sonst nirgends Wohnung fand. Die Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft hat vier große Anlegeplätze hier, was wegen des Verkehrs der Personendampfer selbstverständlich ist. Besonders der direkte Dampferverkehr Wien–Belgrad blüht, da die Passagiere die Paßschwierigkeiten an der ungarischen Grenze vermeiden wollen. Die M. F. T. R., die Ungarische Schiffahrtsgesellschaft, hat gleichfalls einen Anlegeplatz hier; der Bairische Lloyd, die Brodarska Dun. Plavba, die Süddeutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft und die rumänische Nav. Fl. R. legen irgendwo an der Kaimauer an, wo gerade Platz ist.

Der größte tschechoslowakische Remorqueur ist der „Cyklop" mit 1270 Pferdekräften. Eben liegt der zweitgrößte, der „Kralewitsch Marko" (800 PS), im Preßburger Hafen; er war früher ungarisch und hieß „Pusztaszer", wurde beim Umsturz in Wukowar von den Südslawen gekapert und jetzt an die Tschechoslowakei verkauft. Die D. D. S. G. hat einen elektrischen Fahrkran da, mit fünf Tonnen Tragkraft. Genau nach dessen Muster hat der tschechische Staat einen neuen erbaut, der schon betriebsfertig ist; für einen dritten sind bereits die Konstruktionen eingetroffen. Die Aufladung der Stückgüter besorgt ein Dampfkran. Zwei neue gemauerte Magazine sind fertig, aber noch nicht in Benützung, ein drittes wird demnächst fertiggestellt sein. Wenn das überhängende Dach bloß

um einen Meter länger wäre, wäre die Rampe bis zum Eisenbahngeleise gedeckt (wie's zum Beispiel bei dem Lagerhaus der M. F. T. R. der Fall ist), und man könnte auch bei Regen ein- und ausladen. Auch dürfte der Holzboden das Umherwerfen der schweren Stahlwaren nicht aushalten. Die neuen Lagerhäuser werden bei der Preßburger Orientmesse, die Ende August stattfindet, als Ausstellungsräume zum ersten Male verwendet werden.

Die Preßburger Hafen hat seit dem Umsturz einen zehnfach vergrößerten Verkehr aufzuweisen. Gegenwärtig stockt der Verkehr etwas, wegen Geschäftskrise und Tarifpolitik. Äußerlich ist das nicht zu merken, es sei denn, daß man's daraus erkennen wollte, wenn man schon zeitig am Nachmittag die Arbeiter in der Hafenkantine oder an der Uferböschung sitzen sieht. Und daß der Schiffsbeamte etwas früher zur Kartenpartie ins Café „Savoy“ kommt, wo man ihn den Re-Contra-Admiral nennt.

DIE HIMMELFAHRT DER GALGENTONI

PERSONEN

Der Präsident des Obersten Gerichtshofes
Der himmlische Gerichtsschreiber
Der höllische Gerichtsschreiber
Ein Wachtmeister der Hipo
Zwei Wachtposten am Höllentor
Zwei Wachtposten am Himmelstor
Die verstorbene Frieda Kniefall
Der verstorbene Moritz Meseritzer
Die verstorbene Toni Pelzer, genannt „Galgentoni"
Der Kutscher der „Grünen Minna"
Die Kuppelboostn
Der blonde Willy
Die anderen Gäste

I

Der Sammelplatz der Seelen

Während sich der Vorhang hebt, hört man Peitschenknall und das Anhalten eines Wagens. Der Vordergrund der Bühne ist von einer Straßenlaterne erhellt, dahinter hält der Polizeiwagen, dem ein dürrer Klepper mit weißen Flügeln vorgespannt ist. Auf dem Wagen sind mit Kreide verschiedene Inschriften gemalt, „Das ist die Grüne Minna vom Fegefeuer" und „Wir pfeifen auf das irdische Leben", wobei die beiden ersten und der vorletzte Buchstabe des Wortes „pfeifen" derart verwischt sind, daß man es auch anders lesen kann. Vom Kutschbock steigen der Wachtmeister und der Kutscher; beide haben kleine weiße Flügel am Rücken. Der Kutscher nimmt dem Pferd die Decke und dabei ein Tuch ab, das derart über seinen

Hinterleib gebunden war, daß das Pferd vorher nicht exkrementieren konnte und dies eventuell erst jetzt besorgt. Der Wachtmeister geht auf und ab.

FRÄULEIN FRIEDA KNIEFALL *erscheint. Sie ist im Nachthemd, hat ein weißes Tuch über Kinn und Kopf gebunden, trägt in der einen Hand einen Kranz, in der anderen eine brennende Wachskerze. Fistelstimme. Sehr devot:* Gesegneten guten Abend! Da bin ich, Herr Schutzmann, Herr Schutzengel, und wir können gleich abfahren, direkt ins Himmelreich. *Sie will in den Wagen einsteigen.*

DER WACHTMEISTER: Das geht nicht so schnell.

FRIEDA KNIEFALL: Doch, doch, Schutzmännchen, mein Schutzengelchen, ich komme direkt ins Himmelreich. Vor einer Stunde hat mir's der hochwürdige Herr Geistliche versprochen, wie er mir die letzte Ölung gegeben hat. „Fräulein Frieda Kniefall", hat er mir gesagt, „Fräulein Frieda Kniefall" – das bin nämlich ich – *sie knickst* –, Frieda Kniefall, Besitzerin einer Wäscherolle – „Fräulein Frieda Kniefall, Sie kommen direkt ins Himmelreich . . ." *Sie will in den Wagen einsteigen.*

DER WACHTMEISTER: Niemand kommt direkt ins Himmelreich, zuerst kommen alle Seelen ins Fegefeuer.

FRIEDA KNIEFALL: Aber wenn mir doch der hochwürdige geistliche Herr ausdrücklich versprochen hat: „Fräulein Frieda Kniefall, Sie kommen direkt ins Himmelreich."

DER WACHTMEISTER: Zuerst müssen alle Seelen ins Fegefeuer, von dort können sie dann in den Himmel übersetzt werden.

FRIEDA KNIEFALL: Ja, das wird noch heute sein. Also fahren wir, warum fahren wir noch nicht?

DER WACHTMEISTER: Es ist erst drei Viertel zwölf. Wir müssen bis Mitternacht warten, wir sind heute der letzte Transport. Wer bis Mitternacht stirbt, muß noch mit uns hinauffahren.

FRIEDA KNIEFALL: Und dann können Sie sich endlich ausschlafen, Schutzmännchen, mein Schutzengelchen. Es muß ein schwerer Dienst sein, bei der Sipo.

DER WACHTMEISTER: Ich bin nicht von der Sipo, ich bin von der Hipo, von der Himmelspolizei. Und wir überirdischen Wesen spüren keine Müdigkeit.

MORITZ MESERITZER *tritt ein*: Guten Abend, also, da bin ich endlich, meine Herrschaften. Hamse lang auf mich warten müssen, was? Na, entschuldigense vielmals. Sind Sie der Schaffner? Also, eine direkte Fahrkarte erster Klasse in den Himmel, Schlafwagen womöglich. Kostet?

DER WACHTMEISTER: Direkt in Himmel gibt's nicht.

MESERITZER: Auf Ehre: sehr gut! „Direkt in Himmel gibt's nicht." Sagen Sie! Sie scheinen nicht zu wissen, wer ich bin? Da schaunse her: Meine Todesanzeige, heute gedruckt, erscheint morgen in der „Vossischen" und wird in der „B. Z." nachgedruckt: „Wir betrauern in dem Heimgegangenen einen hochprima Charakter von vorzüglichster, erstklassiger Qualität..." No, was sagen Sie jetzt, Herr Himmelwachtmeister? Also, fahr mer, fahr mer! *Er will einsteigen.*

DER WACHTMEISTER: Halt! Wir müssen noch warten.

FRIEDA KNIEFALL: Wir müssen uns in himmlische Geduld fassen.

MESERITZER: Seh dir an da, die Frieda ist auch da?

FRIEDA KNIEFALL: Ich kenne Sie nicht, mein Herr...

MESERITZER: „Ich kenne Sie nicht", is auf Ehre sehr gut! Hamse nicht lang genug bei mir verkehrt, wie ich noch das Café Meseritzer in der Kanonierstraße gehabt hab...

FRIEDA KNIEFALL *erschrocken*: Pst, reden Sie nicht so laut. Jetzt bin ich ja schon lang nicht mehr hingegangen.

MESERITZER: Ja, seitdem Sie alt und mies sind.

FRIEDA KNIEFALL: Nein, nein, sondern seitdem mein Bräutigam all mein Geld verspielt hat, wie er bei Ihnen in der Kanonierstraße „Meine Tante, deine Tante"...

MESERITZER *erschrocken*: Pst, reden Sie nicht so laut.

TONI PELZER, GENANNT „GALGENTONI" *grölt hinter der Szene*: „Weißt du, Mutterl, was mir träumt hat, ich hab in Himmel eini gsehn – *auftretend* –, da waren so viel schöne Engeln, zu denen möcht ich gerne gehn" – Also, Herr Wachtmeester, machense mal det Hotel uff – *zum Kutscher* –, und denn ab dafür.

DER WACHTMEISTER: Seien Sie mal zuerst ganz ruhig, verstehn Sie!

TONI: Regen Sie sich man nich uff übern Kanten, Herr Oberkriminalwachtmeester. Mir is so froh, det ick aus 'n Fröbel rausjekommen bin, daß se mir de Stimmung nich so leicht vermasseln können. Jott sei Dank, komm ick jetzt in Himmel.

FRIEDA KNIEFALL *zu Meseritzer*: Das ist doch die Galgentoni, die bei Ihnen ...

MESERITZER: Mir werden Sie die Galgentoni zu erkennen geben, auf Ehre sehr gut! Wie ich noch das Café Meseritzer in der Kanonierstraße gehabt hab, hat se der Portier nicht hereinlassen derfen ...

FRIEDA KNIEFALL *kichernd*: Und jetzt will sie in Himmel.

MESERITZER: In Himmel will se – auf Ehre sehr gut.

TONI: Worauf wart'n de Jrüne Minna noch? Lassense doch mal die Rheumatismuskiste endlich abfahren.

DER WACHTMEISTER: Wir müssen noch warten, ob noch ein Seelchen kommt ...

TONI: Jib ma nich so ville an, mit deine Herzken! Wir können doch nich warten, bis so een Freier in Posemuckel verreckt oder es een Hottentotten in Italien beliebt, die Beene steif zu machen. Fahr los, oder ich hau dir vor die Milchstraße, daß se ausnanderlooft.

MESERITZER: In Himmel will se, bei dem Benehmen.

TONI: Nich anspringen, alter Kuppelboost; dir kenn ick ausn Meseritzerpalast in de Kanonierstraße. Hier haste nich zu mekkern, wenn de nich ruhig bist, stoße ick dir vor die Jurke, daß du die Engel pfeifen hörst, bevor noch der Wagen abfährt. *Zum Wachtmeister*: No, wat is 'n, du alter Stubben, fahrn wir oder nich? Ick will mir doch hier keen Jeschäft aufmachen. Det is doch nich mein Talon, so 'n miesen Strich such ick mir doch nich aus. Det soll mein Jlück sein? Wie 'n Kind freu ick mir seit fuffzig Jahr uff meine Himmelfahrt, un jetzt soll ick mir Polonaise anstellen? Bei mir Mokkatäßchen, ick bin doch keene Nutte, das wär ja jelacht, Herr Weber! Also los jetzt, sonst passiert's.

DER WACHTMEISTER: Drohen Sie nicht, sonst ...

TONI: Nich doch, nich doch, mach man keene Wellen mit deine Flügel. Meine Bestimmungsstation is Himmel, und da wartense schon uff mir.

DER WACHTMEISTER: Oder vielleicht in der Hölle.

TONI: Meinetwegen in Pforzheim, det jeht dir een Schmutz an, Sie alter Luftschaukelkondukteur! Ick will mir meine Pedale nich anfrieren lassen, das ist kein Himmelsstrich für mich; und wenn die Fuhre nich jleich abjeht, dann wichs ick in den Schimmel rin,

dat Ihnen die Pferdeäpfel um die Ohren sausen. Damit Sie Bescheid wissen.

DER WACHTMEISTER: Na, Ihnen werden wir schon im Fegefeuer Zucht und Manieren beibringen.

TONI: Laß dir man die Zeit nich lang werden. Paßt man uff, daß ick euch nicht die Klamotten zusammenschmeiße, ihr halbseidenen Wolkenschieber.

DER WACHTMEISTER *wütend*: Halten Sie das Maul.

TONI: Nu, hat aber zwölwe jeschlagen. Mit mir können Se nich ...

Es schlägt zwölf Uhr.

DER WACHTMEISTER *im Ton des Bahnhofsschaffners*: Bitte, Platz zu nehmen, einsteigen die Herrschaften, nicht drängeln ...

TONI *will einsteigen, Meseritzer drängt sich vor*: Machen Sie sich nich so pampig, Sie werden wohl noch Zeit haben.

MESERITZER: Gibt's denn da kaan erste Klasse? Muß ich denn mit der Chonte in aa Wagen fahren?

FRIEDA KNIEFALL: Um Gottes willen, mit so einer Person, wer mir das bei Lebzeiten gesagt hätte ...

TONI: Seid man nich so kiebig, ihr vermatschtn Schießbudenfiguren, ihr müßt froh sind, mit 'ner richtichjehenden Berliner Tille in een Karren zu fahren ...

FRIEDA KNIEFALL: Ach, die Schande, ich bin noch nie in meinem Leben im Polizeiwagen gefahren.

TONI: Nimm dir doch een Auto, du alte Spinatwachtel. Wenn's dir nich paßt, kannste ja zu Fuß tippeln, immer fein alleene mit 'n Jungfernkranz und Kerze.

MESERITZER: Hast e Karosserie! Wenn das nur nix auseinanderfällt.

TONI: Wat kann Ihnen denn noch passieren, Sie toter Jud, Sie?

DER WACHTMEISTER: Einsteigen! Platz nehmen! Bißchen dalli!

Alle drängen sich in den Wagen, die Toni Pelzer als letzte, wendet sich um, schwenkt das Taschentuch und ruft.

TONI: Adieu, verdammtes Erdenpuff! Die Toni jeht und stricht nich mehr. Die Galgentoni wird jetzt een pikfeines Engelchen, huch, nein. Denn ick bin tot, und keener kann mir wecken. Die Menschen kennen mir am Maasche lecken.

Die beiden letzten Worte sind kaum hörbar, da der Wachtmeister die Wagentür hinter ihr zuwirft.

DER WACHTMEISTER: Fertig! Abfahrt!

Unter Peitschenknall fällt der Vorhang.
Ende des Vorspiels.

II

Im Fegefeuer

Im Hintergrund zwei Bogentüren. Die eine in Himmelblau und Gold trägt die transparente Inschrift „Himmel". Die andere ist schwarzrot und heißt „Hölle". Rechts und links von jedem der beiden Eingänge sind Schilderhäuschen in den betreffenden Farben. Vor dem blaugoldenen Tore trippeln zwei Engel als Wachtposten, den Palmwedel geschultert, auf und ab; aber vor dem Höllentor besorgen, sich schüttelnd, zwei geschwänzte Teufel mit geschulterten Ruten den Wachtdienst. Über beiden Toren leuchten Mond und Sterne, Wolken schweben über dem ganzen Raum. Eine Tafel besagt: „Das Rauchen ist gesundheitsschädlich und daher verboten". Im Vordergrund ist ein Gerichtstisch, an dem der Präsident des Obersten Gerichtshofes, ein Herr mit langem weißem Bart und ebensolchem Haupthaar, eingeschlafen ist. Rechts und links von ihm markieren zwei Gerichtsschreiber, der himmlische und der höllische, eifrige Arbeit.

DER HIMMLISCHE GERICHTSSCHREIBER *Monokel, Haby-Schnurrbart, springt auf*: Hosianna, der Alte schläft. Zum Teufel noch einmal, jetzt hab ich keine Zigarette.

DER HÖLLISCHE GERICHTSSCHREIBER: Um Gottes willen, ich auch nicht!

EINER DER HÖLLENPOSTEN *wirft dem Teufelsschreiber eine Zigarette hin*: Nimm nur, Genosse!

EINER DER HIMMELSPOSTEN *reicht dem Himmelsschreiber mit einer Verbeugung seine Dose*: Wenn ich mir ergebenst gestatten darf, dem Herrn Assessor allergehorsamst eine Zigarette anzubieten.

DER HIMMLISCHE GERICHTSSCHREIBER *nimmt*: Schon gut. *Der Himmelsposten tritt unter Verbeugung ab. Zum Teufelsschreiber:* Haben Herr Kollege vielleicht Feuer?

DER HÖLLISCHE GERICHTSSCHREIBER: Wozu haben wir denn den Mond!

Die beiden Gerichtsschreiber und die beiden teuflischen Wachtposten steigen auf die Bank und zünden an der Mondscheibe die Zigaretten an. Einer pfeift dabei: „Ach, wenn das der Petrus wüßte." Inzwischen trippeln die beiden Himmelsposten auf und ab.

DER HIMMLISCHE GERICHTSSCHREIBER: Ekelhafter Dienst hier im Fegefeuer, ejal wech die langen Verhandlungen, und will man ein bißchen sein Römisches Recht studieren, hat man 'n janzen Tach dat Jewimmer aus der Hölle anzuhören. Wehleidige Schlappschwänze, müßte man alle an die Wand stellen ...

DER HÖLLISCHE GERICHTSSCHREIBER: Das wäre eine schöne Demokratie! Jeder muß wimmern können, wie er will.

DER HIMMLISCHE GERICHTSSCHREIBER *mit erhobener Stimme*: Na, ich muß schon sagen, mir war das alte Regime lieber.

DER HÖLLISCHE GERICHTSSCHREIBER *schreiend*: Ja, für Sie und Ihresgleichen.

DER PRÄSIDENT *ist infolge des Streites erwacht und läutet mit der Tischglocke*: Ruhe! Ich kenne keine Parteien, ich kenne nur Seelen!

Alle verlöschen die Zigaretten und nehmen eilig ihren alten Dienst auf. Von links hört man Pferdegetrappel, Wagenrollen und Peitschenknall. Streitend treten auf: Der Wachtmeister der Hipo, Toni Pelzer, Frieda Kniefall und Moritz Meseritzer.

TONI: Du mir auch 'n paarmal, du alter Stubben!

MESERITZER: Für Sie bin ich doch immer der Herr Meseritzer.

TONI: Een Stück Dreck bist du für mich!

DER PRÄSIDENT *läutet*: Ruhe im Himmel! Die Parteien setzen sich dort auf die Bank.

MESERITZER: Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle, mein Name ist Moritz Meseritzer, Café Meseritzer, Kanonierstraße. Ich bitte um Aufenthaltsbewilligung im Himmel ...

DER PRÄSIDENT: Warten Sie, bis Sie gerufen werden.

MESERITZER: Vielleicht kann ich früher drankommen, ich bin momentan effektiv pressiert – *vertraulich* –, ich laß mir's gern was kosten ...

DER PRÄSIDENT: Setzen Sie sich sofort hin! Frieda Kniefall!

MESERITZER: Rischess!

FRIEDA KNIEFALL: Hier.

DER PRÄSIDENT: Die Akten! *Der Wachtmeister bringt aus dem Regal die Akten. Der Präsident blättert.* Hab'n Sie etwas zu Ihrer Verteidigung vorzubringen?

FRIEDA KNIEFALL: Zu meiner Verteidigung? Ich habe doch ein frommes Leben geführt.

DER PRÄSIDENT: Simuliert haben Sie. Sie sind eine Heuchlerin.

FRIEDA KNIEFALL: Aber der hochwürdige Herr Geistliche hat mir doch ausdrücklich versprochen, daß ich direkt in ...

DER PRÄSIDENT: Marsch in die Hölle!

FRIEDA KNIEFALL *plötzlich schimpfend*: In die Hölle. Gemeinheit, Schweinerei, ich werde euch schon zeigen ... *Die beiden Teufelsposten packen die sich Sträubende und Schimpfende an und befördern sie mit Fußtritten ins Höllentor, aus dem in dem Augenblick, da es sich öffnet, ein Feuerschein aufleuchtet.*

DER PRÄSIDENT: Moritz Meseritzer!

MESERITZER: Womit kann ich dienen?

DER PRÄSIDENT *zum Wachtmeister*: Die Akten!

TONI: Und ick soll wohl hier versauern? Wie lange dauert det Theater noch?

DER HIMMLISCHE GERICHTSSCHREIBER: Seien Sie ruhig und warten Sie.

TONI: Ick habe lange jenug jewartet. Zweeundfuffzig Jahre wart ick uff den Klimbim. Ich will direkt in den Himmel, sonst misch ick hier auf.

DER HIMMLISCHE GERICHTSSCHREIBER *schneidig*: Halten Sie den Mund!

TONI: Vor Ihnen, Sie feinjemachter Penner? Wat!

DIE BEIDEN HÖLLENPOSTEN *suchen, sich schüttelnd und die Zunge blökend, sie zu erschrecken*: Huhu!

TONI *bricht in Lachen aus*: Mir kennt ihr doch nich, wenn ick nich will, Ihr Hampelmänner. Ihr seid wohl aus 'n Pfefferkuchen-

laden jeflitzt? *Die Teufel ziehen die Schwänze ein und verstecken sich in ihren Schilderhäuschen. Zu einem Himmelsposten:* Komm mal mit 'ne Zigarette rüber.

DER HIMMLISCHE GERICHTSSCHREIBER *aufspringend*: Varrückt jeworden? Das Rauchen is in sämtlichen Räumlichkeiten des Jenseits strengstens verboten. Nur den heiligen Seelen im Himmel is das Rauchen jestattet.

DER PRÄSIDENT *zu Toni*: Seien Sie endlich ruhig!

TONI: Au backe, jetzt hab ick die Karre janz verfahren. Jetzt is Essig mit 'n Himmel. *Sie setzt sich.*

DER PRÄSIDENT *in den Akten des Moritz Meseritzer blätternd*: Moritz Meseritzer, was haben Sie zu Ihrer Verteidigung vorzubringen?

MESERITZER: Schemajisroel! Zu meiner Verteidigung? „Verteidigung" is sehr gut. Da lesen Sie sich durch meine Todesanzeige. Erscheint morgen im „Tageblatt" und in der „Vossischen Zeitung". – *Liest mit bewegter Stimme.* – „Tiefbetrübt geben wir Nachricht von dem Hinscheiden des Herrn Moritz Meseritzer" – das bin ich, bitte –, „Moritz Meseritzer, Seniorchef des bestrenommierten Cafés Meseritzer, Kanonierstraße 18."

TONI: Der alte Nuttentempel!

MESERITZER *zu Toni*: Ihnen gesagt, hineingelassen zu werden! – *Weiterlesend.* – „Kanonierstraße 18, von acht Uhr abends ab Musik, ein Mann von hochprima Charakter..." Bitte, das steht da...

DER PRÄSIDENT *nimmt das Papier und gibt es dem Teufelsposten*: Schmeißen Sie das in die Hölle!

DER TEUFELSPOSTEN *nimmt die Todesanzeige und wirft sie in das Höllentor, aus dem es rot aufleuchtet*: Ein Stück Papier für besondere Zwecke.

MESERITZER: Meine teure Todesanzeige, fünfhundert Mark.

DER PRÄSIDENT: Dafür haben Sie die Hölle umsonst. *Die Teufel packen den zeternden Moritz Meseritzer und jagen ihn mit Fußtritten in die Hölle, aus der wieder der rote Lichtschein hereinfällt.*

MESERITZER *in der Hölle*: Ah, Schlesinger und Salomon und Silberstein, ihr seids auch schon da?

DER PRÄSIDENT: Toni Pelzer!

TONI *aufstehend*: Wat is 'n los?

DER PRÄSIDENT *zum Gerichtsdiener*: Die Akten! *Der himmlische und der teuflische Gerichtsschreiber, die beiden Doppelposten und der Wachtmeister schleppen Akten herbei und legen sie auf den Tisch.*

DER PRÄSIDENT *die Titel der Aktenstöße lesend*: „Geheimprostitution“, „Körperverletzung“, „Ruhestörung“, „Grober Unfug“, „Verunreinigung öffentlicher Plätze“ ...

TONI: Prost Mahlzeit! Die Klamotten hamse ooch hier.

DER PRÄSIDENT: Toni Pelzer – *lesend* –, Sie sind ... zweiunddreißigmal polizeilich und drei-, nein, viermal gerichtlich vorbestraft.

TONI: Immer unschuldig, hoher Jerichtshof, immer unschuldig, so wahr ick lebe.

DIE GERICHTSSCHREIBER *erschrocken*: Wer lebt?

TONI: Ach so, ick bin ja tot. Det vergißt man bei die Aufregung.

DER PRÄSIDENT: Toni Pelzer...

TONI: Na und?

DER PRÄSIDENT: Sie haben auch einen anderen Namen? Einen Spitznamen?

TONI: Det hat doch jede von uns.

DER PRÄSIDENT: Und wie nennt man Sie?

TONI *zögernd*: Mir nennen se „Galgentoni“.

DER PRÄSIDENT *schiebt die Akten fort*: Und wie kommen Sie zu diesem Namen?

TONI *ausbrechend*: Det geht Ihnen ein Bockmist an. Det sind meine ureijensten Prevatanjelejenheiten. Det kommt in keene Akten, da hat sich keener reinzumischen. Det wär jelacht, die Neese in jeden Dreck reinzustecken. Bei mir nich! Dadrüber jebe ick keene Auskunft, und wennse mir dreist in die Hölle schmeißen, det mir det Terpentin aus die Oogen läuft. Da könnense lange lauern! Kujonieren laß ick mir nich. Det hat nich mal die Sitte fertichjekricht. Dadrüber rede ick nich, und wennse mir auseinanderreißen.

DER PRÄSIDENT *sie fest ansehend*: Aber Sie haben ja auch bei Lebzeiten manchmal die Geschichte erzählt.

TONI: Det war 'ne janz andere Kiste! Wenn mir eener een Habel zahlt, dann kann er de Jeschichte verzapft kriejen. For een Schnaps erzähl ick, aber zwingen laß ick mir nich.

DER PRÄSIDENT *lächelnd*: Habel haben wir zwar nicht, aber ein Glas Äther können Sie bekommen. *Er gibt ein Zeichen, worauf sich aus den Wolken eine Flasche herniedersenkt.*

TONI *inzwischen*: Sieh mal guck, die himmlischen Heerscharen jießen sich auch zeitweise een hinter de Binde.

DER PRÄSIDENT: Ich nicht.

DER HIMMLISCHE GERICHTSSCHREIBER *entrüstet*: Ich gewiß nicht.

DER HÖLLISCHE GERICHTSSCHREIBER: Jetzt bleibt's also auf mir kleben. Wie immer! Jetzt sind wir die Alkoholiker.

TONI *hat inzwischen getrunken und läßt die Flasche baumeln. Sie wischt sich den Mund ab:* Dufte. Een Klassetröppken. Jiebt's das in der Hölle auch?

DER PRÄSIDENT: Also, jetzt erzählen Sie!

TONI: Ja, also heilijer Jerichtshof, det is schon eine alte Brühe. Det is schon bald nich mehr wahr. Det war am 12. Aujust 1892.

DER PRÄSIDENT: Da sind es also heute dreißig Jahre.

TONI *erstaunt*: Wahrhaftijen Jott! Aufn Tach dreißig Jahre. Na und? *Mißtrauisch:* Hab ick mir nich uff Erden jenuch damit herumjeschleppt? Wollense mir auch hier aus dem Tach een Strick drehn? Wat wollense denn von mir?

DER PRÄSIDENT: Erzählen Sie nur ruhig.

TONI: Ick war damals in Hamburch, im Puff, in der Schwiegerstraße Nr. 1.

DER PRÄSIDENT: Ecke Gänsemarkt, nicht?

TONI: Dufte, det kennen Se ooch? Am Ende sind Sie der Bummelpetrus, wat?

Gerichtsschreiber und Wachtposten kichern verstohlen.

DER PRÄSIDENT: In dem Bordell ist doch der König Christian von Dänemark gestorben?

TONI: Janz richtig, Sie wissen Bescheid. *Lachen der anderen.* Det war aber nach meiner Zeit. Zu meiner Zeit haben jekrönte Häupter bei uns nich verkehrt. Na, wat hätt ick denn ooch mit dem alten Könich anfangen sollen, der Mann hat ja keen Puff vertragen. *Sie lacht.*

DER PRÄSIDENT *lachend*: Damals ist aus dem Freudenhaus ein Trauerhaus geworden.

Meckerndes Gelächter.

TONI: Ja, det war 'ne Trauer. Die Verwandten konnt'n seinen letzten Wunsch nicht erfüllen.

Meckerndes Gelächter.

DER PRÄSIDENT *sich plötzlich an seine Würde erinnernd*: Ruhe! *Es wird still.* Bitte, weiter!

TONI: Also, dort in der Schwiegerstraße 1 war ick damals. Ick war die schönste von alle Damens. *Der Himmelsschreiber hüstelt.* Nich doch, nich doch, husten und so. Sie könnens mir schon glooben, was hab ick davon, Sie anzupeesen. Heute kann ick ja keene Bilder mehr rausstecken. Jetzt bin ick ja eene miese Tille. Aber damals war ick große Klasse. Wat 'n Kavalier war, den hab ick zuerst jehabt. Wenn ick in Salon runterkam, in mein blauen Empirekleid mit durchbrochene Strümpfe und Lackbotten, da haben schon fünf bis sechs feine Gäste uff mir jewartet und um vier Uhr morjens, bevor Schluß jemacht wurde, habense vor meen Zimmer Polonaise anjestanden. So 'ne Klasse war ick. Alle Damens ham mir beneidet. Also damals am 12. Aujust sitzen wir alle Damens in die Küche bei 's Abendbrot, da kommt der Wachtmeister Schlüter von der Schmiere mit een Jefängnisbeamten und tuschelt mit der Boostn. Wir ham jesehn, wie die Alte sich uffreechte, und Schlüter sachte, er habe es satt, ohne Erfolch von een Puff ins andere zu laufen, und wenn die Boostn nicht will, würde er ihr nächstens Lampen machen. Die Alte wollte doch mit der Polente keene Schwierigkeiten haben, na, da kam se mit 'n Schlüter zu uns nach hinten, und der fraachte, ob eine bereit wäre, ins Kriminaljericht zu jehen, um dem Hugo Klose Jesellschaft zu leisten. De Boostn würde ihr ja auch ein Pfund extra geben. Natürlich hat sich keene jemeldet.

DER PRÄSIDENT: Es hat sich ja doch eine gemeldet.

TONI: Nee, hoher Jerichtshof, es hat sich keene jemeldet. Janz Hamburch hat ja jewußt, daß der Hugo Klose morjen jeköpft wird, weil er drei Mächens abjemurkst hat. Eene bei Altona, eene bei Blankenese, und eene hat er ins Wäldchen bei Brunsbüttel gelockt. Alle hat er sie erwürgt, und dann hat er die Leichen verstümmelt. Een scheußlicher Kerl! Und so war er ooch in der „Hamburger Woche" abjebildet – een alter Strolch mit zerfressenem Jesicht, det Kotzen is einem anjejangen, wenn man bloß det

Bild anjesehn hat. Pfui Teufel. *Sie trinkt.* Der Schlüter, der Kriminalwachtmeester, brauchte eene Dame, die zum Klose jeht, weil er sich jewünscht hat, ein Mächen bei sich zu haben, und wenn eener hinjerichtet werden soll, muß ihm sein letzter Wunsch immer erfüllt werden.

DER HIMMLISCHE GERICHTSSCHREIBER *devot zum Präsidenten*: Herr Präsident wissen, das altrömische Scortum scorto.

TONI: Wat is los?

DER PRÄSIDENT: Das ist aus dem Römischen Recht.

TONI: Bei mir nich. Also es hat sich eben keene jemeldet.

DER PRÄSIDENT: Es hat sich ja doch eine gemeldet.

TONI: Nee, hoher Jerichtshof, det weiß ick besser. Es hat sich keene jemeldet. – „Und wenn Sie mir tausend Mark jeben, jeh ick ooch nicht", hat die Veronika gesagt, und die war doch die mieseste von uns allen. Da hat die Boostn zur Olga Petersen jesagt, sie soll sich anziehen und mit 'n Kriminalwachtmeister mitjehn zum Hugo Klose. Die Olga Petersen, müssense wissen, war damals bloß Reinemachefrau bei uns. Dreiviertel Jahr vorher war sie noch Dame jewesen, aber als sie aus dem Spital zurückkam, sah sie so alt und häßlich aus, daß man sie unmöglich in Salon reinlassen konnte. So einjefallene fleckije Wangen hatte sie und rote Augen, die Haare jingen ihr aus und war ejalwech janz heiser. Furchtbar. *Sie trinkt.* Die Boostn wollte sie ja nicht mehr aufnehm, aber weil se heulte, die Olga, dat sie sich umbrächte, ließ se se auf 'n Sofa im Doktorzimmer schlafen und jab ihr zu essen. Dafür mußte sie eben reinemachen. Als nun keene von uns zum Hugo Klose jehen wollte, sollte die Olga mitjehen. Da hat se die Hände übern Kopf zusammjeschlagen und hat aufjeschrien, aufjeschrien ohne Stimme. Lieber schmeißt se sich in die Alster, hat se jesacht, und hat jezittert wie Sülze ... Da fiel mir plötzlich ein, und ick sagte: „Ick jehe zum Klose."

DER PRÄSIDENT *interessiert*: So, so?

TONI: Na, dann bin ick mit den beiden losjetankert bis ins Kriminaljericht. Im Aufnahmsbüro waren paar Aufseher, die meckerten so dämlich, „Gute Unterhaltung wünschen wir Ihnen, Fräulein", und dann haben se mir abgetatscht, ob ick keen Messer oder Strick for 'n Liebsten mitbringe. Und een junger Aufseher hat janz traurig zu mir jesagt: „So ein hübsches Mädchen, schämen Sie sich

nicht ...?" Er hat eben ooch jeglaubt, ick wäre auf die paar Mark scharf. Dann hamse mir in die Zelle von dem Klose jeführt. Sein Bild hab ick aus der „Hamburger Woche" jekannt, das hab ick Ihn, jloob ick, schon erzählt, aber er war noch viel ähnlicher als uff der Photographie. Er hat 'ne dreckige Zuchthauskluft anjehabt und lauter Stoppeln und Pickeln im Jesicht. *Sie macht einen langen Zug aus der Flasche.* Wie ick ihn jesehn hab, hab ick mir jedacht, wenn ick bloß schon wieder draußen wäre. Aber ick habe mir nischt anmerken lassen. Wenn ick schon mal da bin, soll er sich ooch mit mir freuen. Ick weeß, wat ick mir schuldig bin. Ick sagte ihm jleich: „Ihr Bild hab ick schon in der Woche jesehen, hat mir jleich jefallen, deshalb bin ick ooch jekommen." Da hat er janz etwas Ordinäres zu mir gesacht, ick kann ihm mal ...

DER PRÄSIDENT *sie abwehrend, unterbrechend*: Den Buckel runterrutschen.

TONI: Nee, noch viel jemeiner. Se verstehn schon, hoher Jerichtshof, ick brauch mir doch hoffentlich darüber nich zu verbreitern, det wäre mir peinlich. Nach eener halben Stunde sagt er zu mir: „Nu kannste jehn." Ick war heilsfroh, ick hab ja sone Angst jehabt, er wird mir vielleicht ooch erwürgen, wie die Mächens, aber wie ick ihm die Hand jeben will, fällt mir so ein: Armer Junge, morjen is er tot ... Da sacht' ick denn: „Ich möchte jern noch ein bißken dableiben." Da hat er wieder so was jebrummt, wie vorher, Sie wissen schon, aber es hat ihn doch sehr jefreut, det hab ick schon jemerkt. Na, um zwee Uhr nachts bin ick dann nach Hause jerannt und bin jleich aufs Zimmer jejangen und wollte mir schlafen lejen. Da seh ick, dat mir meine Kollejinnen, die Damens, diese Drecksaun, aus 'n Pappkarton een Galjen jeschnitten und auf 'n Nachttisch jepackt haben. Mit so wat macht man doch keene Witze ... Ick hab 'n mächtijen Rochus jehabt und hab mir schlafen jelegt. Wie ick am Nachmittag zum Frühstück runterkomme, haben schon alle die Zeitungen von die Hinrichtung jelesen und fingen mir an zu flachsen: „Klose seine Kohlrübe is schon runter." – „Dein Liebster is schon kleener jeworden." – „Haste dir fein amüsiert?" – „Schlepp uns man keen kleenen Klose ins Haus, sonst erwürgt er uns noch alle." Je mehr ick mir jeärgert habe, desto mehr haben die Mist-Rieken jeflachst. Wütend bin ick auf mein Zimmer jelaufen. Wie ick abends in

Salon runterkomme, in mein blauen Empirekleid, det mir so jut jepaßt hat... Sie erinnern sich doch noch auf mir?...

DER PRÄSIDENT: Ja, ja.

TONI: ... haben mir die Luders wieder anjefohst, „Galgentoni" und so. Und denken Sie die Jemeinheit, den Jästen haben sie's ooch erzählt – det is doch unlauterer Wettbewerb. Meine Freier haben mir nich mal anjeguckt. *Weinend:* Um ein Uhr is der blonde Willy jekommen, der war schon dreiviertel Jahr mein richtichjehender Liebster – ick hab den Lausejungen mächtich jerne jehabt! Nie mehr werd ick een so jerne haben, wie ick den Jungen jehabt hab! –, ein feiner Junge, er war immer tipptopp anjezogen. Sie werden sich noch an ihn erinnern, Herr Jerichtshof, er is immer am Mitteltisch jesessen mit seine jelbe Handschuh und die jrünweiße Krawatte – ein vornehmer Mensch. Also ick will mir zu ihm setzen, da schreit er durchs janze Lokal: „Bevor sie mir 'n Dez abhaun, laß ick dir schon rufen." *In Schluchzen ausbrechend.* Und dann jing er mit der polnischen Paula aufs Zimmer. Det hätt er mir nich antun dürfen.

DER PRÄSIDENT: Beruhigen Sie sich. Erzählen Sie nur weiter.

TONI: Am nächsten Tag bin ick aus die Schwiegerstraße jeflitzt. In Sankt Pauli ham se mir im „Blauen Affen" in der Marienstraße aufjenommen. Det kennen se wohl nich, det is een kleeneres Puff an der Reeperbahn. Mit der Schwiegerstraße jar nich zu verglei-chen! Da hab ick keen blaues Empirekleid mehr jehabt, keene durchbrochenen Strümpfe und keene Lacktöppe, und wat mir am meisten jefehlt hat, war det Jrammophon. Erinnern Se sich noch an das jroße Jrammophon in der Schwiegerstraße, da hab ick so jerne jetanzt, wenns jespielt hat:

Komm, Karlinchen, komm, Karlinchen, komm,
Wir wolln nach Pankow jehn,
Da is et wunderschön.

Alle singen mit den gleichen Bewegungen, während die Wolken zu schaukeln beginnen.

Komm, Karlinchen, komm, Karlinchen, komm,
Wir wolln nach Pankow jehn,
Da is et wunderschön.
Komm...

DER PRÄSIDENT: Pst! Erzählen Sie weiter.

TONI: Det Jrammophon hat mir sehr jefehlt. Nee, Schwiegerstraße und „Blauer Affe“, det war wie Tag und Nacht, hoher Jerichtshof, den Unterschied sollen Sie Orgel spielen können. Ick war aber nur drei Nächte da. In der dritten Nacht is een Jast jekommen, der hat mir aus der Schwiegerstraße jekannt, und der Appelfatzke hat die janze Jeschichte jleich ausjemeckert. Die Damen ham sowieso auf mir een Rotzneid jehabt, von wejen, weil ick eine Neue war und den schönsten Körper jehabt hab im Lokal. Gleich war's wieder rum: „Galgentoni“. Det war een richtijes Fressen for die. „Galgentoni!“ Unter solchen Umständen is schwer zu arbeiten in een Lokal, das müssen Sie ja einsehen. Da bin ick denn wieder aus 'n „Blauen Affen“ jetürmt und bin in die süße Heimat jefahren, nach Berlin.

DER PRÄSIDENT: Nach Berlin? Armes Kind!

Alle nicken bedauernd mit den Köpfen.

TONI: Ja, ja, in Berlin is keen Honiglecken. Da mußt ick denn uff 'n Strich jehen. In Berlin jibt's nämlich von wejen die Kaiserin keene Puffs . . .

DER HIMMLISCHE GERICHTSSCHREIBER: Jott sei Dank!

DER HÖLLISCHE GERICHTSSCHREIBER: Alberne Heuchelei!

TONI: Da bleibt ein eben bloß der Strich. Dreißich Jahre lang, Abend for Abend. Keene Müdichkeit vorschützen. Und ick hab ooch, Jott sei Dank, jeden Abend wenigstens een Freier jefunden.

DER HIMMLISCHE GERICHTSSCHREIBER *ironisch lachend*: Nulla dies sine linea.

TONI: Wat is 'n det schon wieder?

DER PRÄSIDENT: Das heißt: „Kein Tag ohne Strich.“

TONI: Aber wirklich! Zuerst war mein Karree Friedrichstraße, Jägerstraße, als ick älter wurde, bin ick nach 'n Kietz jekommen, Katharinenstraße, Landwehrstraße, Lietzmannstraße, Neue Königstraße, da bin ick zehn Jahre jejangen, und zuletzt hat mir mein Loddel een Pelzmantel versprochen, damit ick mit jroßer Aufmachung Kurfürstendamm und Joachimsthaler Straße jehn kann. *Gerührt:* Aber det hab ick nich mehr erlebt. Is es denn een Wunder? Die Straße is det Furchtbarste, wat es jibt. Was man

unter die Sitte ausstehen muß und von der Zimmerwirtin, jeden Tach kujoniert die een mit was Neuem, und alle Nasen lang erhöht se die Miete. Und alles muß man sich jefallen lassen, alles alleene besorjen, bei Tage, wo man schlafen soll; und wenn man was einkaufen jeht, een Hut oder eene Bluse oder Reizwäsche – man kann doch nich in Flanell rumloofen –, dann bemogeln een die Verkäufer. Jeder gloobt, an eener Tille kann man sich reiben. Und woher kommt det, der janze schlechte Ruf von die Huren?

DER PRÄSIDENT: Na, woher glauben Sie?

TONI: Det kann ick Ihnen janz jenau sagen: Det kommt nur vom Nuttenstrich! Det sind solche Rotzneesen, die nichts jelernt haben und nischt können und glooben, wenn se uff 'n Bummel jehn, denn sind se schon Huren. Een Scheißdreck sind se! Und sehn Se man: Die halten sich nich sauber und jehn zu keener Kontrolle, und von die Luders kommen dann die janzen Krankheiten. Aber jerade die haben die meisten Kunden. Und wir müssen stundenlang strichen, bis wir een Freier kappen. In die Nässe, in die Kälte – nee, der Talon is schon schrecklich. Det is nicht wie im Puff, wo sie eem alles besorcht haben und wo man von vorne und hinten bedient wurde. Det Puff is det schönste, was es jibt. *Stoßseufzer.* Na, det is jewesen. Aber wenigstens hat mir am Strich keener jekannt, und det mit die „Galgentoni" hat aufjehört jehabt.

DER PRÄSIDENT *in den Akten stöbernd*: Für immer aufgehört?

TONI: Nee, nich for immer. Die Menschen sind doch so eklich. *Sie trinkt.* Een Morjen sitzen wir in die Keibel-Ritze, wie sie frühmorjens die beste Suppe jehabt haben, und ick hab mir schon den janzen Abend mit een Freier rumjeschleppt und dachte doch noch Handjeld zu machen. Een paar Nutten waren noch da, die noch nischt jefunden hatten, bei die am Tisch saß auch die Stotterbetty, die mir schon aus Hamburg kannte. Det Aas wußte janz jenau, det ick mir die janze Nacht um die Ohren jehauen habe und immerzu mit dem Besoffenen rumjezottelt bin, und nu wollte sie mir aus die Partie schieben. Ick nahm se mit raus aufs Klosett und sagte ihr: „Det kannste nich machen." Da sagte sie: „Der Kartoffelfritze interessiert mir jar nich." Kaum ham wir uns wieder hinjesetzt, da fing det Theater wieder an. Nu wollte der Stubben

wirklich bei ihr anspringen, da wurde ich fuchtig und meente zur Stotterbetty: „Wenn der Heckmeck nich uffhört, hau ick dir det Tischbein in die Fresse, daß dir die Zähne in Gruppenkolonne aus dem Hintern marschieren!“ Kaum hab ick det jesagt, denken Se man, is det Stotterbiest schon ordinär jeworden. „Jeh doch zu deine Kundschaften ins Kriminalgericht, jeh doch zu deine Mörders“, und wie nu die anderen fragten, wat denn damit los is, wieso sie mir det sage, da brüllt de olle Toppsau: „Das is ja die Galgentoni, die wird ja von der Schmiere jeholt, bevor sie eenen köpfen.“ Alle haben jelacht, aber mir is schwarz vor de Aujen jeworden. So eene Wut hab ick jekriegt. Ick bin uffjesprungen – *aufgeregt auf den Gerichtstisch schlagend, daß die Akten auf die Erde fliegen* – und hab ihr vier-, fünfmal vor die Kohlrübe jeknallt, daß ihr gleich die Marmelade herauskam. Dann hab ick sie unter die Beene jenommen und so hinjelangt, det sie in die Charité mußte. Det müssen Sie ja – *auf die Erde zeigend, wo die Akten liegen* – ganz leicht in die Akten finden. Seit der Zeit macht die Stotterbetty een jroßen Bogen, wenn sie mir sieht. Aber die Sache hat sich jleich rumjesprochen. Zuletzt war mir's ooch schon janz piepe. Und wenn mir eener een Habel zahlt, dann kann er von mir meinetwejen die janze Jeschichte hören, wie ich beim Klose in der Zelle war, mit alle Einzelheiten – *vertraulich* –, ooch wie er mir...

DER PRÄSIDENT *sie unterbrechend*: Toni Pelzer, wollen Sie mir noch eine Frage beantworten?

TONI: Aber mit 'n jrößten Vergnüjen. Sie sind ja so ein altes jemütliches Huhn. Fragen Se man ruhig, wat Ihnen interessiert.

DER PRÄSIDENT: Toni Pelzer, weshalb sind Sie denn damals zu dem Mörder Hugo Klose gegangen?

TONI *nachdenkend*: Dat weeß ick eijentlich selber nich.

Der Präsident erhebt sich und läutet. Die Bühne wird dunkel, nur ein transparenter Schlüssel leuchtet. Orgelklang und Glockengetön.

III

Das Paradies

Als es hell wird, sind die Eingänge mit den Schilderhäuschen und der Tafel sowie die Teufel verschwunden, man sieht im Hintergrunde einige runde Tische mit typischem Bordellinventar, Dirnen und Gästen. Wolken schweben darüber.

TONI *verjüngt, in blauem Empirekleid, mit großen gefiederten Flügeln, klatscht in die Hände*: Ach fein, da bin ick wieder in der Schwiegerstraße.

DIE GÄSTE: Ah, die schöne Toni!

DIE KUPPELBOOSTN *dekolletiert, sehr geschminkt*: Willst du Zigaretten?

TONI *sich eine anzündend*: Ach is det schön hier!

DER BLONDE WILLY *am Mitteltisch, knallgelbe Handschuhe*: Na, Mulleken, biste wieder da?

TONI: Der blonde Willy! Ick bin ja so jlücklich!

DER HIMMLISCHE GERICHTSSCHREIBER *zum Präsidenten*: Da haben Herr Präsident wieder Ihrem Grundsatz Ehre gemacht: „Jedem Menschen sein Himmelreich!" Den Geschmack dieser Frau haben Herr Präsident jedenfalls tadellos getroffen!

DER PRÄSIDENT *freudig*: Sie glauben?

DER HIMMLISCHE GERICHTSCHREIBER: Na tadellos! Herr Präsident sind jeradezu – unfehlbar.

DER PRÄSIDENT *zu Toni*: Bist du wirklich glücklich?

TONI: So jlücklich!!

DER PRÄSIDENT: Hast du noch einen Wunsch, Toni?

TONI: Ja. Ick möcht so jerne das Jrammophon wieder hören.

Der Präsident gibt einen Wink. Das Grammophon beginnt das Lied „Komm, Karlinchen" zu spielen. Toni steht verzückt da, die Zigarette im Mund, und der Vorhang fällt langsam.

WAS MAN SO AUF DEM SCHAFOTT SAGT

Als 1354 Rienzi Senator Roms geworden war, ließ er den Cavaliere Marco di Montreale, einen berühmten Briganten, der ihm bisher bei den Aufständen behilflich gewesen war, verhaften und zum Tode verurteilen. Montreale bestieg das Blutgerüst und neigte seelenruhig den Kopf, den Todesstreich zu empfangen. Der Henker bezeichnete mit einem Stift die Stelle des Halses, die er treffen wollte, und holte zum Hiebe aus. Da wandte sich Montreale um und sagte: „Du hast falsch markiert; du mußt eine halbe Spanne tiefer schlagen." Hierauf empfing er den Todesstreich.

Thomas Morus, Kanzler von England, wurde von Heinrich VIII. 1535 zum Tode verurteilt. Auf dem Schafott wollte man ihm das Haar scheren, um mit dem Schwerte richtiger zuschlagen zu können. Morus verweigerte das, indem er lächelnd bemerkte: „Mein Haar ist nicht des Hochverrats beschuldigt, es darf daher auch nicht enthauptet werden."

Anne Boleyn, Gemahlin Heinrichs VIII., Königin von England, redete am 19. Mai 1536 auf dem Schafott zu den versammelten Notablen: „Danken Sie dem König für die neue Ehrung, die er mir erwiesen hat. Er hat mich einst von einem einfachen Fräulein zur Marquise erhoben; vom Stande der Marquise zur Würde der Königin, und nun, da er keine höhere Ehrung zu vergeben hat, schmückt er mich mit der Märtyrerkrone."

Als Kaiser Ferdinand 1621 die Führer des böhmischen Adels auf dem Prager Ringplatz hinrichten ließ, knöpfte der Henker dem Herrn von Harrant das Koller auf. Harrant wandte sich an den neben ihm stehenden Grafen Schlick, der für aristokratisches Auftreten und noble Trinkgelder tonangebend war, und fragte, auf den Henker zeigend: „Sag mal, Graf, wieviel gibt man dem Mann?"

Der wegen Staatsverschwörung verurteilte Henry Talleyrand Dechalais sagte zum Henker, der ihm auf dem Schafott in Nantes (19. August 1626) die Haare schnitt und umständlich die Augen verband, gähnend die Worte: „Sie langweilen mich unsäglich mit Ihrer Ungeschicklichkeit."

Jud Süß – das ist der großherzoglich württembergische Finanzminister Joseph Süß Oppenheimer – fuhr am 4. Februar 1738 in Begleitung des Heidelberger Rabbiners auf den Richtplatz hinaus. „Ein schreckliches Wetter, Rabbi", sagte er zu seinem Nachbarn. „Aber was soll ich erst sagen, Herr Geheimer Finanzrat", brummte der Rabbi, „ich muß doch auch wieder zurückfahren!"

„Du scheinst noch etwas auf dem Herzen zu haben", sagte Gaston Cavot zu Danton, als sie im Schinderkarren auf den Grèveplatz fuhren, „du warst doch bis heute morgen so gut gelaunt, und jetzt bist du so nachdenklich." – „Jawohl", antwortete Danton, „mich beschäftigt es, was für ein merkwürdiges Verbum das Wort ‚guillotinieren' ist. Man kann zwar sagen: Ich werde guillotiniert, aber man kann nicht sagen: Ich bin guillotiniert worden."

Während des Wiener Kongresses wurde der Raubmörder Grasel hingerichtet, der in seinem kaum sechsundzwanzigjährigen Leben mit seiner Bande 1600 nachgewiesene Verbrechen begangen hat. Zu seiner Justifikation hatten sich nach zeitgenössischen Berichten an hunderttausend Menschen auf dem Wiener Glacis eingefunden. Nachdem man ihm die Ketten abgenommen und ihm den Strick um den Hals gelegt hatte, rief er dem Scharfrichter zu: „Einen Augenblick noch, Herr Henker!" Dann wandte er sich nach allen Seiten um, schlug mit naivem Lächeln die Hände zusammen und rief: „Jessas, so viele Menschen!"

Ottó Korvin, einer der ungarischen Volkskommissare, wurde nach Eintritt der Reaktion eingekerkert und aufs furchtbarste mißhandelt, ohne daß er darum aufgehört hätte, die Gewalthaber zu verhöhnen. Unter dem Galgen verlas ihm der Gerichtspräsident das Schriftstück, dem zufolge das ungarische Justizministerium mit Beschluß A. Z. Nr. 122345 – A. – XI es abgelehnt hatte, dem Reichs-

verweser das Todesurteil zur Bestätigung vorzulegen, wodurch es in Rechtskraft erwachsen sei. „Haben Sie dazu noch etwas zu bemerken?“ fragte der Präsident den Delinquenten, dem bereits der Henker den Strick um den Hals legte. „Bitte, wie war doch die Nummer des Aktes?“ fragte Korvin. Der Präsident schaute in den Akt und las noch einmal die Nummer vor: A. Z. Nr. 122345 – A. – XI. „Danke bestens“, bemerkte Korvin mit ironischem Lächeln, „ich hatte sie nicht gut verstanden.“ Eine halbe Minute später war er tot.

SCHILD-ERHEBUNG

Schon in meinen Schülertagen, bei einer Wanderung durch das Elbsandsteingebirge, als wir einander abends in der Herberge unsere Tagebucheintragungen vorlasen, lachte mich mein Reisegenosse aus: „Du hast ja nur Inschriften notiert! Mach deine nächste Ferienreise auf den Wenzelsplatz – dort findest du noch mehr Tafeln!“ Ich war frappiert über diese Kritik, denn sie stimmte; aber obgleich ich frappiert war, daß sie stimmte, habe ich auch seither in jahrzehntelanger beruflicher Publizistik eigentlich kaum etwas anderes zu geben vermocht als die Abschrift von Tafeln und Inschriften.

Das stellt einen Mangel an Phantasie dar, gewiß; ich behaupte heute dennoch ruhig – mag das auch Apologie sein –, daß dies ein Vorzug ist; denn schließlich kommt alles auf die Firmentafeln an in dieser Welt, in der im letzten Grunde alles gleich ist, Länder, Meere, Häuser, Menschen, Straßen, Felder, Überzeugungen, Gefängnisse – bis auf die Schriftzeichen. Gebt einem chinesischen Postgebäude die Aufschrift: „Kgl. Preußisches Polizeipräsidium“, und ich wollte den sehen, der es erkennt. Schreibt unter die Photographie des Inselchens Kuhwerder, daß es die Insel „Juan Fernandez“ sei, sendet sie auf einer Postkarte euren Freunden, und sie werden euch bloß deshalb nicht glauben, daß ihr in der Südsee wart, weil die Karte eine deutsche Briefmarke und einen Potsdamer Poststempel trägt. Nehmt dem Mann, den ihr fürchtet, beneidet, umschmeichelt, nehmt ihm seine Tafel und gebt ihm eine, die ihr von einem Käfig im Zoo abgenommen habt, so wird eure Tierliebe nichts verlieren und eure Menschenkenntnis viel gewinnen.

Es ist ein alter Scherz, von einer Dame, die zum Doktor kommt, von allgemeinem Jucken gepeinigt; nach genauer Untersuchung konstatiert der Doktor – Läuse, beharrt trotz des Protestes der Patientin auf seiner (richtigen) Diagnose und empfiehlt eine graue Salbe, die sie binnen zwei Stunden von diesem Übel heilen werde. „Was bin ich schuldig, Herr Doktor?" fragt sie, wieder angekleidet. „Gar nichts, mein Fräulein, aber ich würde Ihnen doch empfehlen, ein nächstes Mal zu einem Arzt zu gehen – ich selbst bin nämlich bloß Rechtsanwalt..." An diesem Witz ist wohl besonders die Blamage der jungen Dame wirkungsvoll; aber was daran mich erfreut, ist die Tatsache, daß ihr auch ein Rechtsanwalt zu helfen vermochte – und daß sie von ihrem Versäumnis, sich die Tafel genauer anzusehen, keinen Schaden hatte, sondern dadurch bloß um die Bezahlung des Ärztehonorars herumkam.

Denn das ist die Ausnahme, sonst behält die Aufschrift immer recht. In unserm Hause lachten die Leute über Herrn Emil Geduldiger in der zweiten Etage, der sich gegen die Besucher seiner Frau wehrte, indem er manchmal aufbegehrte: „Das ist meine Wohnung, verstehst du! Draußen vor der Tür steht der Name: Emil Geduldiger!" Wie gesagt, die Nachbarsleute lachten über diese Beweisführung, und seine Frau kümmerte sich nicht um solchen Protest. Aber er behielt schließlich recht, die Herren kommen schon lange nicht mehr ins Haus, die Frau ist zärtlich, alt, treu und fürsorglich geworden, und seine Wohnung ist seine Wohnung, so wie es ihr das Schild vorschreibt: Emil Geduldiger.

Es wäre hier mancherlei zu sagen über den Namen, der auf den Träger abfärbt, über die Visitenkarte als Spiegel des Menschen, über Schutzmarke und Warenzeichen als Köder, über die Aufmachung von Gasthäusern und Zigarettensorten – kurzum, daß es ein Kinderspiel war, die Welt in sechs Tagen zu schaffen, aber eine Mühsal der Jahrtausende, sie durch Wegweiser, Etiketten, Zettel, Straßentafeln, Bureaubezeichnungen, Denkmalsinschriften und Firmenschilder übersichtlich zu ordnen – (die Einteilung der Erde). Wir finden das alles heute so selbstverständlich, daß wir glauben, all das hat Gott geschaffen. Hier möchte ich aber doch erwähnen, daß es Schildermaler gibt. Nun werden sich Leser finden, denen das bekannt ist, und unter ihnen nüchterne Naturen, denen es sogar selbstverständlich erscheint. Mir aber erscheint ihr Gewerbe durchaus nicht

selbstverständlich, sondern im höchsten Grade mystisch. Denn sie erzeugen die Spielkarten des Lebens, die Lose, die wir ziehen müssen – Treffer oder Nieten.

Besonders von den Schaufenstern der Firmen, die Emailschilder verkaufen, kann ich mich nicht losreißen. Schon der Gedanke, daß hier Berufe, Ämter, Funktionen, ja sogar Namen zur Auswahl ausgestellt und zum Kaufe feilgeboten werden, bewegt mich außerordentlich. Ich brauche nur einzutreten, mir die Tafel „Wilhelm Kuphal, Elektro-Installationen" zu kaufen, und schon bin ich ein anderer Mensch. Oder soll ich mir lieber jenes elegante Schild mit der Aufschrift „Zahlstelle der Düsseldorfer Nationalbank" erstehen? (Man soll bei solchen Einkäufen nicht knausern!) Auch „Dr. jur. Wolfgang von Grabo-Löbingen, Notar" wäre vielleicht nicht zu verachten ... Die Möglichkeiten verwirren meinen Blick. Die Tafeln bewegen sich, kommen Schilder zueinander? „Albert Rotberg, Zahnarzt und Dentist, Gold-, Porzellan- und Emailplomben" – „Vorsicht, Hochstrom!" – „Tanja Kubinkaczewa, Filmschauspielerin" – „Aufgang nur für Herrschaften" – „Tragi-Suppenwürfel zu 20 Pfennig" – „Eintritt verboten" – „Anna Bubker, gepr. Hebamme, str. diskret" – „Detektei Scarp" – „Moritz Wind, Rechtsanwalt am Kammergericht Berlin-Schöneberg, Spezialist für Ehescheidungen" – „Eintritt nur nach vorhergehender Anmeldung gestattet. Der Regisseur" – „Dr. Berthold Penitzki, Spezialarzt für ..." – „Aufgang für Diener und Lieferanten". Man kann die Schicksale auch von links nach rechts ansehen, man kann sie mischen, wenn man vor dem Schaufenster mit den Firmenschildern steht, und dann wird der Wunsch noch brennender, seinem tafellosen Dasein jäh ein Ende zu machen, einzutreten, auszuwählen und zu kaufen. Ja, so will ich heimkehren: „Mit dem Schilde oder auf dem Schilde."

VERSICHERUNGS-SCHWINDLER

Der Wiener Pygmalion – und anderes

In Mödling bei Wien ließ sich in dieser Woche ein junger Ingenieur namens Emil Marek gegen Unfall auf 400000 Dollar versichern und hat am Tage nach Bezahlung der Police seinen Fuß verloren: er gibt

an, auf dem Balkon seines Hauses mit seiner Erfindung, dem Holzmodell eines künstlichen Menschen, beschäftigt gewesen zu sein, und als er einen Teil des Holzblocks spalten wollte, sei ihm die Hand derart ausgeglitten, daß ihm das Beil den Fuß vom Bein trennte. Seine Frau, eine Wiener Schönheit, stürzte, laut um Hilfe rufend, herbei und half ihm, die fürchterliche Wunde zu verbinden. Der Vorfall erregt in Wien großes Aufsehen; die Ärzte geben übereinstimmend an, es sei unmöglich, sich durch einen zufälligen Hieb beide Knöchel, Fleisch und Muskeln durchzuhacken, und glauben auch, mehrere Schläge konstatieren zu können. Gegen die Frau ist die Beschuldigung erhoben worden, daß sie – natürlich im Einverständnis mit ihrem Mann – den Beilhieb geführt hat; sie befindet sich aber vorläufig in Freiheit und pflegt ihren Gatten.

Die Angabe, daß Marek, ein zweiter Pygmalion, an der Erschaffung eines künstlichen Menschen gearbeitet hat, bezeichnet man als eine recht plumpe – Erfindung, und tatsächlich ist diese Behauptung so naiv, daß sie nur von der Naivität übertroffen wird, einen Unfall glaubhaft machen zu wollen, der sich am Tage nach Abschluß einer so ungewöhnlich hohen Versicherung ereignet. Eine so offenkundige Dummheit ist beinahe gar nicht denkbar, weshalb es sich also wirklich um einen Unglücksfall handeln könnte. Aber vielleicht ist eine derartige Naivität erforderlich, um sich selbst ein Bein abzuschlagen oder abhacken zu lassen.

Jedenfalls lenkt der Vorfall die Aufmerksamkeit auf einen Zweig der Kriminalität, der seit einiger Zeit sich besonders stark entwikkelt: auf den des Versicherungsschwindels. Wie man früher bei unaufgeklärten Verbrechen zuerst die Frau suchte, die hinter der Tat stand, so muß man heute sagen: „Cherchez l'assurance". Das Überhandnehmen des Versicherungsbetruges ist zum Teil in der Zeit begründet, die schwindlerisch und geldsüchtiger als je eingestellt ist, zum Teil aber auch in der Tatsache, daß die Versicherungsgesellschaft ein unpersönliches Opfer ist, dessen Schädigung manchem keine Gewissensbisse verursacht.

Der verbrannte Bankier

Der Schneidermeister Tomaschek in Berlin, der einst (wie ich vor kurzem hier erzählte) ein Bügelbrett an seiner Statt beerdigen ließ,

um die Lebensversicherungssumme ausgezahlt zu erhalten, hat vor drei Monaten in Wisconsin (USA) einen weniger harmlosen Nachahmer in der Person des Bankiers Failstead gefunden, der seine Villa auf eine halbe Million Dollar versichern ließ. Während seine Frau, die Schauspielerin Miss Dorothy Andersen, eine Badereise unternahm, brannte die Villa nieder, und man fand in der Asche des Schlafzimmers einen verkohlten Leichnam, den die telefonisch herbeigerufene, vor Schmerz scheinbar ganz fassungslose Witwe als den ihres Gatten agnoszierte. Frau Failstead-Andersen übersiedelte nun auf ein Gut in Kalifornien und entsandte eines Tages ihren Verwalter mit einer Vollmacht zur Versicherungsgesellschaft, den Rest der auszuzahlenden Summe zu beheben. In der Kanzlei wurde aber der Verwalter von Polizeikommissaren verhaftet, da die Recherchen ergeben hatten, daß er kein anderer sei als der – verbrannte Bankier Failstead. Er gestand, mit Wissen seiner Frau die Leiche eines tags vorher in Wisconsin beerdigten Mannes namens Witchell aus dem Sarge geraubt, in seine Villa getragen, ihm seinen Schlafanzug angezogen und eine brennende Zigarre in die Hand gelegt zu haben, nachdem er vorher das Bett mit Petroleum getränkt hatte. Bankier Failstead wurde wegen Leichenschändung, Brandstiftung und Betrug zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt, seine Gattin, die, wie aus der aufgefundenen Korrespondenz hervorging, die Urheberin des Verbrechens gewesen war, wurde durch die von ihrer Schönheit entzückten Geschworenen freigesprochen.

Der Leistenbruch als Verräter

In der Strafanstalt Karthaus bei Gitschin büßt ein gewisser Ladislaus Tomann seine lebenslängliche Haft ab. Das hat folgende Vorgeschichte: Kurz vor Kriegsausbruch bewog der Mann einen ungeratenen Vetter zur Abreise nach Amerika, nachdem er ihn bei mehreren Berliner Assekuranzgesellschaften auf sechzigtausend Mark versichert hatte. Bald darauf machte Tomann in Wien die Bekanntschaft des dem Verurteilten ähnlich sehenden Glasergehilfen Viktor Rudolf, den er unter dem Vorwand, ihn als Pächter seines Meierhofes zu engagieren, in den Wald bei Göding lockte und dort erschoß. In die Tasche des Toten steckte er die Papiere des nach Amerika abgereisten Vetters. Auf Grund der Zeitungsberichte von der aufge-

fundenen Leiche meldete sich Tomann bei der Wiener Zweigniederlassung einer preußischen Versicherungsgesellschaft, wurde aber verhaftet. Bei dem Toten hatte man nämlich einen veralteten Leistenbruch festgestellt, wogegen der Versicherte bei der seinerzeitigen Untersuchung als vollkommen gesund befunden worden war.

Eine Kahnpartie auf dem Millstädter See

Die Ermordung von versicherten Personen ist in der Kriminalgeschichte nicht selten. Ein besonders sensationeller Prozeß ist gegenwärtig in Cilli und in Brünn noch in Schwebe: Am 29. Mai 1923 war die Gattin des Wiener Apothekers Leopold Hynek bei Delach am Millstädter See ertrunken, als sie mit dem Neffen ihres Mannes, Heinrich Malek, eine Kahnpartie unternahm. Der junge Malek rettete sich durch Schwimmen, kümmerte sich nicht um die ertrunkene Tante, kleidete sich um, ging zum Friseur und dann in eine Bar, wo er Damenbekanntschaften anknüpfte. Dann erst telegrafierte er an Hynek den tödlichen Unfall. Der Onkel traf nach dem Leichenbegängnis ein, benahm sich sehr kühl und besuchte nicht einmal das Grab seiner Frau. Gegen Hynek und seinen Neffen wurde in Cilli das Mordverfahren eingeleitet, doch wurden beide freigesprochen, und der Witwer forderte nun im Klagewege von der Landesversicherungsanstalt Mähren die Versicherungssumme. Die Gesellschaft wies nach, daß Hynek seine Gattin ohne deren Wissen assekurieren ließ und dem Anstaltsarzt seinerzeit eine fremde Dame als Frau Hynek vorgestellt hatte. Die Verhandlungen über diesen mysteriösen Vorfall währen nun bereits mehr als zwei Jahre.

Geplante Schiffsuntergänge

Das fürchterliche Verbrechen des Mörders Thomas, der eine hoch versicherte Schiffssendung durch eine Höllenmaschine auf dem Meere zur Explosion bringen wollte, aber schon beim Verladen in Bremen durch vorzeitige Zündung der Bombe eine Massenkatastrophe herbeiführte, hat auf Schiffen und in Eisenbahnzügen wiederholte Nachahmungen erlebt. In Bukarest wurde im Mai 1925 eine Bande von Griechen entdeckt, die zum Schein Bestellungen von Hamburger Exportfirmen zu effektuieren versuchte, die assekurier-

ten Säcke und Kisten jedoch mit wertlosem Zeug füllte. Durch geheime Bohrarbeiten brachten sie die gecharterten Schiffe zum Sinken, so zum Beispiel den Dampfer „Constantinos" in der Nähe der Insel Halkida, wobei der Kapitän und mehrere seiner Leute ertranken, während sich die Mörder zu retten vermochten. Bei einem ähnlichen Vorfall auf dem Schwarzen Meer wurden die Führer der Bande, Barsakanos und Atihides, festgenommen, ihre Helfershelfer konnten jedoch nicht erwischt werden.

Ein beliebter Trick ist es, an die Adresse verstorbener Personen im Namen einer fingierten Versicherungsgesellschaft (zumeist aus London) einen Mahnbrief für fällige Prämienzahlungen zu senden. Die Erben schicken natürlich schleunigst das Geld, ohne den Todesfall zu erwähnen, und hoffen, nach einiger Zeit die Ablebensversicherung ausbezahlt zu erhalten. Selbstverständlich bleiben dann die Nachforschungen nach jenen Assekuranzgesellschaften erfolglos, ohne daß die betrogenen Betrüger die Strafanzeige erstatten können.

Fingierte Einbrüche, Brandstiftungen und Selbstverstümmelungen sowie Todesmißhandlungen versicherter Pferde und Rinder kommen in allen Gegenden vor und werden gewöhnlich auf gleiche Art verübt, ohne daß die Versicherungsgesellschaften oder die Behörden die Absichten erkennen, weil eine paradigmatische Aufstellung der Assekuranzverbrechen bisher nicht besteht und weil die Versicherungsgesellschaften nicht in hinreichender Weise mit den Sicherheitsbehörden und der Presse Hand in Hand arbeiten.

DIE ANFÄNGE DER KRIMINALGESCHICHTE

Einer der ersten, der, statt Episoden aus dem Fürsten-, aus dem Hof-, Krieger- und Liebesleben zu sammeln, wahrhafte Begebenheiten aus dem internationalen Bereich der Gerichte aufgezeichnet und 1630 ediert hat, war Jean-Pierre Camus, Bischof von Belley, der Freund des hl. Franz von Sales. Sein Buch heißt „L'Ampithéâtre Sanglant, où sont représentées plusieurs actions tragiques de notre temps". Die Encyclopédie Française nennt es fälschlich einen Roman „L'Amphithéâtre d'horreur", aber es sind fünfunddreißig Geschichten, etwa im Stil Boccaccios, bloß ist ihr Ehrgeiz nicht auf Pointe, Erotik und Phantasie gerichtet. Die Wahrheit der Substrate

steht außer Frage, wenn auch der Autor die Namen durch lateinische ersetzt, die Zeit vage angibt („zu den betrübten Zeiten Karls IX. von Frankreich" oder „vor gar kurzen Jahren" usw.) und nur die Schauplätze richtig nennt – meist französische und italienische Gerichtssprengel. Georg Philipp Harsdoerffer hat das Camussche Buch ins Deutsche gebracht: „Der Große Schau Platz Jämmerlicher Mordgeschichte ... verdolmetscht und vermehrt durch Ein Mitglied der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft. Hamburgk, bey Johann Naumann, Buchhändl. Im Jahr Christi 1649." Wie neu das Genre war, geht aus einem Schreiben des Chronisten und Topographen Martin Zeiller hervor, das Harsdoerffer einleitend abdruckt: darin weist Zeiller den Autor auf Blondels Historien hin und fügt hinzu: „Von keinem, der absonderlich Historiam privatorum verabfaßt hat, kann ich mich nicht besinnen." Harsdoerffer selbst salviert sich in seinem Vorwort, er mache die Verbrechergeschichten dem deutschen Leser deshalb zugänglich, „weil des Menschen Sinn also beschaffen, daß er durch Bestrafung der Bösen mehr beweget wird als durch Belohnung der Frommen".

Weiter betont er, die Weitschweifigkeiten und allzu religiösen Nutzanwendungen des Bischofs von Belley weglassen und dessen Sammlung erweitern zu wollen; als Quellen für diese Fortsetzungen erwähnt er im Vorwort bloß die Novellen der Venetianischen Academie, deren Mitglieder sich die Unisoni, d.i. die Einstimmigen, nennen, die Blondelschen Historien und die Lehrgeschichten des Belleforest Roslet. Nach Seite 218 des ersten Bandes ist Harsdoerffers Übersetzung der Camusschen Geschichte zu Ende, und er beginnt mit seiner Sammlung, die auf drei je zweigeteilte Bände anwächst; am Schlusse jedes Bandes sind kleine Anekdoten und witzige Dialoge angehängt. Von den hundertfünfzig Fällen des „Schau Platz" sind viele bekannt, wie der des Chevaliers Montmorency, des Räubers Guillery, die Hinrichtung des Cinq-Mars (die später Pitaval behandelt hat), die ausführliche Fabel von Shakespeares „Romeo und Julia" usw. Die Wahrheit von Harsdoerffers Kriminalfällen ist durch seinen Gespensterglauben stark beeinträchtigt. So begegnet (im 115. Kap.) ein Graf Rogendorf auf der Schüttinsel in Ungarn einem Roßtäuscher, der aber kein lebendiger Mensch, sondern ein bei Ostende gefallener Krieger ist, und dieser Geist bietet dem Grafen ein verhextes Pferd an. Im selben Kapitel

wird von einer Zauberin gesprochen, die in dem Städtlein Lewin eines gelingen (?) Todes gestorben und an einem Scheideweg begraben ist; selbige ist in der Nacht als wildes Tier erschienen und hat viele Leute umgebracht. Als man daraufhin den Leichnam ausgrub, um ihm einen Pfahl in die Brust zu stoßen, fand man, daß die Tote an ihrem Schleier fraß. Übrigens riß sich die Werwölfin den Pfahl wieder aus dem Leib und brachte noch mehr Leute um als zuvor. Nun verbrannte man die Leiche. Zwar wurde noch einige Tage hernach ein Wirbelsturm an der Grabstätte beobachtet, aber der Spuk hörte auf. Über einen anderen Werwolf wird im gleichen Kapitel berichtet, über einen „ehrlichen" Bürger, der zu Egwanschitz in Mähren bei Nacht aus seinem Grab aufsteht und, sein Linnen auf dem Friedhof liegenlassend, Leute umbringen geht. Als Friedhofswärter das Laken entwenden, droht er, sie zu erwürgen. Da man ihn exhumiert (wobei sich abermals herausstellt, daß er den Kopfschleier seiner neben ihm liegenden Gattin fast aufgegessen hat), um den Leichnam in Stücke zu schlagen, sagt der Tote, er hätte die Absicht gehabt, mit seinem Weibe die ganze Stadt umzubringen.

Ein zweites Mitglied der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft, Mathias Abele von Lilienberg, Bergwerksbeamter und Obersekretär im Lande Steyr, bringt wenige Jahre später zwei berühmte Bände heraus: die „Metamorphosis Telae Judiciariae oder Seltzame Gerichtshändel und hierauf gleichfalls seltzam erfolgter Aussprüche, zusammengetragen und mit lustigen Anmerckungen ausgeführt und gefüttert durch Mathiam Abele von Lilienberg, Nürnberg; in Verlegung Michael Endters im Jahre 1658" berichten Hunderte krimineller Fälle, leider meist ohne nähere Angabe der Namen, der Zeit und des Ortes. So ist von einem Herzog namens Neda die Rede, der den Herzog Vratislavum überwunden und erschlagen [Zeile fehlt] Vratislavs, einem Grafen Durignus zur Erziehung übergeben habe; Durignus trug das Kind auf die gefrorene Eger, schlug ihm den Kopf ab, versenkte das Kind unter das Eis und brachte das Haupt dem Herzog, einer Belohnung gewärtig. Neda aber verurteilte den ungetreuen Grafen zum Tode, und dieser erhängte sich.

Umfassend in seinem Material und seinen Quellenangaben, eine mächtige Kompilation aus Gesetzen, Gerichtsordnungen, juristischen Werken, Reisebeschreibungen, Klassikern, Chroniken, An-

nalen, Sittenspiegeln und dergl. in lateinischer und griechischer Sprache, ist Jacobi Doepleri, Gräfl. Schwartzburg. Hoff- und Cammer-Raths Werk von barock langatmigem Titel „Theatrum poenarum, suppliciorum et executionum criminalium. Oder Schauplatz derer Leibes- und Lebens-Straffen, welche nicht allein vor alter bey allerhand Nationen etc. etc. etc. ... Sondershausen. In Verlegung des Autoris, Anno 1693". Im Kapitel „Vom Scharffrichter" steht zum Beispiel zu lesen: „Es schreibet auch Zeiller, in der 16. Epistel, daß die Schäfer zuweilen anstatt der Scharffrichter gebrauchet werden, wie er selbst gesehen. Hinc proverbium: Schäfer und Schinder sind Geschwisterkinder... Kaiser Wenzeslaus hat auf selbsteigenes Begehren dem Scharffrichter einen Sohn aus der Taufe gehoben, viel von demselben gehalten und öffentlich Gevatter geheißen, auch dessen Dienstes in Hinrichtung der großen Herren, so ihm zuwider waren, sich tapfer gebrauchet. Welches auch eine Ursach mit gewesen, daß Kaiser Wenzeslaus des Reichs entsetzet worden... Als Anno 1618 der Graf von Mannsfeld die Stadt Bamberg belagert, tat der Scharffrichter daselbsten, weil er als ein Zauberer seine gewissen Freischüsse hatte, den Belagerern großen Schaden; allein, wie die Stadt übergegangen, ist er an das Türmlein auf der Mauer, daraus er seine Schüsse getan, gehängt worden..." In der Rubrik „Von der Abschneidung der Lippen und Zunge" erzählt Doepler u. a.: „Anno 1577, zu Ende des Aprils ist einem Soldaten zu Magdeburg, welcher daselbst nach einem Kruzifix geschossen, die Zunge zum Nacken herausgeschnitten und ihm hernach der Kopf abgeschlagen worden." Gelegentlich der Strafe von der Abschneidung der Geburtsglieder steht von der zweiten Gemahlin König Sigismunds von Luxemburg zu lesen: „Barbara, Tochter des Grafen Hermann von Cilly in Krain, war ein über alle Maaßen unzüchtiges Weibsbild, welche dafür hielt, es könnte keine Stunde glückselig sein, wenn sie nicht mit fleischlicher Wollust, Essen, Trinken und unzüchtiger Vermischung zugebracht würde, deswegen auch keine wohlgestaltete Mannsperson vor ihr sicher gewesen, die sie nicht zu sich berufen, ihr zu Diensten zu stehen. Alle diejenigen ihrer Frauenzimmer, so sich der Zucht, Ehrbarkeit und Christlichen Wandels befleißen, hat sie für einfältig gehalten und, was man von ewiger Belohnung guter und böser Werke gesagt, für Fabeln und Märlein gehalten. Nach des Kaisers tödlichem Abgang hat sie ein Geistlicher

zum eingezogenen Wandel ermahnet und ihr zum Exempel die Turteltäublein vorgehalten, daß, wenn eins verstürbe, das andere in steter Traurigkeit verbliebe; dem hat sie geantwortet, wenn er ein Exempel von unvernünftigen Tieren geben wolle, begehre sie lieber eins von den Spatzen oder Sperlingen, die fröhlich und lustig waren, als von Turteltauben zu hören. Ist Anno 1249 an der Pest gestorben." Seltsam ist die Strafe des Hundetragens, der Doepler ein ganzes Kapitel widmet. Darin steht u. a.: „... hat er den Stadt-Voigt um deswillen, daß er ihn als seinen Herrn nicht einlassen wollen, dergestalt abgestraft, daß er einen schäbichten Hund tragen müssen, welcher ihn ganz schändlich zugerichtet und beschmeißt, hernach ihm den Bart abschneiden und aus dem Lande wegjagen lassen."

Nach Jean-Baptiste de Rocoles, Churbrandenburgischen Hofhistoriographen, der das berühmte „Lexikon der Betrüger" herausgegeben hat, darin aber mehr Hof- und Staatsaktionen, Prätendenten und Usurpatoren als gewöhnliche Verbrecher behandelt, kommt Gayot de Pitaval mit seinen „Causes célèbres". Aus seinen breiten und objektiven Darstellungen schöpfen die Dichter Frankreichs und Deutschlands, Schiller entnimmt ihm Sujets und reiches Material zu fünf Dramen, und von da ab bevölkern menschliche Leidenschaften und Verirrungen, die des Strafgesetzes spotten, die Weltliteratur.

WAS DIE STRÄFLINGE MALEN

Die Idee, das, was an die Kerkerwände gekritzelt wird, zur Beurteilung der Gefangenenpsyche heranzuziehen, ist nicht neu. Aber seitdem Lombroso nach Kerkerpalimpsesten fahndete, ist ein Menschenalter vergangen, ohne daß dieses Problem nach neueren Methoden behandelt worden wäre. Und doch sind die ungelenken Figuren und Ornamente, die der Sträfling unbeobachtet, ungeschickt, unbefangen auf eine leere Fläche malt, eine kennzeichnendere Entäußerung seines Ichs als zum Beispiel Kerkerlieder, Gefangenenbriefe oder Gefängnismemorien. Sein Seelenleben verrät sich oft darin und die künstlerische Sehnsucht des Nichtkünstlers. Manchmal knetet der Zuchthäusler das Brot zu Skulpturen, deren Idyllik mit seiner wilden Vergangenheit kontrastiert, manchmal

modelliert er sexuelle Not hinein, und manchmal offenbart er Wunschträume von der Rache an dem ihn verhaftenden Gendarmen und Angstträume von Fesseln und Galgen. In die Glasur des Wasserkrugs kratzt der Insasse mit einem Schuhnagel, mit einem zerbrochenen Knopf eine Reminiszenz oder eine Ahnung ein. Auf jede Art von Papier, auch auf beschriebenes oder bedrucktes, auf Kartons oder Briefumschläge versuchen die Gefangenen die zweiunddreißig Figuren eines Kartenspiels zu malen, mit dem sie die Zeit totschlagen können. Diesen Motiven: der Langeweile und der dumpfen Sehnsucht nach Kunst, der Nachahmungslust, den atavistischen Trieben, der Großtuerei und den exhibitionistischen Wünschen, entspringen auch die in Gefängnissen häufig vorkommenden Tätowierungen, in denen sich gleichermaßen der Charakter des Zeichners wie des Gezeichneten ausdrückt. Wie in der Tatouage, so äußert sich in den immer seltener werdenden Gaunerzinken, die den Landstreichern, Bettlern und Einbrechern Auskunft über Gelegenheiten und Post von ihren Freunden sagen, eine starke Neigung zur Bilderschrift der primitiven Urvölker, dem Ausgang aller kunstgeschichtlichen Forschung.

Die sich aus dieser Häftlingskunst ergebenden gestaltungspsychologischen und kriminalistischen Probleme hat der Frankfurter Psychiater Hans Prinzhorn, dessen Werk über die Bildnerei der Geisteskranken vor wenigen Jahren Epoche gemacht hat, in seinem neuen Buch „Bildnerei der Gefangenen" (Axel Junker Verlag, Berlin) zu formulieren versucht. Auch diesmal ist sein in Photographien und bunten Bildtafeln wiedergegebenes Material durchaus interessant, aber es ist nicht so reich und vollständig, daß ein Kriminalist die Einteilungen und Deduktionen Prinzhorns als lückenlos anerkennen könnte.

Unzweifelhaft richtig beurteilt Prinzhorn die Verfassung des Gefangenen, auch des nicht kriminalistischen: gewiß, der Wunsch jedes Häftlings geht nach Freiheit, nach Betätigung seiner Liebhaberei, sei dies nun Familien- oder Abenteuerleben, Arbeit oder Faulenzerei, Lebensgenuß bei Wein und Weibern, Diebstahl, Raub oder Betrug, Lustmord oder legale sadistische Tyrannei gegen die Familie. Über die Forderung, sich streng an die Hausordnung zu halten und als Nummer unpersönlich zu vegetieren, schwingt sich also, je nach der Vitalität, die Wunschphantasie kühn hinweg und

spielt mit entbehrten und ersehnten Dingen. Dieser natürliche Lebensdrang gesunder Menschen bei radikaler gewaltsamer Behinderung des eigenen Willens kennzeichnet die Gefühlssituation jedes Gefangenen, ruft Spannung, Opposition, Gegendruck hervor. In der seelischen Anstaltsuniform äußern sich nun die substantiellen persönlichen Eigenschaften des einzelnen, die also erst nach Abzug jener Milieuwirkungen rein erkennbar sind. So ist es sehr wohl möglich, daß die Neigung zum Sexuellen und Obszönen nichts anderes als das Produkt der Gefängnisinstitution ist und bei einem Probeaufenthalt ehrbarer Bürger an solchem Ort nicht erheblich geringer erlebt, wenn auch vielleicht weniger deutlich kundgetan würde.

Mit dieser Charakteristik des Gefangenenmilieus hat Prinzhorn unbedingt recht, und mit ebensolchem Recht schaltet er auf Grund seines Materials (das in diesem Punkte die Forschungen Professor Aschaffenburgs vollständig bestätigt) den Gedanken an Reue beim normalen Gefangenen ganz aus. Aber Prinzhorn ist sicherlich von seinem – wie ihm selbst bewußt ist – bloß zufälligen und unvollständigen Handapparat abhängig, wenn er das inhaltliche und formale Wesen der Gefangenenbildwerke im Grunde doch nur als das in das weite Gebiet derVolkskunst gehörig und von dieser durch keinerlei besondere Eigenart abgegrenzt bezeichnet. Bereits in dem (prachtvoll reproduzierten) Material Prinzhorns lassen sich außerhalb von kriminellen Allegorien und Phantasien, außerhalb der im Stil von Jahrmarktmoritaten geschaffenen zeichnerischen Selbstbiographien und außerhalb der Träume von Galgen oder Rache Gemeinschaftlichkeiten konstatieren, die nicht nur auf das Zellenleben zurückzuführen sind und zum Beispiel in einem Lager von Kriegsgefangenen gewiß nicht zu finden wären.

Durch das Prinzhornsche Buch werden die wissenschaftlich interessierten Persönlichkeiten des Strafvollzugs mehr als bisher bemüht sein, die bildnerische Emanation ihrer Schutzbefohlenen aufzubewahren, und eine künftige Kriminologie dieses Gebietes wird auch Zeichnungen in Betracht ziehen, die der Räuber, Mörder oder Einbrecher vor der Zeit geschaffen hat, da er in Haft war. Das geht freilich über das Gebiet der Bildnerei der Gefangenen hinaus, das Prinzhorn so wertvoll eingeleitet hat, und greift auf ein zukünftiges ästhetisches Kapitel der Kriminalpsychologie über.

AKTEN-FRIEDHÖFE

Ein Spaziergang durch die Berliner Archive

Der behördliche Entscheid „ad acta", das heißt „begraben wir die Angelegenheit", wird wortwörtlich genommen, die Angelegenheit wird wirklich begraben, beigesetzt zu den Akten, deren Friedhöfe ins Ungeheure wachsen. Der Aktenfriedhof von Preußen zum Beispiel ist ein sechs Stock hohes Haus in Dahlem. Vorher war das „Preußische Geheime Staatsarchiv" im Schloß untergebracht, denn man glaubte, ein Bau von so demonstrativer Monumentalität könne niemals von der Kaiserfamilie und ihrem Hofstaat ausgefüllt werden; man hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht: die Hohenzollern versorgten sich mit vielen Kindern, vielen Hofschranzen und vielen Hof- und Militärkanzleien, so daß das Archiv hinaus mußte. Man schaffte es in die Klosterstraße, ins Hohe Haus, das nicht nur hoch, sondern auch weitläufig war und doch nicht ausreichte, worauf man ein Jahr vor dem Kriege mit dem Bau in Dahlem begann; aber erst nach dem Kriege rollten 520 Möbelwagen mit den Aktenbündeln aus der Klosterstraße in die Dokumentenkaserne von Dahlem.

Verwaltungsgebäude und eigentliches Archiv sind mächtige Anlagen, aus Gründen der Feuersicherheit voneinander separiert und nur durch zwei Schwebegänge verbunden. Darin liegen sie, die erledigten Angelegenheiten, und warten auf den Jüngsten Tag, der für jeden der hundertzwanzigtausend Konvolute ein anderer ist. Manches wird ein Historiker exhumieren, um es wieder in ein Grab zu versenken – in das einer Doktordissertation oder einer Kompilation, die niemand lesen wird. Weitaus die meisten aber harren vergeblich, ihre Auferstehung wird niemals kommen! In feuersicheren niederen Sälen (ihre Türen haben keine Klinken und können nur vom Schlüssel des Beamten geöffnet werden) ruhen sie auf offenen Eisenregalen, deren papierne Last kein Mauerwerk zu tragen vermöchte, jede Decke würde eingedrückt, stünden nicht die Füße der Regale genau auf den stählernen Deckenträgern und Eisenpfeilern des darunter befindlichen Stockwerks. Auch die Schränke sind solcherart auf unsichtbare Eisenkonstruktionen gestützt. Nebeneinander liegen die Reposituren und Konvolute, und mit Hilfe des Archivbeamten könnte man gar leicht zum Beispiel den Siedlungs-

plan des Dörfchens Schöneberg vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts feststellen, wenn man darauf Wert legt. Es gibt noch heute Rechtsstreitigkeiten genug, in denen die papiernen Leichen Zeugenaussagen machen können, und der Rechtsanwalt, der sie requiriert, wird gewiß sein Palmare beträchtlich erhöhen, worauf allerdings der gegnerische Anwalt den Geldwert seiner Replik dadurch steigert, daß er die Glaubwürdigkeit dieser senilen Zeugen anzweifelt oder ihnen die Aussagen anderer vergilbter Makulatur gegenüberstellt.

Als Museum ist ein so sorgsam geführtes Archiv durchaus schön. Der Siegelsaal mag allerdings bloß für Bürokraten von Wichtigkeit sein, sie können hier ekstatisch die lückenlose Sammlung von Stempeln, Oblaten, Siegeln und Petschaften (teils in Abdrücken und Abgüssen, teils im Original) bestaunen, die die preußischen Behörden aller Zeiten und aller Kategorien den Schicksalen des Landes und seiner Bewohner aufgedrückt haben. Ein Interesse allgemeinerer Art erweckt die in zwei Sälen untergebrachte Kollektion der Staatsverträge. Alphabetisch geordnet in stattlichen Schränken sind diese Dokumente aufgestapelt, auf Eselshaut in französischer Sprache kalligraphiert, in bordeauxrotem Samt oder purpurfarbenem Plüsch gebunden und mit Siegeln beglaubigt, deren Prunk und übertriebene Größe auf das kostspielige Konto „Prestige“ zu setzen ist. Damit das Ansehen des Staates gewahrt sei, ist jeder der bombastischen Siegelabdrücke von einer Kapsel aus getriebenem Metall umhüllt. Paraguay (es liegt gerade neben dem Papst) hat für seinen Kontrakt sogar ein kunstvoll geschnitztes Kästchen über den Ozean geschickt. Mit Österreich allein hat der preußische Staat einhundertdreiundachtzig offizielle Vereinbarungen geschlossen, darunter den umfangreichen Prager Frieden von 1866; der letzte Staatsvertrag mit der österreichisch-ungarischen Monarchie rührt aus dem Jahre 1900 her, er befaßt sich mit der Vermeidung von Doppelbesteuerungen und ruht in einer schwarzledernen, goldverschnürten Mappe. Ein besonders kostbares Stück ist der mit Japan geschlossene Handelsvertrag, gehüllt in rote handgewebte Seide von einer in Europa ungeahnten Schönheit.

Natürlich hat nicht bloß Preußen ein Staatsarchiv – der kleinste Bundesstaat Deutschlands besitzt ein eigenes, wenn auch nicht sechsstöckiges, so doch imposantes Gebäude – die großherzogli-

chen Hofsekretäre und Kameralsekretäre, Geheimen Sekretariatssekretäre und Vizeregistratoren, die Hof-, Staats-, Wald- und Wiesenminister und ihre unterschiedlichen Staatshämorrhoidarii glichen durch Wichtigtuerei und Aktenschmierage die Kleinheit der von ihnen beherrschten Länder aus. Überdies hat Deutschland sein Lagerhaus für die Staatsgeheimnisse des Reiches.

Schon bevor der große Krieg ad acta gelegt wurde, war Gelehrten- und Bürokratensehnsucht nach einer solchen Institution vorhanden, doch noch nicht die notwendige Fülle von Archivalien. Die 1871 neu entstandenen Reichsämter waren eifrig, aber viel zu kurze Zeit mit der Erzeugung des Rohmaterials für ein Archiv, der Abfassung von Akten, beschäftigt, als daß sie bereits zu deren Endzweck hätten schreiten können: ihre Einreihung in ein großes Reichsarchiv. Die für ganz Deutschland ergangenen Verbote, Kundmachungen, Erlasse, Verordnungen und Entscheidungen vermochten zwar die Registraturen der einzelnen Ämter vom Keller bis zum Dachboden zu verstopfen – das wäre jedoch zu wenig gewesen; erst der Krieg beziehungsweise die Vorarbeiten zum Krieg schafften die notwendigen Massen. Wenn der Untertan eines Königreichs, eines Großherzogtums, eines Fürstentums oder einer Provinz den Einrückungsbefehl bekam, wurde er Reichsbürger; das Reichsheer war es, das das Reichsbewußtsein erzeugte, und das Reichsheer ist auch Erzeuger des Reichsarchivs. Als die millionenköpfige Front sich auflöste mitsamt der Etappe, als die Zehntausende von Kommanden, Stäben, Kriegsämtern, Zentralen, Proviantämtern, Verwaltungsstellen, Truppenteilen und militärischen Anstalten von Soissons bis Saloniki, von Ostende bis Odessa, von Königsberg bis Konstantinopel, von Idria bis Jerusalem und die 237 Kriegsgesellschaften überflüssig wurden, blieb nur ein Berg von Papier übrig, allerdings ein Mount Everest von Papieren.

Die im Potsdamer Reichsarchiv deponierten Schriftstücke stellen die größte Papiermasse dar, die jemals zu einer Einheit verbunden war, und das größte Massengrab des Weltkriegs. Das Reichsarchiv wurde ursprünglich zur Sammlung und Verwaltung des gesamten Urkunden- und Aktenmaterials des Deutschen Reiches seit seiner Gründung, soweit es nicht mehr für die laufende Verwaltung gebraucht wird, und zur Aufbewahrung von Belegen für die Geschichte des deutschen Reichsgedankens geschaffen. Gegenwärtig

hat es den Auftrag, die Geschichte des Krieges von 1914 bis 1918 auf Grund der Akten und Karten des Großen Generalstabs im Zusammenhang mit den politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Vorgängen zu erfassen; die „Schlacht bei Tannenberg“ unter Mitwirkung von Geschichtsprofessoren und das Werk über die „Marneschlacht“ sind fertiggestellt.

Unten in den finsteren, staubigen Lagerräumen des Archivs, in diesem Zentralfriedhof der Ereignisse, da unten ist's fürchterlich: es spukt, der Weltkrieg führt ein gespenstisches Dasein weiter, transmaterialisiert, er lebt in Papierform. Hier gibt es noch – wenn auch nur als Überschrift zu einem Saal oder als Tafel auf einem Schrein – eine „Heeresverwaltungsstelle Litauen“, ein „Kaiserliches Generalgouvernement Polen“ und eine „Stadtkommandantur Löwen“. Quod est in actis, non est in mundo, sie sind längst verwest, diese Gliedmaßen des gewaltigsten Körpers, und doch sind sie da und schrecken dich ... Aus den Schriften, einst mit Bleistift, Tintenstift, Tinte (oder Schreibmaschine) hingekritzelt und nun für ewige Zeiten aufgebahrt, könnte man feststellen, was jeder deutsche Truppenteil zu jeder Stunde des Weltkriegs getan hat. Nicht weniger als vier Millionen Platten von den im Kriege gemachten Aufnahmen sind hier vereinigt, Fliegerphotographien, die für die Geographie von Wichtigkeit sein können, Darstellungen von Flußregulierungen, Fabriksbauten, Renovierungsarbeiten, ethnographisch interessante Bilder aus dem Orient. Die Kriegsberichte, die während des Krieges dem Publikum der Lichtspieltheater das Leben im Schützengraben in idyllischen Filmen vorführten und die uneigennützige Fürsorge der Fürsten und Generale für ihre geliebten Landeskinder augenfällig machten, ruhen in eingebauten Kammern, vor Feuersgefahr besonders geschützt. Schade! Der Kintoppbesitzer, der sie heute abrollen ließe, könnte des jubelnden Zulaufs einer unbelehrbaren Menschenherde gewiß sein. Das große Haus der Kriegsschule auf dem Brauhausberg in Potsdam mit allen Nebengebäuden und neu erbauten Baracken und noch fünf stattliche Potsdamer Privathäuser reichen nicht aus zur Erfassung dieser vielen Millionen Aktenbündel, zu einer Zeit gerettet, da edleres Gut ungerettet blieb. In Eisenbahnzügen und Spreekähnen und Möbelwagen und Lastautos schleppte man Makulatur hierher, monatelang.

Noch andere historisch-politische Archive gibt es aus allzu naher

und allzu unerquicklicher Vergangenheit. Das Kaiserhaus fühlt sich gar nicht als ad acta gelegt, und Wilhelm II. streitet mit Ausdauer gegen den preußischen Staat um den Besitz des Hohenzollernschen Hausarchivs. Dieses Archiv darf ohne Erlaubnis des Vertreters des früheren Kaisers nicht besichtigt werden. Darin sind die Briefe der Hohenzollern untergebracht, geordnet nach den einzelnen Herrschern, die ihrerseits wieder so geordnet sind, wie es die Siegesallee vorschreibt. Der Nachlaß Friedrichs des Großen ist fast ganz erschienen und ist wohl auch das einzige, das geistesgeschichtlich viel bedeutet. Historisch aber und als Document humain mag manche der Urkunden interessant sein, von denen die ältesten aus dem elften Jahrhundert, die jüngsten aus der Zeit des Weltkrieges stammen. Die aktuell wichtigsten Schriftstücke sind im Schlosse von Doorn, die politisch bedeutsamen oder bindenden Briefe fremder Monarchen liegen im Auswärtigen Amt, das noch ein extra geheimes Geheimarchiv führt, und zwar eine eigene Aktenpublikation zur Vorgeschichte des Weltkrieges herausgegeben hat, seine Akten aber sonst überhaupt nicht abgibt, an keines der Archive, und auch keinem Unberufenen Studium oder Einblick gestattet, da die Geheimdiplomatie bekanntlich abgeschafft ist.

KRIMINALISTISCHE BELLETRISTIK

Eine Jahresschau

Das Urteil Schillers, der (in seiner Einleitung zur deutschen Ausgabe der Pitavalschen Prozeßberichte) die aktenmäßige Darstellung von Verbrechen hoch über alle Phantasieprodukte stellte, ist niemals häufiger zitiert worden als jetzt in Ankündigungen und Rezensionen neuer Bücher und Bücherserien. Geradezu ein Golfstrom von Kriminalien ist es, der durch den Ozean der Literatur fließt: Prozeßberichte, Henkermemoiren, Gefängniserlebnisse, Schilderungen aus den Strafkolonien, Polizeigreuel und dergleichen. Manches kommt aus dem Ausland, wie die journalistischen Schilderungen, von Albert Londres aus den französischen Bagnostationen seinem Pariser Blatt gesandt, die apokryphen Memoiren der Henkerfamilie Sanson, die sensationell aufgebauschten und tendenziösen Berichte,

die der Journalist Popow in einem „Tscheka" betitelten Band vereinigt hat, die amüsanten Satiren, in denen Henri Béraud an der Gerichtsuntersuchung des Falles Landru die Hilflosigkeit der französischen Justiz und die Tricks der Pariser Presse entlarvt, und der Prozeß gegen den russischen Attentäter und Sozialrevolutionär Boris Sawinkow, der sich im Kerker getötet hat.

Eine ganze Literaturgattung, an ihrer Spitze der künstlerisch und rechtshistorisch beschlagene Pierre Bouchardon, ist in Paris am Werk, in Monographien die Rechtsfälle aktenmäßig darzustellen, die den Romanen Balzacs, Stendhals und Flauberts zugrunde liegen, während es in Deutschland fast keine eigenen Quellenpublikationen über die Vorbilder zu poetischen Werken (Michael Kohlhaas, Judenbuche, Fräulein von Scuderi, Die Räuber usw.) gibt, obwohl solche über den Entwicklungsprozeß vom Rohstoff zum Kunstwerk mehr aussagen würden als langatmige philosophische Exkurse.

Der Direktor des Polizeilaboratoriums in Lyon, der sonst so doktrinäre Dr. med. et jur. Edmond Locard, hat es sogar unternommen – deutsche Gelehrte, vernehmt es mit Schrecken! –, die Methoden der erfundenen Detektive in den Romanen von Poe, Gaboriau und Conan Doyle mit der wissenschaftlichen Untersuchungspraxis zu konfrontieren („Policiers de Roman et de Laboratoire", Verlag Payot, Paris).

Ja, sogar der Carbonari Sylvio Pellico erlebt in diesen Zeiten, denen es nach den Geheimnissen des Kerkers gelüstet, seine Auferstehung: Der katholische Theatiner-Verlag in München hat in einer vom frommen Dr. Kamnitzer besorgten Übersetzung diese finsteren Spielbergerlebnisse neu aufgelegt. Ein anderer Namen, der der Weltliteratur angehört, stellt sich mit einem postumen Bekenntnis aus dem Zuchthaus ein: Oscar Wilde. Dieses Bekenntnis Wildes heißt: „Epistola in carcere et vinculis" und ist englisch noch nicht erschienen, da der Adressat der Epistola, Lord Douglas, dies auf gerichtlichem Wege zu verhindern gewußt hat. Nur „De Profundis" durfte gedruckt werden – ein ganz kleiner Bruchteil des Werkes, dessen neue sieben Achtel eine furchtbare Anklage, eine erschütternde Beschuldigung, einen Aufschrei des Hasses gegen den – noch immer geliebten Freund zum Inhalt haben. Auch in dieser Schrift, die Wilde in der tiefen Verzweiflung von Reading mit tobender Hast

auf das Papier schleudert, in der er sich in dieser unmenschlich entwürdigenden Umgebung heftiger, anklägerischer und persönlicher schildert als Dostojewski seine Haft im „Totenhause", auch in dieser Schrift ist Wilde nicht frei von Koketterie, Ästhese und Pose. Aber sie erschüttert in ihrer Allgemeingültigkeit als Dokument der Qual, die dem schöpferischen und arbeitswilligen Menschen von irgendeinem weibischen Wesen, sei es von der Gattin oder einem femininen Freund, bereitet wird und ihn vernichtet, „durch die Tyrannei des Schwachen über den Starken". Kaum wird ein Buch von ewiger Aktualität solchen Erfolg erringen wie Bücher momentaner Aktualität vom Schlage der „Abenteuer und Schicksale" des Kapitäns Ehrhardt, des Leiters der „Organisation C"; Ehrhardt ist bekanntlich mit Hilfe seiner im Justizdienst tätigen Gesinnungsgenossen aus der Haft in Leipzig entsprungen und hält sich seither verborgen. Das hindert ihn nicht, eine von einem Anonymus „nacherzählte" Schilderung seiner Flucht zu veröffentlichen, die durchaus kein waghalsiger Kerkerausbruch war, wie ihn zum Beispiel ein Friedrich von Trenck aus den Magdeburger Kasematten, ein Casanova aus den Bleikammern von Venedig, ein Latude vom Turm der Bastille, ein Benjowski aus der Katorga von Kamtschatka, ein Krapotkin aus der Schlüsselburg oder ein Lafayette aus der Olmützer Festung zu unternehmen versuchten, sondern eine sehr simple Entfernung von der Verantwortung. Dem lyrisch-ergreifenden „Schwalbenbuch" von Niederschönenfeld, das Ernst Toller schrieb, ist nur die Anerkennung literarisch interessierter Kreise zuteil geworden. Wie Lichtstrahlen, die für Augenblicke durch das Gitterfenster dringen, wirken die knappen Skizzen des Fechenbachschen Zuchthausbuches und lassen den Freien das Leid des Eingekerkerten empfinden. Das Zuchthausbuch Carl Haus, „Lebenslänglich", hat historischen Wert durch das leidenschaftslose Über-der-Sache-Stehen des Autors, Tendenzlosigkeit und unpersönliche Sachlichkeit. Hau schildert so ruhig, ohne jede Stellungnahme, als wäre er nur zur Protokollführung ins Gefängnis entsandt, und man begreift den Ärger der entlarvten badischen Justiz, die in ihrem Haftbefehl keineswegs den indiskreten Zuchthäusler, sondern den Schriftsteller treffen wollte, als der sich Hau immer fühlte.

Mehrere deutsche Verlage bringen Serien von Büchern heraus, von denen jedes die Monographie eines berühmten Verbrechens

enthält. Der Verlag Beck in München läßt Bändchen des Gesamttitels „Stern und Unstern" drucken, die sich mit Karl Sand, dem Mörder Kotzebues, mit Kaspar Hauser, dem verstoßenen und ermordeten Fürstensohn, und ähnlichen berühmten Kriminalepisoden der Vergangenheit befassen; im Rikola-Verlag, Wien, erscheint eine Sammlung von Wiener Straffällen (Jaroszynski, Ebergenyi, Schenk, Francesconi und Grasl), „Aus dem Archiv des Grauen Hauses", deren Herausgeber hohe Gerichtsfunktionäre sind; von besonderer kulturhistorischer Bedeutung ist die von Universitäts-Professor Barisch stammende Biographie des Räubers Grasl, der im Innern des franzeszinischen Österreich kaum ein geringeres Schreckgespenst war als außerhalb des Reiches Napoleon I. Grasl war eines Schinders Sohn, gleich vielen Briganten jener Zeit, zum Beispiel Johannes Bückler, der „Schinderhannes", den Dr. Elwenspoek (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) aus der sagenhaften Tradition in eine dokumentierte Wirklichkeit gerissen und ihm Anteilnahme in einem neuen Jahrhundert gesichert hat.

Die bemerkenswerteste dieser Ausgabe ist die im Verlag „Die Schmiede", Berlin, unter dem Titel „Außenseiter der Gesellschaft, die Verbrechen der Gegenwart", erscheinende. Jeder Band behandelt eine „Cause célèbre" unserer Zeit und hat einen modernen Schriftsteller zum Autor. Bereits vierzehn Bücher liegen vor, und sie zeigen alle Vorzüge und Mängel des Unternehmens auf. Die Form, die Komposition und die psychologische Durchdringung heben diese Darstellungen über alles hinaus, was bisher an pitavalesken Werken erschienen ist, und auch der zeitgeschichtliche Wert ist außer Zweifel. Anders steht es mit der Frage, ob es nicht möglich war, diese Monographien von Außenseitern so aneinanderzufügen, daß die Kontur der Innenseiter, also des normalen Zeitgenossen, damit fixiert gewesen wäre. In politischer Beziehung hätten der Dreyfus-Prozeß, die Beilis-Affäre von Kischinew, das Attentat von Sarajevo, die Ermordung Jaurès', der Schuß auf den Ministerpräsidenten Stürgkh, die Hinrichtung Sir Roger Casements, der Mord an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, der einunddreißigfache Matrosenmord in der Französischen Straße, die an Erzberger, Rathenau und Kurt Eisner begangenen Bluttaten hierhergehört, und auch in sittengeschichtlicher Hinsicht durfte manches, wie der Mordprozeß gegen die Chicagoer Millionärssöhne, nicht unbehan-

delt bleiben. Die Einheitlichkeit der von Rudolf Leonhard geleiteten Sammlung ist dadurch benachteiligt, daß sich ein Literat vom anderen stärker unterscheidet als zum Beispiel ein Gelehrter von einem anderen Gelehrten. Im ganzen ergibt sich aus den Behandlungsunterschieden in dieser einen Sammlung und aus der Diskrepanz der Auffassungen, daß die neue Richtung, die einer künstlerisch wertvollen Kriminalliteratur, noch nicht ihre Form gefunden hat und daß zur Darstellung des Exzesses nicht nur eine exzessive Einfühlungsgabe, sondern auch Zurückhaltung und Nüchternheit in der Darstellung gehört.

BETRUGSFÄLLE IN DER WISSENSCHAFT

Die Kulturgeschichte kennt eine Fülle von Beweisen dafür, daß der menschliche Ehrgeiz einen mindestens ebenso starken Antrieb zum Verbrechen bilden kann wie die Habgier. Nicht aus eigensüchtigen Motiven allein haben die Goldmacher, die Erfinder des künstlichen Menschen, des Perpetuum mobile und des Steines der Weisen falsche Tatsachen vorgespiegelt, sondern sie sind zumeist langsam und unbewußt aus dem Selbstbetrug in den Betrug geglitten, und auch in neuerer Zeit sind entlarvte Okkultisten und Nordpolfahrer als die ersten Opfer von dem Schwindel ergriffen worden, den sie verübten.

Nach dem Strafgesetz sind Taten, denen die direkte Schädigungsabsicht fehlt, nicht strafbar, doch fallen sie insofern in das Gebiet der Kriminalität, als es mit deren modernen Mitteln in den meisten Fällen möglich wäre, die Fälschungen eindeutig nachzuweisen.

Ein kriminalistisches Laboratorium von heutigem Format hätte Anno 1406 das Siegel, das Pergament und die Unterschrift des Kanzlers und der Magister von Oxford leicht als eine von Nicolaus von Faulhaber verübte Nachahmung erkannt und dadurch dieser Urkunde, in der Wycliffe und seine Kirchenlehre gepriesen wurde, ihre schürende Kraft genommen, die sich in den Hussitenkriegen entlud. Von den die ganze Weltliteratur beeinflussenden Balladen des schottischen Barden Ossian aus dem dritten Jahrhundert hat der Herausgeber Macpherson allerdings das Manuskript niemals vorgewiesen, aber der Gelehrtenstreit um eine analoge Fälschung, die

Königinhofer Handschrift (aus der unter anderen Herder und Goethe Übersetzungen machten und ästhetische Folgerungen zogen), wäre heutzutage rascher zu entscheiden. Die Kette läuft ununterbrochen bis in die heutige Zeit.

In den letzten Wochen waren es zwei Fälle von Gelehrtenvergehen, die die Presse füllten: die Verhandlung gegen den ehemaligen Lehrer Friedrich August Schumacher aus Charlottenburg, den „Wanzendieb", der nachgewiesenermaßen etwa 20000 Präparate von Hemipteren und zahllose Bücher aus dem Naturkundemuseum und dem Zoologischen Museum entwendet hatte und freigesprochen wurde.

Schumacher war vor Gericht gekommen, da es sich um Schädigung handelte, aber die eigentlichen Fälle von wissenschaftlichem Verbrechen sind jene, für die nur das Forum der Fachgenossen zuständig und inappellabel ist.

Eines solchen Deliktes verdächtig, hat sich kürzlich der berühmte Wiener Biologe Dozent Dr. Paul Kammerer erschossen. Sein Fall ist vor allem kennzeichnend, weil er eine Welt zeigt, die von der „praktischen", nur auf finanzielle Geschäfte eingestellten Umwelt verschieden ist und sich dennoch oft mit der gleichen Leidenschaft und den gleichen Mitteln um Lösung von keineswegs einträglichen Problemen bemüht. Kammerer hatte mit der Geburtshelferkröte (Alytes obstetricans) lange Versuche angestellt, um zu beweisen, daß eine Reihe erworbener Eigenschaften vererbbar sei. Bei diesen Experimenten zwang Kammerer die Krötenweibchen, ihre Eier im Wasser abzulegen, so daß diese schlüpfrig wurden und von den Männchen nicht mehr um die Beine gewickelt und bis zum Herausschlüpfen der Quappen mit sich getragen werden konnten. Nunmehr bekamen die Männchen am Körper verdickte, schwärzlich gefärbte Stellen, die „Brunstschwielen", die ihnen ermöglichten, auch im Wasser ihre Geburtshelfertätigkeit auszuüben, das heißt die Eier festzuhalten. Die Richtigkeit dieser Experimente wurde bereits vor dem Kriege angezweifelt. In der englischen Zeitschrift „Nature" behauptete Professor Noble, die Brunstschwielen auf den Photographien seien durch Retusche hervorgerufen (ein ähnlicher Vorwurf war bekanntlich seinerzeit gegen Ernst Haeckel erhoben worden), und schließlich kam Noble aus London nach Wien, wo er feststellte, auf den Originalpräparaten sei die Schwärzung der Schwielen mit

Tusche, also künstlich, erzeugt. Kammerer erklärte, diese Nachfärbung könne nur während des Krieges von einem Assistenten gemacht worden sein, damit das Resultat der Versuche deutlicher hervorgehoben werde. Da jedoch auf ihn, Kammerer, der Schatten eines Verdachtes falle, scheide er aus dem Leben.

Es handelt sich also um eine Tragödie des wissenschaftlichen Ehrgeizes, der sich vielleicht durch Mißerfolg und Zweifel ins Verbrecherische gesteigert hatte. Kammerer, ohne Zweifel ein hochbedeutender Biologe, litt darunter, daß er wegen der auch populärwissenschaftlichen Wirkungen seiner Forschungen in Wien nicht Professor werden konnte, wie es auch dem Psychoanalytiker Sigmund Freud, dem Historiker Ludo Hartmann, dem Individualpsychologen Alfred Adler und vielen anderen in Wien ergangen war oder ergeht.

Kammerers Schuld: er hatte eine synthetisch erkannte Theorie empirisch beweisen wollen, und da dies nicht glückte, als Stimmen des Widerspruchs laut wurden, sein Forschername gefährdet war, half er nach – durch Fälschung. Ein frappant ähnlicher Vorfall hat sich 1912 in Wien ereignet: Der junge Historiker Wilhelm Alter vertrat mit Recht den Standpunkt, daß der Krieg zwischen Preußen und Österreich im Jahre 1866 nicht allein durch die Schuld des Heerführers Benedek für die Kaiserlichen verlorengegangen sei, trotzdem das kriegsgerichtliche Verfahren nach der Schlacht von Königgrätz ihn zu einem Schurken und Schwachkopf gestempelt hatte. Eine reich fundierte Artikelserie, die Wilhelm Alter in der Berliner „Neuen Rundschau" veröffentlichte, begegnete dem Widerspruch der ganzen offiziellen Kriegsgeschichte des franciscojosephinischen Österreich, und man warf dem Geschichtsschreiber Lücken und allzu kühne Kombination vor. Als nun Alter bei Gebrüder Paetel ein mehr als 500 Seiten starkes Buch, „Feldzeugmeister Benedek und der Feldzug der k. k. Nordarmee 1866", herausgab, belegte er eine Reihe von Folgerungen mit „neuen Quellen". Hauptsächlich mit dem Kriegstagebuch des verstorbenen Obersten Karl von Tegetthoff, der als Chef des Benedekschen Evidenzbüros den Feldzug mitgemacht hatte.

„Das Tagebuch", schreibt Alter im Vorwort, „dessen Benutzung mir diejenige Persönlichkeit, die es aus dem Nachlaß von Tegetthoffs als wertvolles Vermächtnis empfing, in liebenswürdigster

Weise gestattete, ist kürzlich in mein Eigentum übergegangen. Der frühere Besitzer des Tagebuchs, der – er schläft seit Anfang dieses Jahres den ewigen Schlaf – in hoher amtlicher Stellung sich befand, war aus naheliegenden Gründen zur allergrößten Zurückhaltung verpflichtet, weshalb ich früher genötigt war, Anfragen nach der Person des Verfassers des Tagebuchs teils ausweichend, teils mit Nennung eines Decknamens zu beantworten. Die von mir in Aussicht genommene Veröffentlichung des Tagebuchs selbst wird nach den testamentarischen Bestimmungen Tegetthoffs erst erfolgen, wenn auch die beiden letzten noch lebenden Zeugen der Ereignisse des Jahres 1866 nicht mehr unter den Lebenden weilen werden."

Die Echtheit dieser neuen Quelle wurde von dem Historiker Heinrich Friedjung angezweifelt (dem merkwürdigerweise kurz vorher von Professor Masaryk nachgewiesen worden war, daß er – wenn auch in gutem Glauben – gefälschte Aktenstücke veröffentlicht und dadurch zu dem Agramer Hochverratsprozeß und der großen Hetze Österreichs gegen Serbien Anlaß gegeben habe). Von Wilhelm Alter wurde die Vorlage des Tagebuchs verlangt – daraufhin suchte er denselben Ausweg wie Kammerer: er entleibte sich.

Es sind Kriminalfälle des Ehrgeizes, die in der wissenschaftlichen Welt vor sich gehen, Einzelfälle, von denen nur dann ein verräterischer Hauch nach außen dringt, wenn an einem der Schuldiggewordenen sich ihre schwerste Strafe vollstreckt: das Harakiri.

DIE HINRICHTUNG DES ENTLASTUNGSZEUGEN

Der Prozeß Sacco-Vanzetti,
die amerikanische Dreyfus-Affäre
Sechs Jahre in Erwartung des elektrischen Stuhles

Ein zerschmetterter Körper lag im Frühjahr 1920 auf dem Bürgersteig vor dem Polizeigefängnis in New York. Es wurde festgestellt, daß Selbstmord vorlag. Der wegen Agitation verhaftet gewesene italo-amerikanische Arbeiter Salsedo hatte mit übermenschlicher Kraft das Gitterfenster seiner Zelle im vierzehnten Stockwerk zerbrochen und sich auf die Straße gestürzt. Der Mitgefangene des Selbstmörders, Elia, brachte die Mitteilung an die oppositionelle

Presse, sein Freund habe infolge der im Gefängnis erlittenen Mißhandlungen – man kennt aus amerikanischen Romanen das sogenannte „Verhör dritten Grades" – den Sprung ins Jenseits unternommen. Die Kampagne, die daraufhin gegen die Polizei einsetzte, wurde von dieser damit beantwortet, daß man das politische Delikt des Selbstmörders als kriminell darzustellen versuchte und gegen seine Landsleute mit Schärfe vorging.

Am 5. Mai 1920 wurden in Brockton, Massachusetts, die beiden italienischen Arbeiter Nicola Sacco und Bartolomeo Vanzetti von einem Beamten festgenommen, der in einer Diebstahlsangelegenheit eine bestimmte Täterin suchte. Sacco und Vanzetti kamen ihm jedoch verdächtig vor, und er führte sie aufs Polizeirevier. Am nächsten Morgen wurde Vanzetti als Haupttäter des am 24. Dezember des vorhergegangenen Jahres verübten Raubüberfalles an einem Zahlmeister in Bridgewater bezeichnet und bald darauf zu fünfzehnjähriger Haft im Staatsgefängnis verurteilt. Gleichzeitig wurde erklärt, Sacco sei jener Doppelmörder, der am 15. April in South-Braintree den Kassierer einer Schuhwarengesellschaft, Bernadelli, und den Hilfskassierer von einem Auto aus erschossen und um fünfzehntausend Dollar beraubt habe. Die Untersuchung gegen Sacco dauerte längere Zeit, und schließlich wurde auch der bereits verurteilte Vanzetti beschuldigt, an diesem Doppelraubmord beteiligt zu sein. Der Verteidiger Saccos bemühte sich, eine Trennung der beiden Prozesse herbeizuführen, da durch die Verurteilung Vanzettis eine psychologische Belastung gegeben sei, die Geschworenen würden dem vorbestraften Vanzetti die Tat ohne weiteres zutrauen und Sacco als seinen Freund gleichfalls schuldig sprechen.

Trotzdem kamen beide Angeklagten gemeinsam auf die Anklagebank und wurden am 14. Juli 1921 zur Hinrichtung durch den elektrischen Stuhl verurteilt. Vier Zeugen des Falles von South-Braintree behaupteten, Sacco als den Täter zu erkennen, einer, ein Zeitungsjunge, der sich bei Beginn der Schießerei aus dem Automobil hinter eine Telegrafenstange geflüchtet hatte, erkannte auch Vanzetti. In den unmittelbar nach der Tat ausgegebenen Personenbeschreibungen wurde einer der Täter als langhaarig bezeichnet und von dem anderen erklärt, er habe ein Chaplin-Bärtchen. Nun aber hat Vanzetti eine beginnende Glatze und trägt seit Jahren einen auffallend buschigen Schnurrbart, während Sacco kurzes, aufwärts

gekämmtes Haar hat und glattrasiert ist. Die übrigen zweiundzwanzig Augenzeugen der Tat erklären apodiktisch, keiner der beiden Beschuldigten sei mit den Attentätern identisch oder ihnen auch nur ähnlich, und überdies gab der Beamte des italienischen Konsulats in Boston, Giuseppe Andrower, zu Protokoll, Sacco sei zur Stunde des Doppelraubmordes bei ihm im Amte gewesen und habe wegen einer Paßangelegenheit mit ihm verhandelt.

Unter den italienischen Eingewanderten von Massachusetts hatten sich Sacco und Vanzetti großer Beliebtheit erfreut, viele meldeten sich, um den guten Leumund der Verhafteten zu bestätigen, besonders über Sacco wurde gesagt, daß er ein solider Familienvater sei, der ein Sparkassenbuch besitze. Der Versuch, das Auto als das eines Freundes von Vanzetti zu agnoszieren, mißglückte, dagegen stellte das Gericht fest, daß die Geschosse, die Bernadelli durchbohrt hatten, aus dem Revolver Saccos stammten.

Das Urteil hatte in Amerika großes Aufsehen hervorgerufen, die Bindestrich-Amerikaner, besonders die Einwanderer aus Italien, erblickten in dem Verfahren eine gegen sie gerichtete Methode und machten alle Anstrengungen, um ihre Landsleute davor zu bewahren, auf dem elektrischen Stuhl den Henkertod zu erleiden. Die beantragten und auch eingeleiteten fünf Wiederaufnahmeverfahren endeten alle so wie der erste Prozeß.

Inzwischen war der Reporter Frank Sibley, der die Aufspürung und Überführung von Mördern im „Boston Globe" mit Erfolg betreibt und der auch für die Schuld Saccos und Vanzettis publizistisch eingetreten war, auf den Einfall gekommen, durch den bekanntesten Mikroskopisten Bostons, Albert H. Hamilton, die Projektile vergleichen zu lassen. Er beschaffte sich von der Justizverwaltung leicht die aus dem Körper des Ermordeten extrahierten Geschosse und die bei Sacco beschlagnahmte Waffe und ließ nun deren Untersuchung durch das Doppelmikroskop vornehmen und photographieren. Dabei ergab sich, daß die im Geschoßmantel befindlichen Rillen, vom Passieren des Laufs herbeigeführt, nicht aus Saccos Pistole herrühren konnten, und sowohl Hamilton als auch der überraschte Reporter zögerten nicht, dieses Ergebnis sofort bekanntzumachen.

Durch die vielen Versuche zum Nachweis der Unschuld von Sacco und Vanzetti war die Vollstreckung des Urteils fünf Jahre lang

hinausgezogen worden, aber es kam auch zu keiner Begnadigung oder Aufhebung des Urteils, denn die Angelegenheit war längst ein reines Politikum geworden, nicht nur ein Agitationsmittel der linksgerichteten Parteien, sondern auch eine Ehrensache der Bundesregierung und der Justiz, die sich keine Leichtfertigkeit oder Tendenz vorwerfen lassen wollten und mit Gegenagitation antworteten.

Während dieser Massenpolemiken mußten die beiden Italiener im Strafhause von Dedham jeden Augenblick gewärtig sein, in die Hinrichtungskammer geführt zu werden ...

Vor zwei Monaten nun, als beide Parteien alle Argumente eingesetzt zu haben schienen und wohl niemand mehr auf die Beibringung eines neuen entscheidenden Belastungs- oder Entlastungsbeweises denken konnte, legte ein wiederholt wegen Mordes zum Tode verurteilter Portugiese namens Enrico Madeiros das Geständnis ab, daß er den Doppelraubmord an den Kassierern der Shoe Company of South-Braintree mit einem anderen Portugiesen verübt habe und daß Sacco und Vanzetti, die er übrigens gar nicht kenne, nicht beteiligt gewesen seien. Damit sein Geständnis nicht verschwiegen werde, schrieb er es auf einen Zettel, den er durch einen Gefangenenwärter in Vanzettis Zelle schmuggeln ließ.

Dieser Selbstbeschuldigung wurde keinerlei Bedeutung zugebilligt und die Glaubwürdigkeit Madeiros bestritten, indem das Gericht darauf hinwies, einen ohnehin dem Tode Geweihten koste es nichts, auch noch eine fremde Tat auf sich zu nehmen und sich dadurch eine heroische Geste zuzulegen, und überdies könne Madeiros durch die Notwendigkeit seiner Zeugenaussage im Prozeß Sacco-Vanzetti einen Aufschub seiner Hinrichtung erstrebt haben. In Konsequenz dieses Standpunktes wurde auch die elektrische Justifikation des Madeiros für die nächste Woche angeordnet.

Ist nun auf diese Weise der angebliche Haupttäter in einer so eminent öffentlichen Angelegenheit der öffentlichen Aussage entzogen, so ist gewiß das Odium eines nachfolgenden Justizmordes niemals ganz aus der Welt zu schaffen, und wenn auch das Urteil gegen Bartolomeo Vanzetti und Nicola Sacco Rechtskraft erlangt, wird die amerikanische Regierung doch wohl von der Doppelhinrichtung Abstand nehmen und begnadigen müssen – die Humanität wird zumeist nur dann angewendet, wenn sie der diplomatische Ausweg aus einem Dilemma ist.

Der Prozeß, der in dieser Woche gegen den Professor Arnold Pascher, Assistent an der Wiener technischen Hochschule, geführt wurde, bietet Anlaß zur Erörterung eines wichtigen, von der Kriminalistik jedoch auffallend vernachlässigten Themas: dem Zusammenhang zwischen Verbrechen und Unterricht.

Der Wiener Gewerbeschulprofessor und Hochschullehrer wurde verurteilt, weil er als Examinator an der Lehrkanzel für Maschinenelemente seine äußerst strengen Prüfungsmethoden regelmäßig dort ausgeschaltet gelassen hatte, wo sich ihm ein materieller Vorteil bot; teils war er von den Studenten direkt bestochen worden, teils hatte er Zeichnungen approbiert, von denen er wußte, daß sie im Büro seines Komplizen Matheus Bruehl hergestellt waren, teils hatte er Prüflinge durchfallen lassen und ihnen den Rat gegeben, sich zum Wiederholungsexamen in den Kursen Bruehls vorzubereiten; dieser paukte dann mit den Technikern die drei Fragen ein, die ihnen von Pascher bei der Nachprüfung gestellt wurden.

Ein so krasser Fall, bei dem sich die Bestechung unwiderleglich nachweisen läßt, steht an den Hochschulen Mitteleuropas wohl vereinzelt da. Aber es ist keine Frage, daß sich beinahe jeder Schüler und jeder Universitätshörer im Laufe seiner Studienzeit verschiedener Delikte schuldig macht, die ihn, wenn sie in direkter gewinnsüchtiger Absicht verübt worden wären, mit der bürgerlichen Moral und vielleicht mit dem Strafgesetz in Konflikt brächten und sein Leben in andere Bahnen lenken würden.

Mancher Richter, der einen Angeklagten wegen Betruges, Urkundenfälschung, Diebstahl geistigen Eigentums, unlauteren Wettbewerbs oder Beihilfe zu anderen Straftaten zu verurteilen hat, könnte sich daran erinnern, daß er in seiner Schulzeit vielfach die gleichen Straftaten begangen hat, vielleicht nur durch Abschreiben vom Nachbar, vielleicht durch Verwendung eines ihm zugesteckten Zettels (den er damals noch nicht Kassiber nannte) oder der ihm eingeflüsterten Worte oder der „Klatsche", vielleicht sogar durch nachträgliche Korrektur der bereits abgegebenen Arbeit, durch Einschleichen in das Kabinett des Lehrers, durch Öffnen eines verschlossenen Schreibtisches, durch Fälschung der väterlichen Unterschrift, durch Beeinflussung maßgebender Faktoren.

Im alten Österreich gab es an nicht wenigen Gymnasien, Realschulen, Gewerbeschulen und Handelsakademien eine jahrzehntealte, lückenlose Tradition des Schulbetrugs, darauf hinauslaufend, das Ergebnis der Schlußprüfung mit unzweifelhaft kriminellen Mitteln zu korrigieren. Die Kosten dieses erbeingesessenen „Matura-Schwindels" sammelte jede Schulklasse bereits zwei bis drei Jahre vor dem Abiturium, die wöchentlichen Beiträge für diesen Fonds, der als „Kommerskasse" segelte, waren obligatorisch.

Für den schriftlichen Teil der Prüfung wurden von jedem Lehrer dreißig Fragen vorbereitet und die Gesamtheit dieser Aufgaben (Zahl der Lehrfächer multipliziert mit dreißig) von der Anstaltsleitung versiegelt dem Landesschulrat zugesandt, der je drei Fragen auswählte und ebenfalls versiegelt zurücksandte. (Das Petschaft wurde bei Beginn des Examens öffentlich erbrochen.)

Es galt nun entweder vor der Versiegelung oder vor der Absendung die Briefumschläge in die Hand zu bekommen oder gar sich der vom Landesschulrat eingelangten Auswahl zu bemächtigen, und dazu war außer dem Einverständnis des Schuldieners oftmals ein Einschleichen in Kanzleien, ein Nachschlüssel, ein Dietrich, eine Nachahmung der Adresse auf dem Briefumschlag, der Besitz des Anstalts-Stempels und dergleichen dringend notwendig, die vollständige Apparatur verschiedener Verbrechen, an deren Durchführung eine geschlossene Bande beteiligt war – die Gesamtheit der Schüler. Selbstverständlich glückte dieser vorbereitete Schwindel nur in einzelnen Fachgruppen, und so gab es außerdem eine großangelegte Organisation zur Ausarbeitung der Fragen während der Prüfung, an deren Gerissenheit alle Vorsichtsmaßregeln der Schulbehörden, wie Korridorinspektion und Begleitung der auf die Toilette gehenden Schüler usw., zerschellten: die Zettel mit den Aufgaben wurden bei Beginn der Prüfung auf die Straße befördert und von dort in das Lokal, in dem bezahlte Fachleute oder geeignete Mitglieder nachwuchslüsterner Hochschulkorporationen mit Nachschlagewerken und „Eselsbrücken" bereitsaßen, die Arbeiten auszuführen. Im Innern von Stullen, die der Schuldiener verteilte, kam wenige Stunden später das beantwortete Material in die Hände der Prüflinge.

Besonders kompliziert war das Verfahren bei Zeichnungen aus darstellender Geometrie, die vom Hilfskorps ablieferungsbereit

fabriziert wurden, sogar mit genauer Nachahmung der Signatur, die der Professor auf jedes Zeichenblatt gemacht hatte, damit es nicht durch ein anderes ersetzt werden könne; die draußen fertiggestellten mächtigen Kartons wurden an einer eigens konstruierten Stelle der Toilette verborgen, einzeln abgeholt und in dem aufgetrennten und mit Knöpfen versehenen Rockfutter in den Prüfungssaal gepascht. Nicht jedem war es möglich, das alte Blatt vom Reißbrett unbemerkt loszulösen und statt dessen das neue aufzuspannen, und man mußte daher mit der Vertauschung bis zu dem Augenblick warten, da man die Zeichnung abgab – so daß man eine Arbeit lieferte, die man überhaupt nicht gesehen hatte.

Es kam vor, daß diese Praktiken lange nach beendeter Prüfung aufgedeckt und eine Wiederholung des Examens angeordnet wurde. Das war der Grund, weshalb wenig über den Matura-Schwindel gesprochen wurde, der bis zum Kriege ganz allgemein in hundert Spielarten in Österreich bestand. Und an den Hochschulen anderer Länder mag so mancher Professor das, was Pascher in Wien aus Geldgier tat, aus Hilfsbereitschaft und Freundschaft und aus Protektion getan haben: seinen Schülern die Prüfungsfragen vorher anzudeuten und sich beim Examinieren von persönlichen Sympathien und Antipathien leiten zu lassen. Niemand wird den Teilnehmern an den geschilderten traditionsgeheiligten Massenverbrechen des „k. k. Matura-Schwindels" das Stigma des Verbrechens aufdrücken, und ebensowenig wird es jemand wagen, die allzu subjektiven Professoren dem Strafgericht zu überantworten. Aber man sollte – gerade aus solchen Erfahrungen heraus – nicht nur die Organisation von Prüfungen zu einer Technik ausbilden, die Durchstechereien völlig ausschließt, und die Beurteilung eines Schülers weit mehr auf seine Gesamtleistung als auf seine mehr zufällige Einstellung auf die besonderen Aufgaben eines Prüfungstages abstellen.

DER VERKAUFTE DICHTER DER „VERKAUFTEN BRAUT"

In der vorigen Woche gab es in Prag, anläßlich der Premiere von „Wozzek", Ausschreitungen tschechischer Faschisten, die sich dagegen wandten, daß im tschechischen Nationaltheater ein deutscher

Komponist, Alban Berg, und ein deutscher Librettist, Georg Büchner, zu Worte kamen. Die Tatsache, daß der deutsche Dichter Büchner schon mehr als hundert Jahre tot ist, vermochte ihn nicht vor Presse-Angriffen zu schützen, und die Krawalle im Theater nahmen solche Dimensionen an, daß der zweite Bürgermeister von Prag, Vanek, während der Vorstellung von einem Herzschlage befallen wurde und sofort starb.

Die nationalistischen Radaubrüder, die eine verschwindende Minderheit, aber doch stark genug sind, solche Lärmszenen zu entfesseln, haben vergessen, daß der Dichter der Nationaloper, der auch in Berlin viel gespielten „Verkauften Braut" des Komponisten Smetana, etwas viel Schlimmeres als ein Ausländer gewesen ist, nämlich ein Polizeispitzel und Verräter. Noch heute findet man auf dem Theaterzettel der „Verkauften Braut" und auf dem anderer Opern von Smetana, wie zum Beispiel „Brandenburger in Böhmen", den Namen des Textdichters nicht, sondern die Anfangsbuchstaben K. S. Und doch war Karl Sabina, dessen Namen hinter diesen Initialen verborgen wird, nicht nur einer der Begründer der modernen tschechischen Literatur und Publizistik, nicht nur ein Vorahner des Sozialismus, sondern auch ein politischer Märtyrer gewesen und als Direktor des revolutionären Komitees im Jahre 1849 verhaftet, drei Jahre in Untersuchungshaft gehalten und dann zum Tode verurteilt worden, eine Strafe, die im Gnadenwege in achtzehn Jahre Kerker umgewandelt wurde.

Im Dienst der Polizei

Im Jahre 1867 aus der Haft entlassen, entfaltete er eine rege politische Tätigkeit als Redakteur, Schriftsteller und Versammlungsredner gegen Österreich, bis eines Tages seine Volksgenossen in Erfahrung bringen, daß er in den Diensten der Polizei stehe und Geheimberichte über die illegalen Aktionen liefere; so habe er zu einem Bombenattentat aufgereizt und die Täter zur Anzeige gebracht, so habe er in seinen Vorträgen den Arbeitern revolutionäre Lehren gegeben und dann durch seine Berichte an die Polizei die Auflösung ihrer Verbände veranlaßt.

In der Wohnung eines Abgeordneten fand das nationale Gericht gegen Karl Sabina statt. Angesichts eines aufgefangenen alten Briefes

an die Polizeidirektion konnte der Angeklagte seine Schuld nicht leugnen, und um nicht in der Öffentlichkeit als Verräter gebrandmarkt zu werden, unterwarf er sich dem Urteilsspruch, sich sofort für immer ins Ausland zu begeben, wenn ihm vollste Verschwiegenheit zugesichert und eine Unterstützung bewilligt würde. Er erhielt hundert Gulden und fuhr nach Dresden, wo er vergeblich auf die Zahlung der restlichen Summe wartete, aber nichts weiter erfuhr als die Tatsache, daß er in den Zeitungen als Schuft und Verräter geschildert wurde. Daraufhin reiste er nach Prag zurück und schrieb dort eine Broschüre, „Verteidigung gegen Lügner und Verräter", worin er erklärte, er habe zwar vor Jahren unter dem Druck äußerer Verhältnisse einen nichtssagenden Bericht an die Polizei gesandt, hätte sich jedoch lieber die Hand abgehackt, als auch nur ein Wort gegen einen oder gar gegen die Gesamtheit seiner Volksgenossen zu sagen. Er wendet sich gegen seine Verleumder: „Ich kann offen sagen, daß die Verbrechen der Lüge, der Verleumdung und des Täuschens der ganzen Nation meine Schuld weit überragen und daß ich unter jenen Verbrechern keinen kenne, der seine sündhafte Verirrung durch ein so glühendes Wirken für die nationale Sache je zu ersetzen sich bestreben würde, wie mich hierzu mein Gefühl und mein Gewissen trieben." Die Verteidigungsschrift blieb ohne Wirkung.

Niemand dankte dem einstmals gefeierten Nationaldichter für seinen Gruß, niemand wollte in einer Wirtsstube sitzen, in der er erschien, und im Elend starb er vor fünfundfünfzig Jahren.

Nach seinem Tode ging der Kampf um seine Schuld weiter. Denn manchem schien dieses Schicksal zu hart für einen Menschen, der nur einmal einen politischen Bericht abgegeben haben wollte, elf Jahre vor seiner Verurteilung zu moralischem Tode.

Als vor fünf Jahren der österreichische Abgeordnete und Staatsrechtler Professor Skedl den Nachlaß des Ministerpräsidenten Grafen Taafe zur Publikation vorbereitete und mich zur Mitwirkung heranzog, fand ich in den Kisten einen Bericht des Prager Polizeidirektors Sedlacek aus dem Jahre 1869, der sich auf Angaben Sabinas stützte. Es war eine Mitteilung über Äußerungen, die ein tschechischer Führer nach seiner Rückkehr von Wiener Ausgleichsverhandlungen zu seinen Parteifreunden gemacht hatte, keineswegs etwas, was der Nation oder einem einzelnen gerichtliche Verfolgung hätte

zuziehen können. Trotzdem ging aus diesem Dokument hervor, daß Sabina seinen Geheimdienst bei der Polizei nicht auf eine einmalige Mitteilung beschränkt, sondern jahrelang ununterbrochen geleistet hatte und daß seine Behauptung, das vorhandene Beweisstück sei der einzige von ihm an die Polizei gerichtete Brief, eine Lüge gewesen war.

Sabina war Polizeispitzel, er hatte sich nicht zum Schein verkauft, wie der Held der Oper „Die verkaufte Braut", sondern wirklich.

ZWEIHUNDERT JAHRE PITAVAL

Jubiläum des Gründers des Kriminalschrifttums

Der Mann, dem das Verdienst gebührt, wahre Kriminalfälle zuerst zum Gegenstand der Lektüre gemacht, Aktenstücke zur Literatur erhoben zu haben, ist François Gayot de Pitaval, 1673 in Lyon geboren. Vom Vater, einem Rat des dortigen Präsidialgerichtes, zum Geistlichen bestimmt, trägt er die Beffchen nicht lange; was ihm von dieser theologischen Jugend bleibt, ist die Vorliebe für Dogmatik und ein etwas frömmlerischer Ton, aber auch entschiedene Abneigung gegen die Jesuiten. Als Offizier quittiert er gleichfalls bald den Dienst, schließt eine Liebesheirat und tritt ohne Grad in den Anwaltsstand von Lyon ein. Dann kommt er zum Obergericht, dem Parlement, nach Paris. Fast fünfzig Jahre ist er alt, als sein erstes Buch erscheint, dem viele andere folgen. Es sind Kompilationen, Anekdotensammlungen, Lehrbücher des guten Tons und der Kunst, geistreich zu konversieren.

Diese Themen und vor allem die bombastischen Titel machen den Erfolg aus. „Bibliothèque de Gens de Cour ou mélange curieux de bon mots de Henri IV et Louis XIV" betitelt er eine Sammlung höfischer Witze, die er zuerst herausgibt (1722); „L'art d'orner l'esprit en l'amusant ou nouveau choix de traits vifs, saillants et légers, soit en vers, soit en prose" (Die Kunst, den Geist zu schmücken und dadurch zu unterhalten, oder Neue Auswahl von lebendigen, sprudelnden und leichten Gedanken, sei es in Versen, sei es in Prosa) heißt das nächste Buch, das dritte „Geist der angenehmen Unterhaltung usw.", das vierte „Geistessprünge oder

eigenartige Auswahl nützlicher und angenehmer Grundzüge für Gespräche".

Der Inhalt dieser Schriften ist dem jener ähnlich, die man heutzutage in den Schaufenstern der Papiergeschäfte sieht – Vortragsstücke, Briefsteller, Konversationskünste und dergleichen. Die Verse scheint seine Frau fabriziert zu haben, die sich „Clélia" nennt, während er sich den Namen „Damon" beilegt.

Eine Untersuchung über den Feldzug des Marschalls Villars, an dem Gayot de Pitaval in seiner Jugend teilgenommen hat, bedeutet seinen Übergang zu ernsterer wissenschaftlicher Publikation – zu seinem Hauptwerk, den „Causes célèbres et intéressantes avec les jugements qui les ont décidées" (Berühmte und interessante Fälle mit den Urteilssprüchen, die sie entschieden). 1726 nahm er dieses Projekt in Angriff, das er in zehn Bänden zu bewältigen hoffte, und die Akten, an denen er jahrelang arbeitete, füllten seine drei Zimmer bis zur Decke. 1734 ist der erste Band erschienen, aber längst bevor die anderen folgen, muß schon eine „Nouvelle édition, revue, corrigée, augmentée de plusieurs pièces importantes, qu'on a retrouvées" veranstaltet werden. Das Werk ist von halber Anonymität, der Herausgeber nennt sich auf den Titelblättern entweder gar nicht oder bezeichnet sich als „M. xxx, avocat au Parlement" oder mit dem Buchstaben „D" (Damon). Die Widmung jedoch trägt die Unterschrift Gayots de Pitaval, und das beigedruckte Imprimatur Ludwigs XIV. („car tel est notre plaisir") ist an ihn gerichtet. (Daß diese Anonymität des Titelblattes auf Jahrhunderte irreführend wirken kann, beweise folgende Episode: Der größte Antiquar Berlins hatte zwanzig alte Bände in seinem Lager stehen. „Ist das der Pitaval?" fragte der Käufer. – „Leider nicht! Es ist ein anonymes Werk. Wenn es der Pitaval wäre, würde es fünfhundert Mark kosten." – „Und so kostet es?" – „Vierzig Mark." Und für vierzig Mark trug ich den vollständigen Pitaval, zwanzig Bände im Originaleinband, nach Hause.)

Dem Werk Pitavals sind von gestrengen Kritikern die schlechtesten Zensuren erteilt und alle erdenklichen Vorwürfe gemacht worden. Der eine fand, daß zu viele Fälle aus unmittelbarster Gegenwart genommen seien, der andere, daß zu viele aus längst vergangener Geschichtsperiode stammen, mancher warf ihm vor, daß er alles zu weitschweifig abdrucke, mancher, daß er dem Sensationsbedürfnis

seiner Leser schmeichle, einige sagten, er hätte die Fälle analysieren und mit eigenen Worten beurteilen müssen, während wieder andere gerade das bespötteln, was in diesen Aktenveröffentlichungen von ihm herrührt:

> „Gayot de Pitaval liefert uns Werke
> Von wunderbarer Invention,
> Sie unterhalten selbst den Geist von größter Stärke;
> Ich nehme aus die Stellen von Damon."

In den Vorreden zu den einzelnen Bänden wehrt er sich gegen seine juristischen und literarischen Kritiker, gegen die Abbés des Fontaines und Goujet und andere. Er antwortet mit Geschick, wenn auch in der Langatmigkeit und Schöngeistigkeit der Zeit, seinen Dualismus zugebend, daß er sowohl den Kollegen vom Barreau als auch den Leuten von Welt zuliebe schreibe. Sein Hauptargument ist der Massenabsatz der Causes célèbres – dieser Titel wird ein Schlagwort, ebenso wie der Name ihres Autors seither zur Benennung der ganzen Gattung dient. Vor allem aber machte die protokollarische Genauigkeit seinen Erfolg aus, die alle Namen und Plätze voll nannte und jedes Detail aus der Anklageschrift, aus der Rede des Angeklagten, aus der Aussage des Zeugen, dem Plädoyer des Verteidigers, aus dem Gutachten, aus der Duplik des Staatsanwalts und aus dem Schlußwort des Richters wiederholte, alles in lebensgroßer Breite abbildete. Das, was in der Dichtung ermüdend wirken muß, war hier notwendig, weil die Phantastik der Wirklichkeit so ungeheuer ist, daß sie vielfacher Beglaubigung bedarf und jede dieser Beglaubigungen wieder ihrerseits interessant ist. Als Gayot de Pitaval 1743 in Paris starb, hatte er hundertzwanzig Fälle in zwanzig Bänden ediert, die gleich darauf unbefugt in Lausanne und Brüssel nachgedruckt und in alle Sprachen übersetzt worden waren.

Da Pitavals durchschlagender Erfolg besiegelt war, wurden in ununterbrochener Folge rasch und überall nach allen Gesichtspunkten der Geographie, des Delikts und der Jurisdiktion Kriminalanthologien angelegt: berühmte Wegelagerer, Opfer von Justizmorden, Giftmischerinnen, raffinierte Defraudanten, angebliche Ritualmörder, romantische Zigeuner, hartnäckige Hingerichtete, geniale Hochstapler, waghalsige Ausbrecher, geheimnisvolle Wildschüt-

zen, politische Sträflinge, hochgestellte Spione, interessante Prostituierte, organisierte Meuterer, bestialische Menschenschinder, edle Räuber, betrügerische Bankrotteure, historisch wichtige Attentäter und Lockspitzel, Bauernfänger, Buschklepper, Münzfälscher, Diebe aller Sorten, Unmengen von Gerichtssaalgeschichten existieren, Polizeisilhouetten, Malefizbücher, Gefängnismemoiren, Scharfrichtererinnerungen, Armesünderbeichten, Archive des Kriminalrechts, Tribunalprotokolle, Verteidigungsreden, Lexika der Praktiken, Diktionäre des Rotwelschs, Magazine zur Erfahrungs-Seelenkunde der Delinquenten, Novellen von dunklen Existenzen, Pandämonia, Sammlungen von Moritaten, Galgenblättern, Steckbriefen, Verhaftsbefehlen, Relationen von Hinrichtungen, Prozeßberichten, Urteln, Urgichten, Jaunerlisten.

Viele segeln im Namen Pitavals – es gibt deutsche und englische, einen Berliner und einen Londoner „Pitaval", „Pitavaliana" und „Causes célèbres" in allen Ländern. Die ursprünglichen Causes célèbres waren in Amsterdam von I. C. de Laville in vier weiteren Bänden fortgesetzt worden, in Paris ließ der Advokat Richer eine Neubearbeitung in zweiundzwanzig Bänden erscheinen. In Deutschland, wo schon zu Lebzeiten Pitavals eine neunbändige Übersetzung erschienen war, folgte 1792 in Jena eine zweite: „Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit". Kein Geringerer als Friedrich von Schiller schrieb die Vorrede, worin er das Interesse an der Handlung, die künstlerische Wirkung und Mannigfaltigkeit der Gegenstände im Pitaval denen des Romans nicht bloß vollkommen gleichstellte, sondern auch betonte, daß die Gerichtsfälle vor diesem den Vorzug unverfälschter historischer Wahrheit voraushaben: „Das geheime Spiel der Leidenschaften entfaltet sich hier vor unseren Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrige und über die Machinationen des geistlichen sowohl als weltlichen Betruges wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Dazu kommt, daß der umständliche Gerichtsgang die geheimen Bewegungsursachen, Handlungen weit mehr ins Klare zu bringen fähig ist, als es sonst geschieht, und wenn die vollständigste Geschichtserzählung uns über die letzten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Motive der handelnden Spieler oft genug unbefriedigt läßt, so enthüllt uns ein Kriminalprozeß das Innerste der Gedanken und bringt das versteckteste Gewebe der Bosheit an

den Tag. Dieser wichtige Gewinn, Menschenkenntnis und Menschenbehandlung, für sich selbst schon erheblich genug, um diesem Werk zu einer hinlänglichen Empfehlung zu dienen, wird um ein großes noch durch die vielen Rechtsbekenntnisse erhöht, die darin ausgestreut werden und die durch die Individualität des Falles, auf den man sie angewendet sieht, Klarheit und Interesse erhalten."

Die Schillersche Apologie des Interesses an Kriminalfällen ist oft unbefugt nachgedruckt worden, romantisch-blutrünstigen Büchern als literarisches Mäntelchen zu dienen; so steht sie auch vor dem Wiener „Schauplatz der ausgearteten Menschheit" oder „Merkwürdige Lebensumstände der berüchtigten Bösewichter und Betrüger der neueren Zeit", aus dem Grillparzer von dem Räuber, Kontrebandier und Geldmünzer Louis Mandrin erfuhr, um ihn in der „Ahnfrau" zu verwerten.

„Der neue Pitaval", der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vom Kriminaldirektor Dr. J. E. Hitzig, dem Schriftsteller W. Häring (Willibald Alexis) und später von Dr. A. Vollert unter Mitarbeit juristischer Fachleute und Schriftsteller im Verlag Brockhaus nahezu neunzigbändig erschien, ist hinsichtlich der Form mit der wunderbaren Feuerbachschen Sammlung von Gerichtsfällen und hinsichtlich des Ausmaßes mit seinem französischen Taufpaten nicht zu vergleichen, da zahlreiche Prozesse nur kursorisch, auf kaum hundert bis hundertfünfzig Seiten, behandelt, nur selten Protokolle im Wortlaut und mit Plänen beigegeben sind. Aber auch sie sind zur Kulturgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts von unsagbarer Wichtigkeit, sie enthalten Fälle in aktenmäßiger Richtigkeit, die von Dichtern vorher und nachher zum Gegenstand künstlerischer Darstellung gemacht wurden, und viele – wie zum Beispiel den Prozeß gegen den deutschen Botschafter Grafen Arnim –, zu denen erst die neueste Zeit durch Öffnung der Archive das Schlußurteil zu sprechen vermag.

DES AMTLICHEN HENKERS PRIVATER AUFTRAG

Eine geheimnisvolle Hinrichtung in Deutschland

Den Mann, der das unwiderrufliche Siegel auf die letzte aller obrigkeitlichen Weisheiten setzt, den Henker, hat der Staat immer schlecht bezahlt, als ob er sich des Vollstreckers seiner äußersten Maßnahme schäme. Und da sich auch die allgemeine Verachtung diesem Manne zuwandte, hätte bei derart schlechter Bezahlung das Gewerbe bald keinen Anwärter gefunden, wenn er nicht durch Nebeneinkünfte verschiedenartiger, oft absonderlicher Art sein Leben hätte fristen können. Nicht nur versahen in den meisten Bezirken die Scharfrichter auch das Amt des Abdeckers und Viehdoktors, wobei sie insbesondere die Felle der ungestandenen Tiere veräußern durften, sondern sie konnten auch den menschlichen Aberglauben nutzbringend verwerten, indem sie Teile vom Strick des Gehängten und vom Holz des Galgens als Amulette, geheimnisvolle Kräuter und Mixturen als Heilmittel verschleißten. Aber in der Geschichte der Henkergeschlechter wird es wohl ein einzig dastehender Fall sein, daß einer der ihren sich einen Nebenverdienst erwarb, indem er eine Hinrichtung nicht nach dem gerichtlichen Urteil, sondern auf privaten Auftrag und gegen vereinbartes Honorar vollstreckt hat.

Dieser Fall ist vor kurzem aus französischen Archiven ans Tageslicht gekommen, ein aus dem achtzehnten Jahrhundert stammendes Aktenstück, in dem sich der Königliche Rat Abbé Philbert beim Minister in Paris darüber beschwert, daß der Scharfrichter der damals zu Frankreich gehörenden Stadt Landau sein Amt außeramtlich ausgeübt, also zu einem Meuchelmord seine Hand geliehen hat, wofür ihn die französischen Ortsbehörden von Landau nur mit der lächerlich geringen Strafe von vierzehntägiger Haft belegt haben. Die Antwort auf diese gewiß berechtigte Beschwerde ist leider nicht erhalten, und ebensowenig weiß man Näheres darüber, wohin in Deutschland sich die mysteriöse Fahrt des Henkers von Landau bewegte. Dagegen legt der Beschwerdeführer eine Abschrift des mit dem angeklagten Henker Meuges angestellten Verhörs bei, das sich wie das phantastische Kapitel eines Romans von Dumas, Sue oder Victor Hugo liest und doch ein Protokoll der Wirklichkeit darstellt. Das Interrogatoire hat folgenden Wortlaut:

Am 7. April 1777 hat der Magistrat bei seiner Sitzung anläßlich der Gerüchte, die ihm zugekommen sind, daß Hieronymus Meuges, der Scharfrichter dieses Gerichtssprengels, heimlich eine Hinrichtung in fremden Landen ausgeführt haben soll, diesen in den Gerichtssaal befohlen, wo er nach Ablegung des Eides, die Wahrheit zu sagen und zu antworten, durch den königlichen Richter wie folgt verhört wurde:

Befragt nach seinem Namen, Alter, Stand und Wohnung:

Sagte aus, Hieronymus Meuges zu heißen, Scharfrichter zu sein, wohnhaft in dieser Stadt, ungefähr fünfundvierzig Jahre alt, römisch-katholisch.

Befragt, warum er unauffindbar in dieser Stadt gewesen, obwohl er sich hier aufhält, und warum er nicht erschienen sei, als er die zwei ersten Male vor ungefähr drei bis vier Wochen in das Rathaus vorgeladen wurde:

Antwortete, er sei in die Nachbargemeinden geholt worden, um kranke Pferde zu kurieren, was ihn gehindert habe, dem an ihn ergangenen Befehl Folge zu leisten.

Befragt, ob er dadurch nicht die Aufklärungen vermeiden wollte, die man von ihm, wie er gewärtig sein mußte, wegen der Gerüchte über eine heimliche Hinrichtung verlangen würde:

Gab zur Antwort, nicht deshalb sei er ferngeblieben, er wisse sehr wohl, die Wahrheit über die fragliche Tatsache nicht verschweigen zu können.

Befragt, ob das Gerücht, welches kursiere, wahr oder unwahr sei:

Antwortete, daß das besagte Gerücht wahr sei und daß man ihm gegen den Heiligen Martinstag im letzten Jahre einen ihm unbekannten Bauern gesandt hätte, um ihm zu bestellen, er möge sich bei der Mühle, Daumühl genannt, einfinden, wo er zwei Herren finden werde, die mit ihm sprechen wollen.

Befragt, was ihm diese Personen an dem ihm bezeichneten Treffpunkt gesagt hätten und ob er sie kenne:

Antwortete, sie nicht zu kennen; einer trug einen grauen Anzug, der andere einen weißlichen, beide Perücken, Alter zwischen fünfzig und sechzig Jahren, und daß sie ihm vorgeschlagen haben, mit ihnen nach Deutschland zu gehen, um eine geheime Hinrichtung auszuführen, und zwar mit dem Beil; nachdem er nicht im

Besitze eines solchen war, hätte er sich mit ihnen in einen Wagen begeben, um dieses bei dem Scharfrichter in Neustadt auszuleihen:

Sagte aus, daß, während er das Beil holen gegangen sei, sowohl der Wagen als auch die Herren vor der Türe geblieben seien.

Befragt, was geschehen sei, als er zu ihnen mit dem Beil kam:

Gab zur Antwort, daß man ihm die Augen verbunden habe und aufgebrochen sei.

Befragt, ob die Pferde unterwegs gewechselt worden seien oder ob die Fahrt mit den gleichen Pferden gemacht wurde:

Sagte aus, daß er das nicht wissen könne, da seine Augen während der ganzen Reise verbunden gewesen und er den Wagen nicht ein einziges Mal verlassen habe.

Befragt, ob sie Diener mit oder ohne Livree mitgehabt hätten:

Sagte aus, nur einen Kutscher gesehen zu haben, der einen Überrock trug und der die Pferde versorgte.

Befragt, wieviel Tage die Reise gedauert habe:

Sagte aus, er wäre am sechsten Tage abends angekommen und könne sich erinnern, zweimal über einen Fluß gefahren zu sein.

Befragt, ob die Personen, mit denen er sich befand, während der Reise keine Unterhaltung untereinander geführt hätten:

Antwortete, ihre Unterhaltung hätte sich in lateinischer Sprache abgespielt und er daher nicht entnehmen konnte, um was es sich gehandelt habe.

Befragt, wie oft sie übernachtet hätten, bis sie an das Ziel ihrer Reise gelangt waren:

Antwortete, man hätte ihm den Wagen nicht zu verlassen erlaubt und hätte nicht oft angehalten.

Befragt, was geschehen sei, als er an dem Ort der Hinrichtung angelangt war:

Antwortete, er sei in ein schwarz ausgeschlagenes Zimmer geführt worden, begleitet von seinen zwei Reisegefährten, wo man ihn zwei bis drei Stunden mit verbundenen Augen warten ließ, und hätte ihm dann einen armen Sünder zugeführt, der das Gesicht mit einem Schleier verhüllt hatte und von zwei ebenfalls verhüllten Klosterbrüdern begleitet war, nun sei ihm der Befehl gegeben worden, ihm den Kopf abzuschlagen, was er getan habe.

Befragt, was für ein Gewand die zwei Klosterbrüder trugen:

Antwortete, nur das Hemd und die Hosen gesehen zu haben, das

Gesicht wäre vom Scheitel bis zum Mund durch einen Schleier verhüllt gewesen.

Befragt, ob man ihm ein Urteil vorgezeigt hätte:

Antwortete: nein.

Befragt, was er als Entgelt bekommen habe:

Antwortete, drei Louisdors bekommen zu haben und daß sogleich dieselben Personen, die ihn geholt hatten, ihn in demselben Wagen zur Daumühl gebracht haben, wo sie ihn getroffen hatten.

Befragt, ob der arme Sünder sich gegen die Ungerechtigkeit, die ihm durch die Todesstrafe geschehen sei, nicht gewehrt habe:

Antwortete, daß er im Gegenteil sehr in sein Schicksal ergeben und zum Tode bereit gewesen sei.

Auf die Vorhaltung, daß er im höchsten Grade strafbar sei, eine solche Ausführung ohne unseren Anteil und Zustimmung durchgeführt zu haben:

Antwortete, daß er nicht in Abrede stellen könne, gefehlt zu haben, und deshalb um Verzeihung bitte.

Befragt, ob er wegen ähnlicher oder anderer Fälle nicht schon einmal bestraft sei:

Antwortete: nein.

Nach dem Verlesen des vorstehenden Verhöres, das ihm ins Deutsche übersetzt wurde: sagte aus, daß seine Antworten die Wahrheit enthielten, hat bei seinen Aussagen bestanden und sie unterzeichnet. So gezeichnet am Ende einer jeden Seite und am Schluß: Hieronymus Meuges, Philbert und J. Keller, Gemeindekanzlist mit Namenzug.

„Nach Kenntnisnahme des vorliegenden Verhörs verlange ich, nachdem was Jérôme Meuges aussagt wegen Verletzung seiner Pflicht, daß er ernstlich verwiesen und zu Gefängnishaft von einem Monat verurteilt wird. Geschehen zu Landau, am 7. April 1777. Gezeichnet: Schweighard, mit Namenzug."

„Verglichen, dem Original gleich befunden, rubriziert, gezeichnet und unterschrieben auf allen Seiten und am Schluß wie angegeben und von mir unterzeichnet, Gerichtskanzlist der Stadt Landau: Gezeichnet: S. Heller." Aus dem Beschwerdebrief des Abbé Philbert geht hervor, daß der milde Antrag des Staatsanwalts nicht angenommen und gegen den Henker nur mit vierzehntägiger Strafe vorgegangen wurde.

Wer das Opfer war und worin seine Sünde bestand, die er mit dem Tod von der Hand des aus dem Ausland herbeigeholten Scharfrichters bezahlen mußte, ist unbekannt. Die sechstägige Reise im Wagen könnte darauf hinweisen, daß der grausame Akt etwa in Frankfurt am Main vollzogen wurde. Die Begleiterscheinungen der Zeremonie deuten auf ein adliges Haus. Vielleicht ließe sich aus dem Datum des Todes noch heute feststellen, wer da mit kirchlicher Assistenz und mit geschulter Hand vom Beile gefällt wurde im Auftrage und auf Kosten einer Familienfeme.

DAS PANTHEON DES SCHRIFTTUMS

Geschrieben im Raum des Autorenkatalogs,
Berliner Staatsbibliothek

Es ist nicht einmal ein besonders großes Zimmer. Im Vergleich zum majestätischen Treppenaufgang, dem kuppelüberwölbten Riesenkreis des Lesesaales oder zu den unendlichen Avenuen mit den Büchergestellen wirkt der Raum, worin der Autorenkatalog der Preußischen Staatsbibliothek untergebracht ist, geradezu klein. 2600 Foliobände haben eben noch Platz, in vier Reihen übereinandergeschichtet, von denen man die oberste mit der Hand erreichen kann, ohne sich auf die Fußspitzen stellen zu müssen.

In diesem Raum ist der Ruhm der Welt und das Bemühen um den Ruhm alphabetisch eingerichtet, jede große publizistische Geltendmachung einer Idee, fast jedes Buch, fast jede Schrift, die irgendwo und irgendwann erschienen.

Seit Jahrhunderten wird in diese Bände unkritisch aufgenommen, was seit Jahrtausenden verfaßt worden ist, vom babylonischen Gilgamesch-Epos an, vom Deborah-Lied, von den Werken Hesiods bis zu jenen der Dadaisten und der Sur-Realisten.

Was sind da auch für Narren in diesen Katalogbänden beisammen! Kitscher und Mystagogen, Bohemiens und Literaturindustrielle, Streber und Denunzianten, Dichterlinge und Beckmesser, Apologeten und Lügner, Demagogen und Plagiatoren, Erpresser und Querulanten, Blaustrümpfe und Pornographen, Pedanten und Graphomanen, Ordensjäger und Hintertreppenromanciers, Epen-

schreiber und Kriegshetzer, eitle Druckkostenautoren und anonyme Feiglinge, die hysterischen Nonnen und die Effekthascher – die Schmierer aller Richtungen!

Und zwischen ihnen – wie sich's im Alphabet gerade trifft – die Dichter und Denker, die Reformatoren und Revolutionäre, die Forscher und Visionäre, die Neuerer und Künder, die Entdecker und Erfinder, die Synthetiker und Empiriker, die großen Magister aller Fakultäten!

Ein Friedhof für Tote, die noch lange leben werden, und für Lebende, die längst tot sind ... Wir aber dürfen's nicht entscheiden. Jeder kann von hier aus auferstehen – jeder Band ist bequem erreichbar ...

Vergilbt die Tinte mancher Eintragungen – der Katalog ist schon im Jahr 1811 begonnen worden. Generationen von Totengräbern des Ruhmes sind begraben, und immer kommen neue; von Tag zu Tag vergrößert sich der Friedhof.

Handschriftlich aufgenommen sind alle vor dem Jahr 1892 erschienenen Bücher, auch wenn die Staatsbibliothek sie erst nachher erworben hat oder erst jetzt erwirbt. Die Titel der neuen Werke schreibt man in der Reihenfolge des Eintreffens ab und läßt sie drucken in zwei Ausgaben, einer einseitig gedruckten für die öffentlichen Bibliotheken und einer zweiseitigen, im Handel erhältlichen („Berliner Titeldrucke"). An jedem Wochentag erscheint etwa ein Bogen mit diesem Verzeichnis, das in den Büros des Alphabetischen Bandkatalogs (so heißt der Autorenkatalog amtlich) und des tausendbändigen Realkatalogs zu Druckzetteln zerschnitten wird.

Der Bibliotheksbeamte weist dem Buchbinder den Platz an, wo der Zettel unter den Werken des gleichen Verfassers einzukleben ist, oder legt für den Autor handschriftlich eine neue Katalogseite an. Täglich bis neun Uhr, das heißt bis zur Stunde, da die Besucher kommen, sind die Buchbinder damit beschäftigt, die neuen Seiten einzuverleiben oder die Druckzettel.

Allerdings: das eingetragene Buch ist noch lange nicht verleihbar. Es muß erst gebunden werden und seine Standnummer bekommen; die bestimmt der Realienkatalog, denn die Werke selbst sind in den Regalen der fünfzehn Stockwerke hohen Magazine streng nach dem Inhalt geordnet. Goethes Gedichte stehen nicht neben Goethes

Dramen, sondern in der Abteilung „Deutsche Gedichte" usw. Nur im Autorenkatalog ist das Gesamtwerk jedes Verfassers beisammen.

Mancher hat nur ein kleines Bändchen geschrieben, und jeder kennt seinen Namen, die Werke manches Autors nehmen mehrere Seiten ein, und sein Name ist längst vergessen. Goethe, Voltaire, Luther, Friedrich II., Kant usw. füllen mit dem Titel ihrer Schriften und deren Neuausgaben ganze Folianten.

Die Buchungen, so viele Menschenalter auch seit ihrer Geburt vergangen sind, verleugnen Gebrechen ihrer Jugendzeit nicht. Eine Zeitlang müssen die Kataloge als eine Art Bibliographie gedacht oder die Eintragungen schon in dem Augenblick gemacht worden sein, da die Bestellung eines Buches eingeleitet wurde – die Aufnahme hat keine Standnummer, und das Werk ist überhaupt nicht vorhanden. Allgemein bekannte Namen wie Descartes, Defoe, Lamartine, Desmoulins oder Lafontaine finden sich nicht an der zugehörigen alphabetischen Stelle (bestenfalls ein übersehbarer Hinweis), sondern unter Cartes, Foe, Martine, Moulins oder Fontaine, weil die Vorsilbe als nicht zum Namen gehörig betrachtet wird.

Merkwürdigerweise sind Autoren, die nur unter ihrem Autorennamen geschrieben haben, nicht etwa mit diesem, sondern mit ihrem bürgerlichen Namen angeführt: Alfred Kerr, Roda Roda, Alfred Polgar, Lenau, Anastasius Grün und Novalis, selbst Lenin, Trotzki, Stalin usw. Wie sehr das die Nachschlagearbeit erschwert, geht zum Beispiel daraus hervor, daß sich unter Sinowjew der Hinweis „Zinowiew" findet, unter „Zinowiew" aber die Bemerkung „russ. Bolschewist, s. Apfelbaum (wirkl. Namen)". Bei Harden fühlt sich der Beamte sogar bemüßigt, allfällige Vorwürfe künftiger Schnüffler abzuwehren, indem er bemerkt, Harden sei der bürgerlich eingetragene Name, weshalb Hardens Schriften nicht unter „Witkowski" gebucht werden können.

Auch wer, bescheiden oder feige, seinen Namen auf einer Schrift verschwieg, geht in die Ewigkeit ein, wenn die Literarhistoriker seine Anonymität zu lüften vermochten. Gelang das nicht, so ist sein Werk doch vorhanden – einige hundert Bände bilden den Anonymenkatalog, der nach dem wichtigsten Hauptwort des Buchtitels geordnet ist.

Also alles ist da, mit vollem Namen Gezeichnetes, Pseudonymes

und Anonymes, sämtliche Gebiete des Wissens und der Kunst, des Pseudowissens und der Afterkunst, aus allen Zeiten, allen Staaten und allen Nationen – in diesem Zimmer Unter den Linden, das gar nicht groß ist.

DER FRAUENMÖRDER VON DER INSEL JUIST

Tragödie eines abenteuerlichen Idealisten

Soll das die Antwort auf die Frage sein, die ich mir wochenlang vorgelegt, auf die Frage nach dem Werden eines jungen Mannes, den ein afrikanisches Schicksal an meine Seite geweht hatte? Der erste Mensch, den ich kennenlernte, als ich in Algier landete, war Kurt Mayr-Lori. Er kam, da ihm ein gemeinsamer Freund meine Abreise nach Algier mitgeteilt hatte – meine Adresse hatte er im Schiffsbüro erfahren. Während heißer oder regnerischer algerischer Wochen waren wir beisammen, noch nach meiner Rückkehr sprach ich über ihn mit dem gemeinsamen Freunde, und vor einigen Wochen tauchte Mayr-Lori bei mir in Berlin auf, noch immer rätselhaft und fluktuierend, wie seine Vergangenheit gewesen, fuhr plötzlich, ohne Abschied, auf eine Insel bei Norderney, die Frage offenlassend, wie seine Zukunft sich gestalten werde. Soll das die Antwort sein? Diese Nachricht:

„Ein Leichenfund bei Juist, der auf einen Frauenmord schließen läßt, beschäftigt die Kriminalbehörden auch in Berlin. Am vergangenen Donnerstag wurde südlich der Insel eine unbekleidete weibliche Leiche, im Wasser treibend, gesichtet und gelandet. Am Strande lag ein blutbefleckter Hammer, angeschwemmt wurden später ein Unterrock, ein Handtuch. Beide waren mit Blut besudelt. Die Verletzungen an der Leiche lassen jedoch nicht erkennen, ob sie der Unbekannten bei Lebzeiten beigebracht worden sind oder ob sie vom Aufschlagen auf die Klippen herrühren. Nunmehr ist festgestellt, daß am Dienstag voriger Woche ein junger Mann, der sich Ingenieur Kurt Mayr-Lori nannte, mit dem unbekannten Mädchen, das er für seine Frau ausgab, von Norderney, wo er sich einige Tage mit ihr aufgehalten hatte, in einem eigenen Boote abgefahren ist. Abends war das Paar auf der Vogelinsel Memmert. An demselben

Tage, wo das Mädchen gelandet wurde, war der Mann mit seinem Boot in Norddeich angekommen. Dort verkaufte er das Boot und fuhr angeblich über Emden nach Berlin ab.

Die Ermittlungen der Kriminalpolizei ergaben nun, daß in Berlin in der letzten Zeit ein Mann wohnte, der sich Ingenieur Kurt Mayr-Lori nannte. Festgestellt wurde, daß dieser Mann verheiratet ist und daß seine Frau in Innsbruck wohnt. Er erzählte, daß er sich früher in Algier aufgehalten habe und dorthin zurück wolle. Ein siebenunddreißig Jahre altes, aus Züllichau gebürtiges Mädchen, Margarete Stephan, die als Stütze in der Jagowstraße in Stellung war und jetzt vermißt wird, hat nun Briefe hinterlassen, aus denen hervorgeht, daß sie mit ihrem Bräutigam, einem Ingenieur, nach Algier auswandern wolle. Die Stütze hat davon auch anderen erzählt. Dabei erwähnte sie, daß sie sich mit ihrem Bräutigam ein Boot kaufen wolle, um zunächst an die Nordsee zu fahren. Das gleiche hatte der Ingenieur Mayr-Lori erzählt. Mayr-Lori hat am 27. Juli eine Vier-Meter-Jolle aus starkem Holz gekauft. Höchstwahrscheinlich hat die Stütze, die über Ersparnisse verfügte und außerdem eine Hypothek verkaufte, das Geld dazu gegeben. Der Ingenieur ist am 1. August aus Berlin weggezogen und hat als Reiseziel zunächst die Nordsee und dann Algier angegeben. Mit dem gleichen Ziel hat die Stütze am 5. August ihre Stelle verlassen. Das in Norddeich verkaufte Boot ist nun als das in der Körnerstraße gekaufte festgestellt. Die gelandete Leiche ist aber nicht die der Margarete Stephan. Von dem Verbleib der Stephan ist noch keine Spur gefunden. In Berlin hat sich der Ingenieur viel mit Heiratsannoncen beschäftigt."

Kurt Mayr-Lori ist also flüchtig, und wenn man ihn fängt, wird er als Raubmörder sterben auf dem Schafott oder, was vielleicht schlimmer ist, im Gefängnis. Dann wäre allerdings die Frage nach dem künftigen Schicksal gelöst, der Stab über einen Menschen gebrochen, dessen Verbrechen nicht zuletzt darin bestand, mit abenteuerlichem Blut in eine Zeit geboren zu sein, deren viele Lügen er wortwörtlich glaubte.

Sproß einer österreichischen Adelsfamilie, einziger Sohn eines Diplomaten, der im Krieg als Offizier fällt, brennt er darauf, siebzehn, achtzehn Jahre alt zu werden, um auch ins Feld ziehen zu können. Der Friedensschluß und der Verkehr mit bayerischen

Jugendfreunden treiben ihn in die Reihen der Baltikumer, der Ruhrkolonnen und der Schwarzen Reichswehr, und sein Unglück will, daß er in dieselbe Kameradschaft mit den Mördern Erzbergers und später in die Gruppe der Mörder Rathenaus gerät; in der Untersuchung gegen beide Mörderbanden fällt sein Namen, er wird ausgeforscht und verhaftet, aber es stellt sich heraus, daß er mit den Bluttaten nichts zu tun hat, von der „Tat“ oft sprechen hörte, aber an ihrer Ausübung nicht beteiligt war. Wird freigelassen. Baut sich (er ist ein genialer Bastler, und wenn er auch den Ingenieurtitel nicht rechtmäßig erworben hat, so tut er es doch jedem Erfinder gleich) ein Boot, mit dem er das ganze Mittelmeer durchfahren will, von Spanien bis Asien. Den Fachleuten scheint es unmöglich, den Lebensklugen noch unmöglicher, denn Mayr-Lori hat kein Geld. Aber ihm gelingt es, nach mehreren Schiffbrüchen, Verhaftungen und Verfolgungen. Nur *ein* Mensch benimmt sich gut zu ihm, hilft ihm, sorgt für ihn, und dieser eine ist – ein syrischer Jude, was die hakenkreuzlerische Gesinnung des jungen Mannes gänzlich über den Haufen wirft.

Nach Wien zurückgekehrt, will er seine Photos in Redaktionen verkaufen und kommt auch in die Redaktion von Hugo Bettauer, der ihm – bevor er gleichfalls von einem Hakenkreuzler erschossen wird – seine Amateuraufnahmen abkauft. Und ein blutjunges Mädchen aus erstem Wiener Hause, in der Redaktion tätig, verliebt sich in Kurt, heiratet ihn, und sie beschließen, Europa zu umsegeln, sich durch Zeitungsartikel und photographische Aufnahmen ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Mit der Frau und einem Reisebuch, das für ihre Feuilletons als Vorbild dienen soll, segeln sie nun nach Asien und Afrika; das Buch, literarisch gefaßt, entmutigt sie. Das Boot havariert, wird gepfändet, in einem verlassenen Choleradorf, M'Rair, nördlich von Tuggurt, lebt das junge Ehepaar ohne einen Sou. In Europa lassen sie sich scheiden, aber gehen dann doch gemeinsam auf eine neue Afrikafahrt. Nach Algier kommend, in einem winzigen Hotelzimmer der Rue Constantine, beginnt nun Mayr-Lori Radioapparate zu bauen; sie sind besser als die einheimischen, aber das Material ist teuer und die Schwierigkeit groß, und als er Zulauf von Kunden bekommt, zeigt ihn die Konkurrenz als Spion an und schädigt auch sonst sein Geschäft.

Nun will er sich darauf werfen, im Choleradorf mit seiner Frau

und einem Freund einen afrikanischen Film zu drehen. Die Filmgesellschaften, an die er schreibt, antworten ihm, sie könnten ihm kein Kapital dazu zur Verfügung stellen, sind aber bereit, den Film abzunehmen, wenn er ihren Anforderungen entspricht. Der junge Mann nimmt diese Phrase, wie alles im Leben, für bare Münze, mit großer Mühe versucht er, sich einen Aufnahmeapparat zu leihen und Rohfilm zu beschaffen, als ihn die Filmleute, mit denen ich ihn unten zusammenbringe, eines Besseren belehren: wie vieler Technik, wie vieler operativer Tricks und Erfahrungen, welcher schauspielerischer Leistungen es bedarf, einen Film anzubringen. Mayr-Lori ist von neuem verwirrt. Er weiß so wenig von der Welt, deren Überlegenheit er einsieht. „Aber", sucht er sich zu rechtfertigen, „etwas bin ich doch in der Welt wert, denn ich habe Mut. Wenn jemand einen Freund von mir kränkt, so stoße ich ihm mein Messer in die Rippen." Man lächelt; und er fühlt, daß man lächelt.

Mit dem ersten Geld, das er nun verdient, schickt er seine ehemalige Frau nach Europa, mit dem zweiten kommt er selbst herüber. Sucht Arbeit, findet keine. Dann hört man, er sei mit einer Frau auf die Nordsee gefahren. Was wird aus dem jungen sympathischen Menschen werden, fragt man sich, der so ungestüm ist und sich so gar nicht in der Welt auskennt?

Man diskutiert und rät allerhand. Und jetzt lese ich in der Zeitung, daß er einen Raubmord beging.

SCHINDERHANNES-ANEKDOTEN

In der Popularität, deren sich Johannes Bückler aus Kirschweiler im Saargebiet, genannt „Schinderhannes", der nunmehr von Zuckmayer dramatisierte, zu Lebzeiten und noch mehr als hundertfünfundzwanzig Jahre nach seiner Guillotinierung bei allen denen zu erfreuen hat, die von seinen dreiundfünfzig Räubereien und von den mörderischen Roheiten seiner Bande nicht betroffen waren, äußert sich – wenn auch unbewußt – das Verständnis des Volkes für einen, den Milieu und Zeitverhältnisse aus der bürgerlichen Gemeinschaft geworfen, zu einem Räuber und allmählich zu etwas wie einem Rebellen gemacht hatten.

Goethes „Kampagne in Frankreich" gibt uns eine Illustration

dazu, wie die von den deutschen Fürsten und den französischen Emigranten betriebene Verleumdung der Französischen Revolution, des „Pariser Greuelvolkes", statt abzuschrecken nur zu Ausschreitungen reizte und wie die gegen die neue Republik ausgesandte Interventionsarmee mitsamt ihren aristokratischen Offizieren Plünderungen und Gewalttaten verübte. Hernach, als Bonapartes Karriere alle Menschenmaße überschritt, durfte manche erfolgreiche und mutige Person glauben, daß auch in ihrem Gärtchen die Bäume in den Himmel wachsen würden.

In den deutsch-französischen Grenzlanden, wo Schinderhannes hauste, galt zudem der Widerstand gegen die Obrigkeit vor allem als Widerstand gegen die *französische* Obrigkeit, also als nationale Tat, und wirklich sehen wir auch in der Entwicklung der Schinderhannesschen Räubertaten eine immer stärkere Betonung dieser national-sozial-romantischen Seite seiner „Mission", die in einer apokryphen Handschrift des Räubers so ausgesprochen wird: „Schinderhannes führt nur Krieg gegen Reiche, Juden und Franzosen, die Obersteiner Handwerker und Hausierer haben nichts von ihm zu fürchten."

Sein Antisemitismus richtete sich vor allem gegen die linksrheinischen jüdischen Räuberbanden, die damals, von dem sagenhaften Jacob Moyses in Groningen (Holland) und dessen Schwiegersohn Abraham Picard dirigiert, in der Gegend um Rhein und Hunsrück ihr Unwesen trieben. Schinderhannes begriff nicht, daß aus ähnlichen Gründen wie die Abdeckersleute, denen er wie sein ebenso sagenhafter und ebenso populärer österreichischer Kollege Grasel (mit dem Bückler nur als Kind in Ölmütz zusammengekommen ist) und viele andere Räuber angehörten, auch Juden seinerzeit durch die allgemeine Ächtung und die notgedrungene Abgesondertheit ihrer Wohnstätten zu ihrem ungesetzlichen Treiben gekommen waren.

Übrigens hatten sich gerade in jenen Landstrichen die Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges durch mehr als vier Menschenalter erhalten, Marodeure und Schnapphähne kümmerten sich den Teufel darum, daß längst der Westfälische Frieden geschlossen war. Schmuggelei galt von eh und je dem Grenzbewohner als landesübliche Einnahmequelle, zwischen einem Diebstahl von Pferden, Rindern, Schweinen und Geflügel und einer Requisition der gleichen Tiergattungen waren viel zu feine Unterschiede, als daß sie der

Bauer hätte würdigen können, und Wilddiebstahl hat noch niemals in den Bergen als entehrend gegolten. Daß der junge Hannes wegen solcher Delikte (vor allem aber wegen des Wegtragens von Fellen ungeborener Kälber, auf die die Abdeckersleute ein Besitzrecht hatten) eingesperrt und auf dem Marktplatz von Kirn schimpflich gestäupt worden war, brachte ihn in prinzipielle Abwehrstellung zur Obrigkeit.

Er war subjektiv unschuldig. Und als unschuldig empfand ihn das Volk, auch lange nachdem das „Tribunal criminel spécial" im Akademiesaal des vormals kurfürstlichen Schlosses, von demselben Podium aus, auf dem vorher Wolfgang Amadeus Mozart für seine neuen Kompositionen die jubelnde Huldigung der Mainzer entgegengenommen hatte, den „Jean Bückler dit Schinderhannes et soixante sept complices" schuldig gesprochen hatte und nachdem ihm auf der Höhe von Weisenau das Fallbeil den Kopf vom Rumpfe getrennt.

Noch lange lebten die Bänkelsänger von der Verherrlichung seiner „Moritaten", die Räuberromane, deren Bibliographie Curt Elwenspoek in seinem „Schinderhannes, der rheinische Rebell" gegeben hatte, blühten um die Person des deutschen Rinaldo Rinaldini, und in der Familie des jungen Mainzers Carl Zuckmayer sind noch Überlieferungen aus dem Prozeß erhalten, die den Dichter schon vor Jahren zu einer großen Ballade und nun zu dem großen Schinderhannes-Drama getrieben haben.

Der Tropfen Salböls, ohne den es nichts Gültiges gibt, ist der Humor. Schinderhannes besaß ihn, er war der Urheber vieler Anekdoten, und um sie rankten sich andere: erfundene. Schon als Knabe brachte Hannes die Laune auf, einem Lohgerber zu Meisenheim bei Kreuznach einige Ballen Leder durchs Fenster zu stehlen und dann von der Straße aus in die Werkstätte zu treten, um dem Meister die Ware als gestohlenes Gut zum Kaufe anzubieten. Der Gerber erstand die billigen Ballen, ohne zu ahnen, daß sie eben seinem eigenen Lager entnommen worden waren.

Auf der Landstraße bei Koblenz zwang Schinderhannes mit seinem Komplicen Christian Reinhart, dem „Schwarzen Jonas", eine hochherrschaftliche Karosse, in der der alte Marquis de la Ferrière saß, zum Halten, nötigte durch vorgehaltenes Pistol den

Chevalier, mit Schinderhannes die Kleider zu tauschen, der Schwarze Jonas zieht die Livree des Kutschers an, und nun fahren die beiden Räuber in eleganter Aufmachung nach Ems, wo der Abdeckersprößling und Wegelagerer die für den Chevalier reservierten Fürstenzimmer im Hotel „Mainzer Hof“ bezieht. Die Staatskalesche verkauft er um dreihundertfünfzig Taler zwei Polizeibeamten, die in ihr weiterreisen und alsbald verhaftet werden, da die Anzeige des Herrn de la Ferrière bereits an alle Poststationen gelangt ist. Chevalier Schinderhannes ist aber längst über alle Berge ... Während des Untersuchungsverfahrens zum großen Kriminalprozeß fragte der öffentliche Ankläger Keil den Hauptangeklagten, welche von seinen Taten ihm am meisten Spaß gemacht. Darauf hat der Schinderhannes „mit außerordentlicher Selbstzufriedenheit und unter einem beständigen Lachen“ von einem Überfall erzählt, den er im Jahre 1800 bei Schloß Böckelheim an der Nahe mit zwei Komplicen auf nahezu dreißig zum Markte ziehende Kaufleute unternommen. Die Taschen der Marktfahrer wurden von Schinderhannes untersucht, der inzwischen sein geladenes Gewehr von einem der Überfallenen, dem greisen Jakob Meisenheim, halten ließ. Um sich zu vergewissern, ob nicht in ihrem Schuhwerk Banknoten versteckt seien, wurden die Kaufleute gezwungen, die Stiefel auszuziehen, die Schinderhannes auf einen Haufen warf. Als sie sie nun wieder anziehen wollten, entspann sich, da keiner seine Fußbekleidung herausfinden konnte, eine Katzbalgerei, in deren Verlauf die Räuber unverfolgt entweichen konnten. „Wir bemerkten ihm“, so gibt der öffentliche Ankläger an, „daß es äußerst unvorsichtig gewesen, seine geladene Büchse einem der Beraubten in die Hände zu geben: Schinderhannes versicherte uns aber, er habe deswegen nichts zu befürchten gehabt, weil er allein die Handgriffe gewußt, durch die sie losgedrückt werden konnte.“

Einem geizigen Pfarrer, der allen Warnungen vor dem berüchtigten Räuber mit Geringschätzung begegnete und der eines Tages auf prächtigem Pferde durch ein kleines Gebüsch ritt, lauerte Schinderhannes folgendermaßen auf: Er hatte seine Beine mit Leinwand umwickelt, als ob er ein Krüppel wäre, und zwei Krücken auf einen hohen Baum gehängt. Da nun der hochwürdige Herr naht, bittet ihn mit herzzerreißender Miene der arme Mann am Wege, ihm doch die Krücken zu holen, die ihm lose Buben ins Geäst gehängt. Der

Geistliche steigt vom Pferde und klettert den Baum hinauf – Schinderhannes bricht schnell die unteren Äste ab, damit nicht herabgeklettert und Verfolgung herbeigeholt werden könne, und reitet davon, seine vielen Pferdediebstähle solcherart um einen vermehrend. („Ich habe", rühmt er sich schon als Zwanzigjähriger, „zeit meines Lebens so viele Rosse gestohlen, daß ich damit eine Schwadron ausstaffieren könnte!")

Viele andere über ihn kursierende Geschichten, wie die von einem armen Liebespaar, dem er die Mitgift schenkte, von einer jungen Bauernmagd, die er, ihren Korb tragend, durch den Wald begleitete, um sie vor einem befürchteten Überfall des Schinderhannes zu schützen, und dergleichen werden uns auch von anderen als edelmütig dargestellten Räuberhäuptlingen überliefert und dürften Phantasieprodukte sein.

Gewiß aber ist, daß Schinderhannes einen guten Einfluß auf seine meist blutgierigen und tierisch rohen Banditen ausgeübt hat, daß er Menschenleben schonte, daß er, vom Gericht über seine Liebschaften befragt, eine vorbildliche Diskretion walten ließ und daß er erst in dem Augenblick in die Hände der Justiz geriet, als er sich vom Verbrecherleben abzuwenden versuchte. Er hat sich also in gewissem Sinne Nachruhm und Ehrenrettung verdient.

GESANDTENMORDE – UND IHRE FOLGEN

Der Mord an Cena Beg, dem albanischen Gesandten für Jugoslawien und die Tschechoslowakei, zieht immer weitere weltpolitische Kreise, und die Regierungen in Belgrad und Rom lassen einander durch die Presse Beschuldigungen traditionellen Meuchelmordes ins Gesicht werfen. Wohl behauptet der nach dem Prager Attentat verhaftete Mörder Alkibiades Bebi, seine politische Tat habe nur bezweckt, die Person Cena Begs zu beseitigen, der (im Gegensatz zum albanischen Staatspräsidenten Achmed Bey Zogu) eine antifaschistische, antiitalienische und serbenfreundliche Politik betrieben habe; aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß es den Hintermännern des Attentats um mehr, um eine Zuspitzung des gegenwärtigen Balkankonfliktes zu tun gewesen ist.

Oft genug in der Geschichte entstanden Kriege und Kriegsgefah-

ren aus der Tatsache, daß an einem Gesandten, dem offiziell Unverletzlichkeit gewährleistet ist, ein inoffizieller Mord begangen wurde. So ist der im Jahre 1741 ausgebrochene russisch-schwedische Krieg auf einen solchen Diplomatenmord zurückzuführen, in dessen Tatbestand, auch wenn man ihn in einem einzigen Satz zusammenzufassen versucht, das ganze aufgewühlte Europa jener Zeit zu finden ist: Der schwedische Geschäftsträger bei der Pforte, Major Malcom Sinclair, wurde, als er trotz der Warnung eines griechischen Agenten und eines italienischen Arztes mit dem französischen Kaufmann Coutourier aus Konstantinopel durch das Fürstentum Moldau, die Woiwodschaft Kiew, das Königreich Polen und die österreichische Provinz Schlesien reiste, bei Christianstadt in der Lausitz, also auf kursächsischem Gebiete, von zwei russischen Offizieren polnischer Nationalität, die ihm aus Breslau nachgereist waren, in einem Gebüsch erschossen, niedergesäbelt; aus seinem Koffer entwendete man die diplomatische Post. Obwohl der Zar selbstverständlich versicherte, zu diesem Morde keinen Auftrag gegeben zu haben, erklärte ihm König Friedrich von Schweden den Krieg mit der Begründung, der russische Hof habe „an den Major Sinclair, da selbiger in Ihre Königliche Schwed. Majestät und des Schwedischen Reiches Verrichtungen mit behörigen Pässen versehen, einen vorsätzlichen Mord verübet und dessen bei sich habende, die Reichsangelegenheiten betreffende Briefe und Schriften wegrauben lassen“.

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts erregte der Rastatter Gesandtenmord, begangen am 28. April 1799 an drei Ministern der französischen Republik, ein großes Aufsehen, sosehr auch die Großmächte jede Erörterung dieses Vorfalles zu unterdrücken wünschten – noch heute sind die Berichte nicht erschlossen, die der österreichische Gesandte Graf Cobenzl an den Kabinettsminister Grafen Colloredo mit dem Bemerken sandte, es wäre nicht gut, wenn „tant de gens“ (zuviel Leute) Einsicht in diese Darstellung nehmen würden. Der Rastatter Kongreß tagte bereits anderthalb Jahre, um die Grenzen zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche festzusetzen. Von französischer Seite waren als Minister die Bürger Bonnier d'Arco, Jean Debry und Claude Roberjot delegiert. Die aristokratischen Diplomaten der alten Staaten beklagten sich bitter, mit Bürgern, Königsmördern und Republikanern an einem

Verhandlungstisch sitzen zu müssen; „ich würde es“, schrieb zum Beispiel Cobenzl, „meinem ärgsten Feinde nicht wünschen, verurteilt zu sein, mit Leuten wie die, mit denen ich jetzt zu tun habe, verhandeln zu müssen, ohne ihnen den Stock weisen zu dürfen“. Nun, man durfte den Bürgern nicht den Stock zeigen, mußte mit den Republikanern verhandeln. Als aber, den Beratungen zum Trotz, Feindseligkeiten im Rheingebiet begannen, erhielten die drei verhaßten Ambassadeure von österreichischer Seite den schriftlichen Befehl, binnen vierundzwanzig Stunden den Bezirk der diesseitigen Armee zu verlassen.

Obwohl sie sofort am Nachmittag in ihrem Wagen aus der Stadt zu fahren versuchten, wurden sie nicht herausgelassen, und sie konnten erst in dunkler Nacht, ohne daß ihnen eine bewachende Begleitung bewilligt worden wäre, ihre Abreise vollziehen. Kaum waren die Kaleschen zweihundert Schritt hinter die Georgi-Vorstadt gekommen, als sie von fünf bis sechs Leuten (die möglicherweise von französischen Emigranten befehligt wurden), anscheinend Székler Husaren, überfallen, aus dem Wagen gezerrt und in furchtbarer Weise niedergemetzelt wurden. Roberjot lag mit den Beinen halb unter dem Wagen, wälzte sich noch herum und hob wie bittend die Hände empor, so daß seine Frau, trotz ihres wahnsinnigen Entsetzens, dies bemerkte und auf ihn hinwies: „Mein Mann ist nicht tot, bitte, rettet, rettet ihn.“ Dadurch wurden die Angreifenden erst aufmerksam, daß ihr Opfer noch Lebenszeichen von sich gebe, und ein Husar machte ihm mit ein paar letzten Schlägen den Garaus. Dann ging es ans Plündern der Habseligkeiten, die die Toten und die Lebenden an sich trugen. Madama Roberjot ließ alles mit sich geschehen, sie fiel aus einer Ohnmacht in die andere und rief, als sie wieder zu sich kam, schmerzvoll die Worte aus: „Man hat ihn vor meinen Augen zerstückelt!“ Von den Überfallenen hatte sich nur Debry zu retten vermocht und erstattete vor dem Pariser Konvent Bericht über die Vergewaltigungen des Völkerrechtes, welche sich die Österreicher gegen die französische Friedensdelegation fortgesetzt zuschulden kommen ließen und von denen der Meuchelmord an den Gesandten nur den längst vorbereiteten letzten Akt darstellte. Obschon die preußischen Delegierten voll Empörung diese Schuld Österreichs bestätigten, lehnte es Kaiser Franz ab, sich gegen „pöbelhafte Anwürfe von Republikanern“ zu verteidigen.

Als zehn Jahre später der königlich großbritannische außerordentliche Gesandte am Kaiserhofe in Wien, Sir Benjamin Bathurst, auf seiner Rückreise nach London spurlos verschwand und kein Zweifel darüber bestehen konnte, daß er in Perleberg in der Mark am 25. November 1809 durch die Hand von Meuchlern ums Leben gekommen sei, glaubte die politische Welt, daß hier eine französische Revanche für den Rastatter Gesandtenmord vorliege und daß die Tat in ähnlicher Weise verübt worden sei wie jene an dem schwedischen Major Sinclair. Napoleon wurde beschuldigt, er habe den englischen Diplomaten, der eben in Wien Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um Österreich zur Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich zu bewegen, einfach um die Ecke bringen lassen. Wiewohl Napoleon der Lady Bathurst, die bei ihm in Audienz erschien, sein Ehrenwort gab, von der ganzen Angelegenheit nichts zu wissen, hat sich der Vetter des Verschwundenen, der britische Kriegsminister Lord Harry Bathurst, später an dem Kaiser gerächt, indem er diesen auf St. Helena den brutalsten Schikanen aussetzen ließ.

Erst im Jahre 1852 fand sich in einem Hause in Perleberg ein im Keller vergrabenes Skelett mit klaffender Wunde im Hinterkopf, und aus diesem Funde ließ sich schließen, daß der Besitzer des Hauses, ein Dienstknecht namens Mertens, den Lord hinter dem Posthause in räuberischer Absicht getötet und den Leichnam verscharrt hat.

Im zwanzigsten Jahrhundert sind zwei Gesandte Deutschlands auf ihrem Auslandsposten durch Mörderhand ums Leben gekommen: Am 16. Juni 1900 wurde der deutsche Botschafter Clemens von Ketteler in den Straßen von Peking durch aufständische Boxer getötet, was zur Entsendung eines internationalen Detachements nach China zur Besitznahme von Kolonien, zur Errichtung eines Sühnedenkmals für den Ermordeten und zur Entsendung eines chinesischen Sühneprinzen Anlaß gab.

Im Winter 1917 wurde in der Halle des deutschen Gesandtschaftshauses in Moskau der Botschafter Graf Mirbach von einem Mitgliede der Partei „Linke Sozialrevolutionäre" erschossen. Der Attentäter beabsichtigte, dadurch zu innerpolitischen Verwicklungen und einer außenpolitischen Intervention gegen Rußland den

Anstoß zu geben, aber diese Absicht wurde durch die sofortige Verhaftung des Täters und die Aufdeckung des Komplottes vereitelt.

Im Jahre 1923, am 10. Mai, wurde während der Lausanner Konferenz der Gesandte Sowjetrußlands in Rom, Wazlaw Worowski, von der Kugel eines Faschisten niedergeknallt; die milde Strafe, die der Mörder fand, gab Anlaß zu dem Beschluß Rußlands, die Schweiz zu boykottieren und jede Beschickung des Völkerbundes abzulehnen, solange dieser in der Schweiz tage; erst in diesem Jahre hat die Schweizer Regierung, die es während der vergangenen vier Jahre an diplomatischen Schritten nicht fehlen ließ, unternommen, eine Aufhebung dieses Beschlusses zu erzielen.

Mit einem milden Urteil, begründet durch Minderjährigkeit, kam auch der polnische Attentäter davon, der im Juni dieses Jahres den Sowjetgesandten in Polen Wojkow erschossen hat, als dieser die Leiche des in London verstorbenen Gesandten Krassin bei ihrer Transportierung nach Moskau auf dem Warschauer Bahnhofe erwartete.

In diesen letzten Fällen von Gesandtenmorden sind dem durch den Weltkrieg gewitzten Europa kriegerische Folgen erspart geblieben, und auch das Prager Attentat wird trotz der gereizten Kontroverse zwischen Italien und Jugoslawien nicht unmittelbar in einen neuen Krieg ausmünden; immerhin aber zeigt die Wirkung einer solchen Tat, wie das europäische Gleichgewicht beschaffen ist, wie jeder Heißsporn die hübschesten Bestimmungen des Völkerrechtes über den Haufen schießen und wie jeder angestiftete Nationalist internationale Katastrophen hervorrufen kann.

DER INFORMATOR HARDENS

Wer stand hinter Arnim- und Eulenburg-Prozeß?

Mit Maximilian Harden, dem großen deutschen Publizisten von Leidenschaft und Bildung, sinkt der Mann ins Grab, der, wenn er dazu geneigt gewesen wäre, persönliche Erinnerungen zu geben vermochte über die geheimnisvolle Spukgestalt des deutschen Kai-

serreichs: Über den Geheimrat Baron Holstein, Vortragenden Rat im Auswärtigen Amt.

Als vor einem Menschenalter Maximilian Harden mit genauen Informationen gegen die verderblichen Einflüsse am deutschen Kaiserhof, gegen die süßlich-feminine Männerumgebung Wilhelms II., gegen die Liebenberger Tafelrunde loszog und der Eulenburg-Prozeß die Stellung des Kaisers erschütterte, wußte man, obwohl der Name nicht genannt wurde, daß Baron Holstein, die graue Exzellenz, Hardens Informator gewesen. Ja, man hatte schon, bevor die Veröffentlichung erfolgt war, diesem geheimnisvollen Geheimrat derartige publizistische Racheakte zugetraut, und das war auch einer der Gründe, weshalb sich Holstein trotz seiner offenkundigen Abneigung gegen den jungen Kaiser und gegen alle Nachfolger Bismarcks so lange im Amte hielt. Als Graf Philipp Eulenburg ihn trotzdem (unter der Kanzlerschaft des Fürsten Bülow) zu stürzen versuchte, platzte in Hardens „Zukunft" die Höllenmaschine...

Bismarck selbst war nicht geneigt gewesen, sich des gefährlichen Mitarbeiters zu entledigen, der nicht nur den großen menschlichen Fehltritt Bismarcks verschuldet hatte, sondern auch fähig war, diesen Fehltritt der Öffentlichkeit zu enthüllen. Es handelte sich um den Fall des Botschafters Arnim, des neben Bismarck weitaus überragenden Kopfes des neuen Deutschen Reiches.

Graf Harry von Arnim war seines Pariser Botschafterpostens enthoben, wegen Aktendiebstahls angezeigt und vom Gericht zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt worden, die in zweiter Instanz auf neun Monate Gefängnis herabgemildert wurden. Arnim hat die Strafe nicht angetreten, aber die Schmach nicht überlebt. Bismarck sagt darüber in seinen „Gedanken und Erinnerungen": „Dieses Erkenntnis würde ich nur dann für adäquat gehalten haben, wenn der Verdacht erwiesen gewesen wäre, daß der Verurteilte seine Verbindungen mit dem Baron Hirsch benutzt hätte, um die Verzögerung der Ausführung seiner Instruktionen Börsenspekulationen dienstbar zu machen... Der erwähnte Verdacht ist aber meinerseits nicht ausgesprochen worden, obschon er dem Auswärtigen Amte und der Hofgesellschaft durch Pariser Korrespondenzen mitgeteilt worden war."

Börsenspekulationen in der Pariser Gesandtschaft? Und mitge-

teilt durch Pariser Korrespondenzen? Jawohl. In der Pariser Botschaft hatte jemand große Börsenspekulationen unternommen, das ging aus verschiedenen Manövern eines Berliner Bankhauses hervor, und aus dem Pariser Botschaftspalast hatte auch jemand Korrespondenzen gegen den Grafen Arnim an Bismarck gesandt. Diese Berichte stammten, wie im Laufe des Verfahrens klar wurde, von Botschaftsrat Holstein, daß aber auch die unlauteren Börsengeschäfte von keinem andern als von ihm getätigt worden waren, ahnte niemand. Das stellte sich erst lange nach seiner Pensionierung, lange nach seiner publizistischen Rache, lange nach seinem Tode heraus, erst im Jahre 1925, als ein Bankhaus die Aufträge Holsteins der Öffentlichkeit zugänglich machte.

Nun war es auch ziemlich klar, daß jener Aktendiebstahl, der dem Grafen Arnim das Genick gebrochen, kein Aktendiebstahl, sondern eine Aktenunterschiebung gewesen war. In der Gerichtssitzung vom 14. Dezember 1874 erklärte der Staatsanwalt: „Der Angeklagte (Arnim) sagte im Anfange: ‚Ich habe die Akten nicht'; nachher sagte er: ‚Es wäre möglich, daß sie verlegt sind'; dann sagte er wieder: ‚Ich habe alles untersucht und umgekehrt, es ist aber nichts zu finden', und schließlich zeigte er an (darüber gingen Monate ins Land), er habe nichts weiter gefunden, als was er eingereicht habe. Nun findet der Angeklagte jetzt, nachdem die Anklage erhoben war oder erhoben werden sollte, von diesen Schriftstücken eine Anzahl in einem Schreibtisch, der in seiner Abwesenheit in Paris eingepackt und demnächst hier ausgepackt worden ist. Ich halte diese Angabe nicht für glaubhaft."

Der Verteidiger machte sofort geltend, daß kein anderer als der Botschaftsrat von Holstein, der im Besitz des Schlüssels zum Archivspind war, in Paris die Nachforschungen nach den fehlenden Schriftstücken veranlaßte. Herr von Holstein habe dem Grafen Arnim im Jahre 1873 gestanden, hinter seinem Rücken an das Auswärtige Amt Berichte über ihn erstattet zu haben, welche die Verstimmung zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Arnim gesteigert hätten. Infolgedessen wurde der Baron Holstein vorgeladen:

„Vorsitzender: Nun, da wir von dem Schlüssel gesprochen haben, so muß ich Sie auch darüber befragen: Der Schlüssel ist Ihnen also zugänglich gewesen?

Herr von Holstein: Ich habe ihn vorübergehend in Händen gehabt, aber nicht mit nach Hause genommen wie der Missionschef oder der Geschäftsträger, welche ihn immer bei sich getragen haben.

Vorsitzender: Nun muß ich noch die Frage daranschließen: Sie haben nichts aus dem Archiv entnommen?

Herr von Holstein: Nein.

Vorsitzender: Sind Sie bereit, das zu beschwören?

Herr von Holstein: Ja."

Ja, Holstein war bereit, das zu beschwören! Und Graf Arnim, der fähigste Kopf der deutschen Diplomatie, wurde zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt – ein Richterspruch, den Bismarck nur für den Fall als berechtigt bezeichnete, daß Arnim Börsenspekulationen betrieben haben sollte. Baron Holstein aber, der Amtsmißbrauch und Börsenspekulation wirklich verübt hatte, erhielt keine Strafe, avancierte, hielt die Macht der deutschen Außenpolitik in Händen und schmuggelte weiterhin Kassiber aus seinem Büro, in denen sein Bankier Weisungen erhielt, für welche Papiere die Lage günstig und für welche sie ungünstig sei.

Das aber war es nicht, was Holstein, die „Exzellenz mit den Hyänenaugen", zu Fall brachte. Ihn stürzte seine Abneigung gegen Wilhelm II., in dem er den Feind seines Protektors Bismarck mit erstaunlicher Unverhohlenheit haßte, ihn stürzte sein Fernbleiben von gesellschaftlichen Mummereien am Hofe, ihn stürzte seine Verachtung für die romantisch-kitschig-wortberauschte Clique, in deren Händen sich der Kaiser befand. Und als Holstein fiel, wollte er diese ganze faule Gesellschaft mit sich reißen. Er trat den Weg an, den schon Bismarck befürchtet hatte und den ihm auch Bismarcks Nachfolger zutrauten, den Weg der Enthüllung. Nächtlicherweile schlich er zu Maximilian Harden und brachte ihm die Wahrheit über den deutschen Kaiserhof. Die Veröffentlichung schlug wie ein Blitz ein, und einen Augenblick lang schien es, als ob Wilhelm II. dem Thron entsagen müßte. Es kam nicht dazu. Denn der Angreifer, der noch viel anderes wußte, blieb im Hintergrund, er hatte Ursache, für sich das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen, er verstummte. Wäre er ein unanfechtbarer Charakter gewesen, er hätte gesprochen und den Sturz jener phrasen- und machtberauschten höfischen Politik beschleunigt, die den Weltkrieg, das größte Unheil der Menschheit, nicht verhindert hat und von Versailles nach Versailles führte.

RASPUTINS ERMORDUNG

Die Bluttat im Jussupowschen Palast zu Petersburg
Zur Piscator-Premiere

Die mittelalterliche Mystik, die Atmosphäre eines absolutistischen Kaiserhofes, die Tatsache, daß ein sibirischer Mönch von russischen Großfürsten gemeuchelt worden war, haben bewirkt, daß der Tod des Wunderpriesters Rasputin ein beispielloses Interesse auslöste, obwohl sich in den millionenfachen Einzelschicksalen des Weltkrieges tragischere Momente häuften. Kaum haben sich jemals um einen Abenteurer so viele Gerüchte, so viel Tratsch und Klatsch gesponnen, und selbst der Mörder, der das Opfer mit heimtückischer Freundlichkeit eingeladen hatte, lügt in den an die „Sunday Chronicle" verkauften Memoiren „How I killed Rasputine" (Wie ich Rasputin tötete) seine Rolle großsprecherisch um: hatte er nach der Tat in einem Brief an die Zarin jeden Anteil an dem Mord geleugnet, so rühmt er sich nun, im sicheren Ausland, einer Initiative und einer Tatkraft, die er nicht besessen.

Nach dem Umsturz hat der Historiker Schtschegolew viele Aktenstücke über den von Mitgliedern des Zarenhofes an dem Günstling des Zarenpaares verübten Mord aus den Archiven ans Tageslicht gezogen und ihnen gemeinsam mit dem Dichter Alexej Tolstoi eine dramatische Fassung gegeben, die nun in der Piscator-Bühne zur Berliner Uraufführung gelangt ist.

Aber in einem Drama läßt sich nicht der ganze unheimliche Einfluß des lebensgierigen und unersättlich frauenhungrigen Asiaten Grigori Jefimowitsch Rasputin erfassen, der ohne Zweifel mit einer ungewöhnlich starken Dosis von Bauernschlauheit begabt war, überlieferte Heilmittel kannte und in seiner nicht von Schulen und Erziehungsmethoden verdorbenen Natur die politische Situation besser durchschaute als alle Höflinge, Minister, Generale und der Heilige Synod. Daß er ein Deutschenfreund gewesen oder gar ein vom Kaiser Wilhelm bezahlter Agent, haben ihm seine Feinde nur angedichtet, sicherlich aber war er ein Gegner des Krieges und hätte den Einfluß, den er auf die Zarin seit der vermeintlichen Heilung des Thronfolgers besaß, immer stärker in der Richtung des Friedens geltend zu machen gewußt.

Schon das allein mußte ihm den Haß aller jener Hoheiten und

Exzellenzen zuziehen, die ihre Frontdienste in Petrograd leisteten und täglich mehr an Titeln, Orden und vor allem an Geld gewannen.

Die Minister, die Grigori Jefimowitsch Rasputin gestürzt hatte, um seine Günstlinge zu ernennen, die Großfürsten, die von dem „hergelaufenen Muschik" beiseite geschoben wurden, die Generale, die einen Sonderfrieden zu fürchten hatten, waren schon lange vor jenem 16. (30.) Dezember 1916 bemüht, eine Mordatmosphäre gegen Rasputin zu schaffen. Am Tage, da in Sarajevo der österreichische Thronfolger getötet wurde, fand auch in Rußland gegen den Mann, der neben dem Kaiser der mächtigste war, ein Attentat statt: die geistesgestörte Prostituierte Konja Giussewa, von einem Aktionskomitee erbitterter Kleriker gedungen, stieß am 28. Juni 1914 dem Starez Rasputin ein Messer so tief in den Unterleib, daß der Verwundete wochenlang zwischen Leben und Tod schwebte. Auch die beiden letzten Innenminister der Vorkriegszeit, Maklakow und Chwostow, hatten ziemlich genaue Mordpläne ausgearbeitet, die aber nicht zur Ausführung kamen, weil immer irgendein Mitwisser den Verrat für sicherer als die Mitwirkung hielt.

Fürst Felix Felixowitsch Jussupow (er soll sich übrigens gegenwärtig in Berlin aufhalten und der Premiere in der Piscator-Bühne beigewohnt haben) konnte durch einen Verrat der großfürstlichen Attentatspläne nichts gewinnen und durch die Teilnahme an dem Meuchelmord nichts verlieren. War er doch ein angeheirateter Neffe des Zaren, und hatte er sich doch überdies noch seines ihm in vieler Beziehung hörigen Freundes, des Großfürsten Dimitri Pawlowitsch, gesichert, der als Mitglied der Zarenfamilie außerhalb des Gesetzes stand. Fürst Jussupow fühlte sich geradezu gedrängt, den Willen aller Großfürsten zu vollstrecken, denn er galt in ihren Augen immer noch als Parvenu, als der Enkel eines Kleinadligen, der mit großer Mitgift den Grafentitel erlangt hatte, während Felix' Vater mit noch größerer Mitgift den Namen und Fürstentitel seiner Gattin, Jussupow, zugesprochen bekam. Der Enkel hatte bereits die Nichte des Zaren, Irina Alexandrowna, zur Frau und besaß einen der herrlichsten Paläste Petrograds, das säulengeschmückte Riesenschloß, das vor zweihundert Jahren Giacomo Guarenghi für die Fürsten Jussupow an der Mojka, dem schönsten Canale im Nordischen Venedig, erbaut hatte. Hier wollte Felix Felixowitsch, der

wegen nachlässiger Versponnenheit in Oscar Wildesche Ideale bespöttelte Snob, der junge Fürst, der seinen Stammbaum als plebejisch empfand, durch eine heroische Tat seine Opferfreudigkeit für die von einem Bauern kaltgestellte Familie der Romanows beweisen ...

Nachdem er sich wochenlang bemüht, das Vertrauen Grigori Jefimowitschs zu erlangen und den Haß zu verbergen, den er gegen den Mönch hegte, weil dieser abfällig über Aristokraten sprach, lud er ihn unter dem Vorwand, daß seine erkrankte Frau ihn kennenzulernen wünsche, in sein Haus ein. In Wirklichkeit war die Großfürstin Irina gar nicht in Petrograd, sondern weilte zur Erholung auf einem Schloß in der Krim.

Viele Umstände deuten darauf hin, daß sich Rasputin ganz besonders auf das Beisammensein mit der schönen Großfürstin freute, auf die ihr Gatte in keiner Weise eifersüchtig war. Sicher ist, daß der Starez mehreren seiner Freunde und seiner Tochter das Ehrenwort gegeben hatte, sich nachts nirgendwohin zu begeben, und daß noch am gleichen Abend der Minister Protopopow kreidebleich in seine Wohnung gestürzt kam, um vor einer unmittelbaren Gefahr zu warnen. Trotzdem zog Rasputin seine schönsten Kleider an und ließ sich gegen elf Uhr nachts von Felix Jussupow abholen, ohne von dessen geheimnisvollem und aufgeregtem Gehaben beirrt worden zu sein.

Das Auto, in dem der Fürst den Gast in sein Palais brachte, wurde nicht von einem Chauffeur gelenkt, sondern von dem Arzt Lazawert, der vorher im Jussupowschen Schloß die Kuchen und den Wein mit Zyankali versetzt hatte; bei diesen Vorbereitungen hatten der Abgeordnete Purischkjewitsch, der als Werkzeug der Großfürsten-Partei in der Duma bereits gegen Rasputins Einfluß aufgetreten war, und Großfürst Dimitri Pawlowitsch mitgewirkt.

In einem Zimmer des Souterrains war der Tisch gedeckt, zu dem Jussupow den Gast führte, mit der Begründung, bei seiner Frau sei noch eine Gesellschaft, die sich aber bald entfernen werde. Rasputin aß von dem vergifteten Kuchen und trank von dem vergifteten Wein, ohne daß er auch nur die geringste üble Wirkung verspürte – ob nun das Gift keines gewesen oder ob der Organismus dieses tierhaft naturnahen Menschen jeder Droge spottete, ist unaufgeklärt.

Als mehrere Stunden vergingen, ohne daß Felix Felixowitsch den Tod oder wenigstens die Todesqual seines Gastes den Mitverschworenen gemeldet hätte, die in einem Nebenraum warteten, riefen diese den Fürsten heraus. Jussupow entschuldigt sich für einen Augenblick, er wolle sich von den wohl eben aufbrechenden Gästen seiner Frau verabschieden, kehrt nach wenigen Minuten mit einem Revolver zurück, feuert gegen Rasputin, der stürzt zur Tür, auf die Treppe und, trotzdem er hier von den versteckten Komplizen neue Schüsse empfängt, bis auf den Hof, wo er zusammenbricht. Die vier Männer tragen ihn ins Haus und fesseln ihn, obwohl sie ihn für tot halten, mit Stricken, damit sich nicht Gliedmaßen loslösen, wenn der Leichnam im Wasser versenkt sein wird. Ein Polizist erscheint, von den Schüssen alarmiert, am Gitter des Hofes und erhält vom Fürsten die Auskunft, ein trunkener Gast habe aus Übermut ein paar Luftschüsse abgefeuert.

Am nächsten Morgen wird auf der Newa, in der Nähe einer Eisspalte, ein Gummischuh gefunden, den die Polizei eilig von der Tochter Rasputins agnoszieren läßt, da die den Mönch überwachenden Agenten einen Mord an dem mächtigsten Mann Rußlands vermuten. Eine sofort im Jussupowschen Palais vorgenommene Untersuchung stellt Reste von großen Blutlachen auf dem Hof und im Keller fest, die unmöglich von einem erschossenen Hund herrühren können, auf den Jussupow zur Erklärung deutet.

Drei Tage später finden die Taucher, die auf Befehl der aufs höchste verzweifelten Kaiserin die dezemberkalte Newa durchsuchen müssen, den gefesselten und mit Steinen beschwerten Körper Rasputins, von Schüssen und Stichen durchbohrt. Trotzdem hatte der Starez noch unter Wasser gelebt, wie sich bei der Obduktion ergibt, denn seine Lungen sind voll von Newawasser.

Fürst Jussupow hat sich am Morgen nach der Tat zu versichern beeilt, Rasputin sei niemals bei ihm gewesen, nun aber verschanzt er sich in dem Palais Dimitri Pawlowitschs, das die Polizei nicht betreten darf. Die Großfürsten zwingen den willensschwachen Kaiser, die Untersuchung einzustellen.

Im Park von Zarskoje Selo wird der ermordete Beherrscher des Herrscherpaares beerdigt, aber während der Märzkämpfe gruben Kerenskische Soldaten den Leichnam aus und verbrannten ihn.

DIE „UNIVERSITÄT“ SONNENBURG

Zum Ausbruch der Fünf

In der Berliner Verbrecherwelt heißt es: Plötzensee ist nur das Gymnasium, die Universität ist Sonnenburg. Denn seit fast hundert Jahren sind die schwersten Jungen, besonders die Lebenslänglichen, immer hierhergebracht worden. Und wer von hier den Weg in die Freiheit fand, sei es durch Begnadigung oder durch Abbüßung der Strafe, der hatte eine lange Gemeinschaft mit den Meistern der Verbrecherzunft hinter sich und wußte das Gewerbe nicht nur unnachahmlich auszuüben, sondern fürchtete auch die Rückkehr nach Sonnenburg so sehr, daß er vor keiner Gewalttat zurückschreckte, um seiner Wiederverhaftung zu entgehen.

Von geglückten Fluchtversuchen erzählen die hundertjährigen Aktenstücke, die in der Anstaltskanzlei liegen, sehr wenig. Und ein Ausbruch von fünf Sträflingen, wie er in der vorigen Woche vorgekommen ist, ist in den Annalen überhaupt nicht verzeichnet. Nicht nur die Wälle schützten ja vor unbefugter Entfernung, sondern das ganze Warthebruch trug früher, infolge des Mangels an Verkehrswegen in der übrigen Neumark, geradezu den Charakter einer Insel, von der man nicht so leicht auf den preußischen Kontinent übersetzen konnte.

Erst seit dreißig Jahren fährt von Sonnenburg, dem Ordenssitz der Johanniter (oder noch pompöser und amtlich genauer: von der Ritterlichen Residenz des Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem), eine Kleinbahn nach Küstrin-Neustadt, unter größeren Schwierigkeiten erbaut als manche Strecke im Hochgebirge: auf Kähnen und Karren mußte man den Sand von den beiderseits der Warthe gelegenen Höhenzügen heranführen, um ein Fundament für das Züglein aufzuschütten, und außerdem mußte noch gegen Norden zu der Damm erhöht werden, damit keines der üblichen Hochwässer die Anlage über Nacht wegschwemme.

Mit Allerhöchster Cabinetsordre vom 8. Dezember 1832 wurde der Bau einer neuen Strafanstalt in Sonnenburg angeordnet, um einerseits der Überfüllung der Strafanstalten Spandau und Brandenburg abzuhelfen, andererseits um der Neumark eine besondere Strafanstalt zu verschaffen und um ferner den Übelstand zu beseitigen, daß der Kriminalsenat des Oberlandesgerichts Frankfurt

a. d. Oder die von ihm verurteilten Züchtlinge nach Görlitz oder in das Landesarmenhaus zu Landsberg abgeben müsse.

In den Bauprojekten, die in der Anstalt erhalten sind, war auch eine Tretmühle vorgesehen, aber vor Fertigstellung des Gebäudes, 1835, waren die Zeitläufte schon so weit fortgeschritten, daß man davon Abstand nahm und sich damit begnügte, Einrichtungen zur Handspinnerei von Lammwolle oder Kälberhaaren zu schaffen.

Auf der Höhe jenseits des Lenzeflüßchens, an der Stelle eines alten Weinberges, ragt das Mauerkarree empor, dem Ankömmling vom Bahnhof aus sichtbar. Ein schwatzhaftes schwachsinniges Weiblein steht am Bahnhof und fragt, ob man in die Strafanstalt wolle. Seit dreißig Jahren fährt sie den Armesündern, die mit dem Landjäger eintreffen, das kärgliche Gepäck auf ihrem Handwägelchen in das Totenhaus.

Der Bau ist der gleiche geblieben, so wie ihn Friedrich Wilhelm III. nach den vorgelegten Plänen gutgeheißen hat. Der Weiberflügel ist als Zellentrakt eingerichtet und ein neues Arbeitsgebäude mit Maschinen für Drechslerei und Tischlerei in den Komplex eingefügt worden. Diese Gewerbe werden in Sonnenburg von alters her gepflegt, mancher Zuchthäusler hat es in der Holzschnitzerei zu künstlerischer Meisterschaft gebracht, und wenn sich am Tag der Sonnenwende, am 24. Juni, oben im Schloß Herren, Meister und Ritter des Ordens in reich ornamentierten Thronsesseln zeigen, so ahnen sie nicht, daß es Mörder- oder Diebshände waren, die in den Jahren schwerer Sühne diese bequemen Sitze gedrechselt haben. In der Direktionsstube hängen Holzschnitzereien und Bildrahmen, die gleichfalls von Fleiß, Geschick und Kunstfertigkeit der Ausgestoßenen zeugen.

Sechs- bis achthundert Sträflinge sind hier untergebracht, fast niemals hat sich diese Zahl vermindert. Und immer sind es Menschen, die mehr als zehn Jahre hier zu verbringen haben, und viele mit der ausdrücklichen Bestimmung, hier den Tod zu erleiden: Lebenslängliche. Wie dieses Strafausmaß eingeschätzt wird, geht aus dem Rechtskampf hervor, den der Sträfling Otto Leest aus seiner Zelle in Sonnenburg gegen die Justizbehörden führt: Leest ist am 3. April 1925 vom Schwurgericht des Landgerichts I zu Berlin wegen Mordes zum Tode verurteilt worden, hat diese Strafe angenommen, ausdrücklich auf jedes Rechts- oder Gnadenmittel ver-

zichtet und auch seiner Verteidigung untersagt, ein Gnadengesuch einzureichen. Trotzdem ist er begnadigt worden, und zwar, wie er – juristisch ohne Zweifel mit Recht – behauptet, rechtswidrig begnadigt worden. Er beharrt auf seinem Recht, hingerichtet zu werden, und es ist ihm sogar geglückt, die Öffentlichkeit für diesen merkwürdigen Rechtsanspruch zu interessieren.

Ein anderer Lebenslänglicher, dessen Schicksal die Öffentlichkeit noch intensiver beschäftigt, ist Max Hoelz. Seit sieben Jahren kämpft er aus der Einzelhaft darum, daß seine Nichtbeteiligung an der Tötung des Gutsbesitzers Heß in Roitzschgen bei Halle gerichtlich festgestellt werde. Wiederholt haben sich hervorragende Persönlichkeiten aus allen Parteilagern für seine Freilassung und für die Wiederaufnahme des Prozesses eingesetzt, ohne daß diese Bemühungen bisher von Erfolg gekrönt wären.

Unter den Häftlingen von Sonnenburg sind mehrere hoffnungslos lungenleidend. Ihre Zellen sind isoliert, und man kann sie, besonders an warmen Tagen, wenn die andern Insassen in den Werkräumen arbeiten, auf den Höfen sich mühselig fortschleppen sehen. Das ist einer der traurigsten Anblicke in dem traurigen Haus und führt die Notwendigkeit von neuem vor Augen, endlich eine große Heilstätte für kranke Kriminelle zu schaffen.

DER ÖSTERREICHISCHE DREYFUS

Zum Tode Leopold Hilsners

Im Jahre 1918 wurde Leopold Hilsner, einundvierzig Jahre alt, nach neunzehnjähriger, durch Fasten und Quälereien verschärfter Einzelhaft aus der Strafanstalt Stein entlassen und kam nach Wien. Ich sprach ihn am ersten Tage seiner Freiheit. „Was wünschen Sie sich denn jetzt am meisten?" – Hilsner begann stupid zu lächeln und stotterte, glückselig, daß er den langgehegten Wunsch aussprechen könne, ängstlich, daß ihm die Erfüllung seiner Sehnsucht versagt werde: „Ich ..., ich möchte ... so gerne ... einen steifen Hut ..."

In dieser Antwort ist die Psychologie des Menschen enthalten, den seine Ankläger als ein Wunder von raffiniertester Verstocktheit

hinstellen, weil er in jahrelangen Kreuzverhören und Konfrontationen, nach jahrelangen Drohungen und Versprechungen, während des eingehenden Untersuchungsverfahrens und in den Monstergerichtsverhandlungen nicht ein einziges Wort gesprochen, das ihn belastete, und keines, das den Hinweis auf einen Missetäter oder Mitwisser der ihm zugeschriebenen Morde enthielt.

Am 1. April 1899 wurde in dem Brezina-Wald bei Polna, einem Städtchen an der böhmisch-mährischen Grenze, die Leiche der Häuslerstochter Agnes Hruza mit einer großen Schnittwunde am Halse tot aufgefunden. Im Nu rotteten sich die Leute zusammen: „Das hat niemand anderer getan als die Juden." Nur mit Rücksicht auf diese Volksstimmung wurde, wie die Anklageschrift zugibt, das geistig minderwertige Individuum der jüdischen Bewohnerschaft, der einundzwanzig Jahre alte Leopold Hilsner, ein Müßiggänger, festgenommen und gegen ihn Beweismaterial zu sammeln versucht.

Die tschechische öffentliche Meinung hatte sich bereits vorher aus rein politischen Gründen, wegen Aufhebung der Badenischen Sprachenverordnungen, in Ausschreitungen und Plünderungen gegen Deutsche und Juden – das sah man zumeist als identisch an – entladen. In der Kreisstadt Kuttenberg, wo der Prozeß stattfand, kam es im Schwurgerichtssaal und auf den Straßen zu antisemitischen Demonstrationen, bei denen man die Verteidiger kaum zu schützen vermochte. In dieser Atmosphäre wurde den Verdachtsmomenten gegen den Bruder der ermordeten Hruza, der mit ihr in blutschänderischem Verhältnis gelebt hatte, gar nicht nachgegangen, sondern als erwiesen angenommen, daß der Leiche mehrere Liter Blut abgezapft worden seien, und Hilsner wurde zum Tode durch den Strang verurteilt. Da jedoch hernach die Prager Universität ein Gutachten abgab, demzufolge von einem Fehlen von Blut keine Rede sein könne, ließ man bei der zweiten Verhandlung, die in Pisek stattfand, die Behauptung eines „Ritualmordes" fallen, klagte aber dafür Hilsner auch wegen eines zweiten Mordes an, begangen an einer gewissen Marie Klima, deren Leiche ein Jahr vor derjenigen der Hruza in einem Walde bei Wiezniz gefunden worden war, stark verwest, da sie dort über vier Monate gelegen hatte. Obwohl Hilsners Behauptung, daß er die Klima nie gesehen, keineswegs widerlegt werden konnte und obwohl sich nicht beweisen ließ, daß

die Klima überhaupt durch Mord ums Leben gekommen sei, verurteilte man Hilsner in beiden Fällen zum Tode; die Strafe wurde nicht vollstreckt, sondern in lebenslängliche Zuchthausstrafe verwandelt, aus der ihn neunzehn Jahre später ein Gnadenakt befreite.

Und mit dem ersehnten steifen Hut stolziert nun Hilsner in Wien und Prag umher, ohne sich durch dieses Abzeichen bürgerlicher Würde am Hausieren mit Ansichtskarten und am Betteln hindern zu lassen ... Zu einer Arbeit war er nicht fähig, geistig minderwertig, konnte er nicht einmal ordentlich lesen und schreiben, und obwohl die Behörden seinen Namen geändert hatten, machte er von diesem neuen Namen „Heller" niemals Gebrauch, denn er war stolz darauf, einmal „berühmt" gewesen zu sein. Hatten sich doch Gelehrte, wie Franz von Liszt, Masaryk, Nußbaum und andere, leidenschaftlich für ihn eingesetzt, „in allen Zeitungen hat man von mir geschrieben", brüstete sich Hilsner zu mir, „sogar in einer Brünner Zeitung soll etwas über mich gestanden haben ..."

Die ungeheure Erregung, die der Fall hervorgerufen hatte, entlud sich in Böhmen gegen den einzigen Tschechen, der öffentlich gegen die Behauptung, daß es Ritualmorde gäbe, und für die Unschuld Hilsners aufzutreten wagte, den Professor Tomás G. Masaryk. Demonstrationen im Hörsaal, Interpellationen seiner Konnationalen im Reichsrat („gegen den einzigen Verräter im tschechischen Volke"), Angriffe auf der Straße und Boykott setzte ein, so daß er sogar eine Broschüre, „Die Bedeutung des Polnaer Prozesses für den Ritualmord-Aberglauben", in tschechischer Sprache in Berlin (Verlag H. S. Hermann, 1900) erscheinen lassen mußte. In dem Nachwort schildert er die Flut von Schmähbriefen, mit deren Durchsicht er täglich zwei Stunden lang beschäftigt war. Kaum ein Brief, der ihm nicht den sicheren Tod auf dem Galgen prophezeite.

Während Professor Masaryk nach dem Umsturz Präsident des neugeschaffenen Staates wurde, ist sein schärfster Gegner, der Rechtsanwalt Dr. Baxa, der im Gerichtssaal, bei Straßendemonstrationen und in den Blättern die wüstesten Hetzreden gegen Hilsner und alle dessen Glaubensgenossen gehalten hatte, zum Ersten Bürgermeister der neuen Reichshauptstadt Prag gewählt worden.

Anfang 1919 meldete sich Hilsner bei der Kabinettskanzlei des Präsidenten Masaryk zur Audienz, wahrscheinlich um ein Almosen

zu erbitten. Er wurde nicht empfangen. Darüber beschwerte er sich, als ich ihn traf, und zürnte, in kennzeichnender Verdrehung des Sachverhaltes, folgendermaßen: „Durch mich ist er berühmt geworden, der Herr Masaryk, und jetzt will er nicht mit mir reden! Ja, ja, Undank ist der Welten Lohn ...“



TEXTE AUS DEM NACHLASS



AUS DEM NOTIZBUCH 1903

TAGEBUCHAUFZEICHNUNGEN SOMMER 1903

Dienstag, 25. Aug. 03

Alte Pinakothek ½10–2 Uhr (Rubens). Akademie der bild. Künste (Prof. von Dietz). Museum der Erzgüsse- und Denkmal-Modelle. Zechprellerei. Dann Kaffeehaus, während strömenden Regens nach Haus.

Mittwoch, 26. Aug.

Prinzregentenstraße zum Friedrichsdenkmal, in der die äußere Prinzreg. Straße an dem individuell hergerichteten (Villa) Tuskulum des „Kunstmalers" Franz Stuck vorbei zum Prinzregententheater (von außen ziemlich schäbig). Dann zurück durch Maximiliansanlagen zum Maximilianeum. Schundige Gemälde der historischen Schule (Piloty, Kaulbach, Schnorr, deren beste Vertreter, jedoch deren Schüler von erschreckender Eintönigkeit in der Gesichts- und Gestaltsgestaltung, Helme und Rüstungen noch am wirksamsten ausgeführt).

Nachmittag Schackgalerie. Herrliche Kopien nach allen großen italienischen Meistern von Lenbach, einige Originalskizzen von Böcklin, von welchem nur die Klage des Hirten, der von Pan erschreckte Hirt und besonders das farbenprächtige „Triton und Nereide" bedeutend sind. Originale von Feuerbach, Lenbach, Schwind, Genelli, sonst größtenteils Dreck. Dann zur Theresienwiese, Anblick der Ruhmeshalle, die nach der Regensb[urger] Walhalla einen kümmerlich klägl. Eindruck machte. Abends Bierempf[ang] im Bürgerbräu bei vortreffl. Konzert einer Militärkap., die sonderbarerweise in Civil spielte.

Donnerstg, 27. Aug. 03

Neue Pinakothek, dann Antikenkabinett, dann Handzeichnungen- und Kupferstichkabinett, Essen, nachm. bis 4 Uhr wieder neue Pinakothek (Triptychon von Firle Vater unser, besonders der 3. Teil „Vergib uns unsere Schuld"), Spiel der Wellen, Paare im Schilfe, Stuck „Der Krieg" und „Die Sünde", dann Spaziergang durch die Stadt, abends Konz[ert] im Hofbräu-Saal.

Freitg, 28. Aug. 03

Aufstand 10 Uhr. Unser Wirt zeigt uns das Atelier eines Malers (Hermann Roth), was uns so lange aufhielt, daß wir zu einem Besuche eines Instituts oder der Basilika, die nur bis 12 offen ist – deshalb Fressage, nachmittag Seccession (Bierbaum). Abends bei Sudermanns „Ehre".

Samstg, 29. Aug.

Bis 11 Uhr Schlaf, dann Besichtigung der Basilika oder St. Bonifazkirche mit primitiv. Grabm. Ludw. I. Nachmittag – Neue Pinakothek zum dritten Male, dann weiter Schlaf, 4 Nachtmahl zu Haus – Abends „Fuhrmann Henschel".

Sonntag, 30. Aug.

9 Uhr Abmarsch zum neuen Bayr. Nationalmus., 1–2 Essen, dann wieder Nat.-Mus. 3 Spaziergang durch die Stadt. „Sodoms Ende".

Montag, 31. Aug.

Alte Pinak. (2. Mal) Nachm. gemeins. Photogr. (Hofbräuhaus). Abends Reisevorrüstungen.

Dienstg, 1. Sept.

Verabschiede mich von meinem Reisegefährten, steige mit leichtem Herz und leichtem Säckel in ein Coupé der Strecke München – Salzburg, 7 Uhr 11 reise ich ab. Weiß aber nicht, wo ich aussteigen will und soll. In Rosenheim, der letzten Station vor Prien, entschließ ich mich, in Pr. auszusteigen. Suche Herberge, finde sie, und wegen mangelnden Moneten gehe ich, statt mit der Lokalbahn zu fahren, die Strecke Pr.–Stock zu Fuß. Meine Mühe wird von Erfolg gekrönt. – Um eine Ansichtskarte zu erhalten, werfe ich 1 10-Pfennigstück in den Autom. und bekomme deren 8. In Stock best. ich den Dampfer und löse ein Rundfahrbillett. – Der herrliche Anblick; das azurblaue Wasser des Sees, der von den schneebedeckten Alpenriesen umsäumt ist, läßt sich nicht schildern. 1. Aufenthalt ist auf der Insel Frauenchiemsee. Während alle Leute (wahrscheinlich um sich von den ungeheueren Mühen und Anstrengungen der ½-stündigen Dampferfahrt zu erholen) sofort ins Gasthaus stürzen, ziehe ich es vor, durch den kleinen Dorfkirchhof am alten Kirchentor zum

Seeufer [zu gehen], hier setze ich mich auf einen überhängenden Baumstamm gegenüber dem Schloß Herrenchiemsees. Kein Mensch ist in der Nähe, nur weit unten im Schilfe stehen zwei Maler in kurzem Abstand, und von Zeit zu Zeit stört das Quaken der auf dem himmelblauen See hineilenden Enten meine Gedanken. – Ich bewundere den Unverstand [des] Lyrikers am Königsthron, der zu allem eher taugte als zum König. Und dann, ich sinne, ob Schwärmen von Schwermut kam, es hängt so nah zusammen? ...

Doch dann kommen Leute, und verschwunden ist das Königsauge, das ich drunten am Bad zu erblicken meinte und das mit seinem edlen feurigen blauen Glanze alles Wasser erfüllte, das sich nun stolz und wohlgefällig ob seiner herrlichen Blaufärbung zu meinen Füßen wiegte. Dann muß ich zurück auf den Dampfer, an unbewohnten und bewohnten Inseln vorüber, deren Bewohner ich samt und sonders beneide. ... Kurz nachmittag um 2 Uhr steige ich auf der Insel Chiemsee ab, obwohl ich nicht die Absicht habe, für die Besichtigung des Schlosses Herrenchiemsee den Rest meines Geldes zu opfern. Aber das Äußere will ich sehen und eile direkt zum Schlosse. Ich bin nicht im mindesten enttäuscht, die Besichtigung des Schloßgartens steht mir offen, ich durchwandle denselben, und inmitten der herrlichen Allee, angesichts der 2 prächtigen, mit Bronzefiguren geschmückten Muschelgrotten, der prächtigen Marmorfontäne und des Versailles kopierten Schlosses drängt sich mir die Erkenntnis des Königs Ludw. II. auf. Er liebte das Absurde bis zum Irrsinn, er hat einen Wagner nie erkannt, aber er unterstützte ihn, ungefähr so wie Gf. Schack einen Böcklin unterstützte. Beide unterstützten die verkannten Genies, die ihre Kunst ernst nahmen. Aber während Schack diese Art von Genies aus Wohltätigkeit unterstützte, tat dies Ludw. aus einem weniger edlen Motive: er sah, daß die Musik R. Wagners mit allem Hergekommenen brach, alles Gewesene über den Haufen warf, er liebte dies, ja (und hier wird er größer wie Gf. Schack), er begeisterte sich sogar für dieselbe, wollte ihm ein Festspielhaus bauen (ich habe dessen Modell im Münch. Nationalm. gesehen), das alle Begriffe übersteigen sollte: es war die wahnkranke Lust am Absurden. Er hätte sich ein Schloß bauen können nach seinem Geschmack, nach seinem Willen, nach seiner Bequemlichkeit, dies wäre aber gewesen, wie es andere Fürsten getan hatten, er aber wollte etwas Neues haben und ließ sich ein

Schloß bauen, das nur eine sinn- und zwecklose Nachahmung eines anderen vorstellt. Es ist die Lust am Absurden.

Der Marmorbrunnen vor dem Schlosse sei gleichfalls [nach] einem Vers. Originale kopiert, so bestätigt das nur diese Neigung; ist der Brunnen aber nicht zur Vers.-Kopie gehörig (was ich glaube, da er weder im Stil noch im Geschmacke zum Stil des Schlosses paßt), so charakt. die Ausführung der unte[ren] Figuren diese Richtung des Königsgeschmackes noch mehr, denn wie kann ein ... Mensch seine Zustimmung zu einem Projekte geben, auf welchem herrlich schöne junge Frauen in goldenen Gewändern [Stelle unleserlich], in gleicher Weise und ganz ausgeführt mit gleichen Goldgewändern geschmückte Froschungetümer angeordnet sind? Das ist doch keine Allegorie?!, ja, es ist nicht einmal originell; es ist absurd! Doch genug von Ludw. II., der sich niemals passiv verhielt und niemals von seinen Plänen abging und auch an diesen zugrund ging und deshalb hundertmal eher Denkmäler verdiente wie die 100 von Schablonenherrschern, denen allerorts in Deutschland Denksäulen errichtet werden. Genug von ihm, ich eilte zum Schiff, kam um 4 Uhr in Stock an, ging nach Prien, nahm eine Herberge.

Zum Geburtstag

Wohl ist's zum erstenmal seit 18 Jahren,
daß ich nicht nahe, küssend Deine Hand,
doch einen Glückwunsch – keinen minder wahren
send ich Dir heut aus fremdem Land.
Denn sieh: daß ich die Wälder froh genieße,
der Seen mich kann freuen tagelang
und daß ich staunend seh die Alpenriesen,
füg ich zum Glückwunsch heut Dir heißen Dank.
Ich dank es Dir, und wenn verehrend
zum Glückwunsch heute meine Brüder nahn,
denke auch an mich, für den entbehrend
Du auch unendlich vieles hast getan.
Und wenn (zum erstenmal seit 18 Jahren)
ich heut nicht nahe, küssend nahm Deine Hand,
empfind ihn doch als einen echten, wahren,
den Herzenswunsch, den ich Dir heut gesandt.

Alles Gute, was erfindlich, ungetrübt Glück allstündlich
wünscht Dir voll und herz[ens] gründlich
heute schriftlich, baldigst mündlich,
erfüllt von Liebe echt und kindlich.

Mittw., 2. Sept. 1903

8 Uhr 57 Abreise nach Salzburg. Ank.: 10 Uhr 35, Herberge „Hotel schwarzes Rössel". Dann eile ich auf die Post, Geldsendung zu beheben. Ich muß den ganzen Vormittag damit zubringen, einen Bürgen zu finden, bis ich denselben in Herrn Hofantiqu[ar] Pollak finde. Nachmittag besteige ich Hohensalzb., hochinteressante Bischofsfeste 18. Jahrh., jetzt Kaserne, herrliche Aussicht. Abends Besuch der Ferial-Hochschulkurse in der Andräschule, 6–8 Prof. Dr. Kurt Breysig (Berlin). Vergleichende europäische Sozialgeschichte. Keine Couleurstud. Man sieht, worum es zu tun ist, Japaner, Schöngeister, Juden, 1 Geistlicher und Damen, absichtlich zu solcher Stelle.

Abends Zeche mit der Freiw. Feuerwehr von Salzb. und Umgebung. Der Wirt macht mir Mitteilung, daß eine Gesellschaft um 1 Uhr vom Café Eckmayer auf den Gaisberg aufbricht, der ich mich anschließen kann. Ich lasse mich deshalb um 12 Uhr wecken, da aber die Gesellschaft nicht geht, so bleibe ich dort, spiele Billard, und den nächsten Tag

Donnerstg, 3. Sept. 03

verschlafe ich infolgedessen bis ½1 mittag. Nachmittag 2 Uhr Aufstieg auf den Gaisberg über Aigen (am Statthalter-Thun-Denkmal vorüber), verirre mich im Wald und kann bald vor ungeheurer Hitze und riesigem Durst nicht mehr weiter. Es war zum erstenmal, daß ich so schwitzte, wie ich nie vorher einen Menschen schwitzen gesehen; ich mußte buchstäblich nach jedesmal[igem] Schweißabwischen mein Taschentuch auswinden. Am liebsten möchte ich mir das nasse Taschentuch zum ewigen Andenken aufheben, doch fürchtete ich, es würde trocknen. Endlich fand ich ein Bächl mit schlammigem Bette, aus dem ich gierig wie ein toller Hund saufe, und schleppe mich dann neu gekräftigt zum Gipfel. Hier erblicke ich ein Bauernhaus, ich gehe in dieser Richtung, doch ein unendlich langer Zaun verbietet mir das Vorwärtsschreiten, so schreite ich dann – mehr

kriechend wie schreitend – diesen Zaun entlang und erblicke, am Ende angelangt, eine Alm: die Judenbergalpe. Hier trinke ich und werde auf den richtigen Weg gewiesen, um 6 Uhr komme ich auf der Zisselalpe an, von hier bin ich in ¾ Stunde auf der Gaisbergspitze, deren herrliche Aussicht mir eine Pauschalentschädigung zahlt. Vom Aussichtsturm erblicke ich in vollster Klarheit die Dachsteingruppe, das Tännengelge, das Tote Gebirge, das Steinerne Meer, den Ankogel und Hochnarr (der hier sonderbarerweise Hochkönig heißt, als ob König und Narr genau dasselbe wäre?), Großglockner, Watzmann, Untersbg und etc.

Freitg, 4. Sept. 1903

Wunderbares Neutor (ein 7 m breiter, 12 m hoher Durchbruch des Mönchsbergs mit dem Brustbild des Erbauers Bschf. Sigismund und der Inschrift „Te saxa loquuntur" auf der einen, der 5 m hohen von Troph[äen] umgebenen Marmorstatue des heiligen Sigism. auf der anderen Seite). Dann nach Mülln. Von hier weist man mir den Weg zum elektrischen Aufzug, als ich diesen finde und einsteigen will, finde ich, daß er bereits herabfährt und ich mich schon am Gipfel befinde. Die Aussicht ist schön, ich gabelfrühstücke hier. Nachmittag 3 Uhr Kolleg Prof. Wilh. Mayer-Lübke (Wien): Der Anteil der Germanen an der Entstehung der romanischen Sprach[en] und Literatur[en]. Abends Festvorstellung „Das bemooste Haupt" von Rod. Benedix. A. H.'s.

Samstg, 5. Sept.

Lieber Gott, warum warst du so blöd. Oder um mich in der Sprache der Fromm[en] auszudrücken: warum hat es deinem unerforschlichen Ratschlusse gefallen, mein Tagebuch über den 5. September nicht gestern abend zu schreiben, sondern erst heute den 6., wo ich mich in einer Gemütsstimmung – doch davon morgen. Also 7 Uhr fuhr ich mit der Lokalbahn ab, knapp am Untersberg vorbei nach Drachenloch, von hier aus fuhren wir mit dem Omnibus über Berchtesgaden-Königssee. Hier im Omnb., da saßen wir zusammen zwei Düsseldorfer Gastwirte, ein Nimrod, Aristokrat und Bahnbeamter, ein Egerer Turner und am rückwärtigen Sitz ein älterer, sehr distinguierter Herr (er war auch im Lokalbahnwagen 1. Klasse gefahren) mit seiner Tochter, die auf der rechten Hand einen weißen

Handschuh, auf der linken Brillantring trug – die zu den schönsten ... Doch davon im nächsten Tagebuchblatt.

Wir stiegen die ganze Wagengesellschaft in ein Boot, betrachteten den Königssee, dessen steile Wand wunderbar prächtig ganz [Stelle unleserlich] in das blaue Wasser des Sees, Nebel stürzt, ich aber betrachtete nur die Tochter des Herrn, die zu den schönsten – ... Doch davon im nächsten Tagebuchblatt.

Dann steigen wir am Binternsee aus, einem malerisch versteckt gelegenen See, schauten uns diesen einige Minuten an und stiegen abermals zu Schiff und fuhren nach St. Bartholomä, von der Fahrt sah ich nichts als die Augen der Tochter des Herrn, die zu den schönsten ... Doch davon im nächsten Tagebuchblatt.

Dann fuhren wir zurück, ich erhielt in Berchtesgaden als Techniker (durch zwei auf verschiedene Namen lautende Legitimationen) eine Freikarte ins Bergwerk, das Bergwerk war wunderbar, der Südsee ein [Stelle unleserlich] von wunderbarer Schönheit gefiel mir außerordentlich, eine Dame war mit ihrem eifersüchtigen Gatten auch darunter, es gab eine große Hitze, doch was half die Tochter des Herrn, die zu den schönsten ... Doch davon im nächsten Tagebuchblatt.

Abends fuhr ich wieder nach Hause, zuerst im Wagen, „sie" war nicht darin, wir sprachen davon, ob die Gemsen ... Ich aber sprach und wünschte nichts sehnlicher, als zu erfahren, ob die wirklich seine Tochter sei, die Tochter des Herrn, die zu den schönsten ... Doch davon im nächsten Tagebuchblatt.

Sonntg, 6. Sept. 1903

Das also wäre der berühmte Tag. Früh, so gegen 9, ging ich am neuen Elisabethdenkmal (das mich in seiner Ausführung an die secc[essionistische] Karikatur der modernen Plastik erinnerte) früh zum Ischler Lokalbahnhof, hier traf ich den bereits öfters erwähnten Herrn mit seiner Tochter. Er erblickte mich, stieg zu mir ins Coupé, und als der Kondukt[eur] riet, vor Hüttenstein auszusteigen, da von hier aus die Partie auf den Schafberg viel bequemer und kürzer sei, begann die Tochter, von mir auf das lebhafteste unterstützt, den Papa zu plagen, er möge doch auf den Schafberg mit ihr hinaufgehen, aber alles Bitten, ja sogar die Aussage des ins Vertrauen gezogenen Kondukt[eurs] scheiterten an den weißen Schuhen der

Tochter, die der Vater zum Aufstiege auf eine Bergpartie für ungeeignet erklärte. So nahm ich blutenden Herzens Abschied, schickte mein Gepäck durch den Kondukteur voraus nach Ischl, stieg in Hüttenstein aus, der Zug setzte sich wieder in Bewegung, als mit lachendem Gesichtchen und freudig jauchzender Miene das junge Mädchen mitsamt ihrem Papa heraussprang mit den Worten: Papa, das werde ich dir nie vergessen! Dann stiegen wir flott und munter am Grottensee vorbei zu dritt am Schafberg. Der Marsch war infolge der Hitze und der Steine sehr anstrengend. Doch unterhielt ich mich ganz vortrefflich. Endlich langten wir auf der Schafberg-Alm an, nahmen etwas zu uns. Da erst zog sie sich (zum erstenmal) den rechten Handschuh aus, nicht ohne geheime, furchtsame Seitenblicke, ob ich die winzige schwarze Warze bemerkte, die sie an der Mitte ihres linken Handrückens hatte. – Das war der einzige Schönheitsfehler, den ich trotz eifrigen Suchens an ihr entdecken konnte. Hier schrieb sie sich auch ins Gedenkbuch, und da erfuhr ich denn, daß er Fritz Würth und sie Rosa heiße. Dann krochen und kletterten wir weiter die steilen Felsen zum Gipfel hinan, der Vater im Schweiße seines Angesichtes weiter voraus, wir beide, uns köstlich unterhaltend, womöglich noch weiter zurück. Oben zahle ich die Zeche in so fröhlicher Laune, als ich eine so unverschämt teuere Rechnung je gezahlt habe oder je zahlen werde. Dann schützte ich den zu hohen Mietspreis der Zimmer auf der Schafbgspitze als Grund vor, um sie herunter zu begleiten und in Alm zu übernachten. Aber noch weiter begleitete ich sie bis ..., noch viel weiter ... Dann versprach mir der Herr, mich in Wien im Hotel Kummer (Mariahilfer) zu besuchen. Dann drückten wir uns die Hände, wir zwei blickten einander in die Augen, als läsen wir Trost daraus zum Abschied für ewig. – Wer weiß? Noch mehr als zwei Stunden saß ich am Bergesabhang und wartete, ob sie wohl unten vorbeikäme, und gedachte die Schönheit. Aber dort hinter den Berg verschwand die Sonne und ließ nur einen dunklen Rosaschein zur Erinnerung an sie, und auch der verschwindet – Sonnenuntergang.

Doch auch abends konnte ich nicht schlafen, teils weil der Bergwind an die Bretteralm tobte, teils weil ich an eine Schöpfungsgeschichte denken mußte:

Der Herrgott war es müde, nach gleicher Schablone unzählig viel Modelle zu machen, als deren getreue Nachbildung [Stelle unleser-

lich] die Menschen selbst bildet und erzogen: da erfaßte ihn ein Ekel vor seinem Machwerk, und er beschloß, ein Meisterstück zu liefern, in das er seine so lange vernachlässigte Individualität hineingießen wollte: und er schuf vom schönsten Gesicht bis zu den herrlichsten Füßen das schönste Weib. Als dieses fertig war, da eilte der Teufel mit schadenfrohen Grimassen herbei, auch er konnte einmal seine schwarze Kunst erproben, denn Vorzüge und Fehler müssen bei jedem Menschen in gleichem Maße verteilt sein. So wollte er, um so wie stets den Menschen die Mängel anzuheften, auch diesmal mit seinem schwarzen Höllenstabe das göttl. Weib berühren und seine Teufelssprüche dazu hersagen. Kaum hatte er aber seine Flüche begonnen und auch mit seinem Stab die rechte Hand der Göttl. berührt, als der Herr Gott mit Donnerzürnen seinem Beginnen Einhalt gebot und ihm zornig den Stab aus der Hand riß: „Was heißt das?“ wandte der Teufel erschreckt und erstaunt zugleich ein, „willst du die Gesetze Gottes, des Teufels und der Menschen außer acht lassen, die da gebieten, es sei bei jedem Menschen gute und böse Gabe in gleichem Maße verteilt?“ Aber der Herr Gott blickte nur auf das Weib und rief: „Laß mir dieses Weib und hefte dafür jedem anderen Sterblichen soviel Gebrechen an, als du kannst und willst.“ Der Teufel jauchzte auf, eilte, wonnegrinsend seine Hände reibend, von dannen. Aber der Herrgott blickte auf die Schönheit vor sich: „Ich rette die Hand keineswegs –.“ Aber seit jener Zeit gibt es keinen schönen und guten Menschen als jenes göttliche Weib.

Montag, 7. Sept. 1903

Früh ließ ich mich ½5 wecken, stieg hinauf, den Sonnenaufgang [das] erstemal im Leben zu sehen. Noch bevor ich den Gipfel ganz erklommen hatte, sehe ich bereits, daß der Osten des Firmaments blutrot gefärbt war, und fürchtete daher zum Sonnenaufgang zu spät zu kommen. Doch oben war von der Sonne nichts zu sehen als jener blutrote Schein, der mich an die Vorkämpfer einer neuen Kultur erinnerte, die das Terrain sondieren kommen, das Feld mit ihrem Blute düngen, bis die Welt rufen wird zur Aufnahme der neuen Zeit, die dann siegreich und goldig im blutroten Feld erscheint. Und dann erschien plötzlich die weiße Scheibe der Sonne am Firmament, der mit einem Male im schönsten Rot-Gold erstrahlte. Dann betrachtete ich die herrliche Aussicht (wie steht es doch in meiner Maturafrage?:

Der Schafberg, der schönste Aussichtspunkt der Monarchie), die ich schon gestern in gesellschaftlicher Pflichtschuldigkeit hatte bewundern müssen, obwohl ich nur eine andere Aussicht im Sinn hatte, die mir noch viel, viel schöner gefiel. Dann stieg ich ab in der Richt[ung] gen St. Wolf[gang]. Über[all] lagen prächtig gerundete Steine, die Ähnlichkeit mit organischen Teilen hatten und die ich daher für fossilen Ursprungs halten mußte, und legte mir hierzu folgende Begründung zurecht: Sicher ist, daß einmal die Seen da unten zusammengehangen haben und der Schafberg unter Wasser sitzt, denn auch falls die Steine nicht organischen Ursprungs sein würden, so konnten sie nur von der Macht des Wassers so gerundet resp. hierherauf angeschwemmt sein. Nehme ich nun [an], daß jene Zeit, wo die Gewässer zusammenhingen, die Zeit der Sintflut war, wo schon Lebewesen existierten, so ist nichts begreiflicher, [als] daß sich die Menschen auf die höchste Erhebung in der [Stelle unleserlich] Nähe flüchteten, um den Fluten des steigenden Wassers zu entgehen. Und als dann die Wogen auch über dem Gipfel des Schafberges zusammenschlugen, da gingen die Menschen elendiglich im Wasser unter, und da niemand vorhanden war, der die Beine hätte beerdigen können, so liegen sie noch heute versteinert und zerquetscht oben am Berge.

Dann kam ich herab nach St. Wolfgang. Hier traf ich massenhaft Bekannte. Das Gesamte des Ortes, dessen reizende Lage ich vom Schafberg gesehen hatte, ist ziemlich kläglich, zum Überfluß versäumte ich den Dampfer, der zum Bahnhof für Ischl in St. Wolfg. überführt. Ich ging im blauen Wolfgangseewasser schwimmen, speiste, fuhr dann zum Bahnhof und nach Ischl. Auch Ischl enttäuschte mich sehr, nicht etwa daß ich in einer so mieseren Stimmung gewesen wäre, nein, im Gegenteil, ich hatte die beste Gesellschaft auf der Esplanade und im Kurpark, aber kein See, keine Berge, wieso die Wildheit? Abends knapp [Kneipe?] Hotel Birscherhof.

Dienstag, 8. Sept. 1903

In Ischl verblödelte, oder wie ich mich sonst auszudrücken pflege: Rasttag gehalten. Im Kurhaus Schach, Billard gespielt, dann im Lesezimmer x Zeitungen gelesen.

Mittwoch, 9. Sept. 1903

Früh viertel 8 aufgestanden, mein weißestes Hemd und meinen höchsten Kragen angezogen, da ich einen Prager Kolleg[en] erwartete. Dieser kam nicht. So löste ich dann kurz entschlossen eine Karte nach Hallst[att], ohne zu wissen, was ich anfangen werde. Um 8 Uhr 58 fuhr ich ab über Goisern, Anzenau, Gosauschmied nach Hallstatt. Hier Überfahrt mit dem Dampfer. Gehe ins Hotel, frage nach dem Zimmerkellner. Aber bevor dieser noch kommt, fällt mir ein: „Was wirst du den ganzen Tag in Hallstatt machen, bleibe vormittag hier und geh nachmittag am Dachstein." So gab ich dann dem Hausknecht mein Gepäck, schau mir das Hallstätter Museum mit sehenswerten, aber wenigen Keltengräbern an, besichtige dann die alte gotische Kirche mit Friedhof und Beinehaus. Dieses besteht aus den Gebeinen und über 1000 Totenschädeln der auf diesem Kirchhof begrabenen Menschen. Denn da der Friedhof auf dem schmalen Ufersaum keinen Raum für alle Toten des Ortes hatte, so werden alle 10 Jahre die Toten ausgegraben, auf Wunsch der Angehörigen die abgeschnittenen Schädel mit Namen versehen und in diesem Beinehaus aufbewahrt. So zeigte uns die alte Friedhofwärterin mit tränenden Augen den Schädel ihres Mannes. Dann stieg ich herunter und überlegte mir, ob ich denn überhaupt im weißen Hemd den Ausflug von 2200 m machen kann. Da ich zu einem nahestehenden Resultat kam, so ging ich zurück, um mir aus dem Rucksack ein Touristenhemd zu nehmen. Um mir dieses anzuziehen, wies mich der Diener in ein Altstadtzimmer, das Vereinslokal eines Gesellenvereins [des] Ritterbundes „Burgau" – wunderbar angeordnet mit falschen Emblemen, Stammbäumen, Verbrüderungsurkunden, Baretten, Helmen, Rüstungen, Visieren, Hellebarden und Schwertern, ja, in der Mitte des Zimmers stand sogar ein Femgerichtsstuhl mit Totenschädel und allem Zubehör und Femkutten mit dem roten Henkersrock und dem blutigen Gerichtsbeil. Die Funktionen sind gleichfalls vortrefflich geordnet. Dann trat ich auf das Geratewohl meinen „Spaziergang" auf den Dachstein an. Den nächsten Menschen fragte ich nach dem Weg und ging mechanisch so lange drauflos, bis ich plötzlich nicht wußte, ob ich gradaus oder der Markierung nach gehen sollte. Deshalb ging ich paar Schritte zurück, man sagte mir, ich hätte gradaus gehen, und im Gespräche wollte man wissen, wie ich denn verproviantiert sei?

Durch 7 Stunden kommt keine Quelle und kein Gasthaus. Das war der erste Schritt, mir meine Bummelstimmung zu nehmen. Nun las ich noch an der Wand massenhafte Aufklärung über Verhaltungsmaßregeln und Notsignale bei Unglücksfall. Ich begann, meinen Aufstieg etwas schwerer zu nehmen, versorgte mich mit Wein und Salami. Aber nach wenigen Schritten, die ich auf dem Franz-Jos.-Reitweg gemacht hatte, war ich abermals in einer solchen phlegmat. Stimmung, daß ich mich gar nicht darum scherte, daß sich der Nebel so dicht über [die] ganze Umgebung senkte, daß ich nach wenig[en] Stunden durch denselben durchschreiten mußte. Ich wußte zwar, ich werde oben keine Aussicht haben, aber viel zu träge, den Entschluß zu fassen umzukehren, ging ich weiter und kam nach 6 Stunden auf die Symonyhütte. Während man mich hier oben meines Pechs bedauerte, blieb mir das in meiner gleichmütigen Stimmung so egal, daß ich in den Schlafraum ging, hier mein Tagebuch zu schreiben. Da plötzlich rief mich der Wirt „aussi". Die Berge boten bereits etwas zu sehen. Ich beschloß langsam den Gedankengang der Sätze, ging hinaus, aber hier war meine phlegmatische Gemütsverfassung im Augenblick verflogen. Die vielen ungeheuren Berge, zum geringen Teil mit kleinen Büschen, sonst mit riesigen Felsblöcken besäet, die zahlreichen kleinen Schneefelder, der für mich Neuling ungeheure Gletscher und dann die Riesengipfel der Dachsteingruppe in nächster Nähe. Und da sagen die Herren Mittelschulprofessoren: Der Schafberg ist der schönste Aussichtspunkt der Monarchie! Na freilich, vom Dachst. sieht man keine „österreichische Kultur", keine Dörfer, keine Kirchen, keine Dampfschiffe. Aber die Natur in ihrer vollen Schönheit und ihrer ganzen Größe sieht man vom Dachstein, der für ein Kronl[and] zu viel Ehre, zu viel Gnade Gottes wäre und der deshalb in 3 Kronl[ändern] steht. Leider wurde es draußen zu kalt, ich mußte hinein in die Hütte. Hier sangen die Sennerinnen über 30 der schönsten Volkslieder. Das Lied „Wenn du noch eine Mutter hast" hörte ich zum ersten Male, sang und lauschte den Volksliedern. Eine schöne Weihe an Mutters Geburtstag. Ein schweres Gewitter trieb den Sturmwind heulend in die Hütte, die Regentropfen peitschten die Fensterscheiben, Blitze erhellten die Nacht, als ich schlafen ging.

Donnerstg, 10. Sept. 1903

Habe trotz bedeutender Ermüdung nur unzusammenhängend geschlafen, der Wind weckte mich, außerdem fror ich, obzwar ich mich angekleidet auf die Matratze geworfen hatte, wie ein obdachloser Rohrspatz im Winter. Das ist halt die Gletscherregion. Früh aber, als ich ein bißchen hinausschauen wollte, peitschte mir der Regen die Tropfen in einer so gemeinen Weise ins Gesicht, daß ich schleunig die Tür schließen mußte. Nach paar Minuten verwandelte sich der Regen in Schnee, und jetzt sitze ich eingeschneit ohne Havelock in der Hütte und lese „Fliegende Blätter". Stellenweise hebt sich zwar der Nebel, und ich habe für einige Minuten die imposanteste Aussicht auf die Berge und das wunderbare Ausseetal mit seinen malerischen Hütten, aber der Frost zwingt mich wieder zurück ins langweilige Hütteninnere (wo ich aus purem Müßiggang dem Führer in sein Zeugnisbuch eine Lobeshymne dichte). Um 10 versuchten wir mit einem Lehrer aus Pöckschach den Aufstieg auf den Schöbl, der hohe Dachstein, der nur eine Stunde längeren Wanderns erfordert, war gänzlich im Nebel gehüllt, aber bevor wir auf die Spitze kamen, zwang uns ein dichter Nebel und ein eisiger Frost zur Rückkehr; in der Hütte angekommen, war die Hand, welche den Stock nicht gehalten und daher untätig geblieben, gänzlich steif angefroren und mußte erst durch langsames Frottieren zu ihrer früheren Gelenkigkeit zurückgebracht werden. Aus Dankbarkeit schrieb ich meinem Führer Jeetaler ein Lobesgedicht.

Dann stieg ich wieder herunter nach Hallstatt, hier überkleidete ich mich, und nach einem kleinen Techtelmechtel mit der 16jährigen Kellnerin fuhr ich per Dampfer auf den Bahnhof, von hier nach Gmunden.

Gmunden, Freitg, 11. Sept. 1903

Folgendes ist mir ein Rätsel: Ischl hat keinen See, keine Berge, keine Wälder, eine Esplanade, die in ihrem graslosen Wüstencharakter mit ihren kahlen Bäumen fast an den Prager Stadtpark erinnert, aber unzählig viele Sommerfrischler, Gmunden in seiner herrlichen Lage am wunderbaren Traunsee, mit den herrlichen Bergen in seiner Mitte, dem romantisch in den See hineinragenden Schlosse Ort, einer breiten Boulevard-Esplanade am Seegestade, mit einer schattigen Allee, gepflegten und wilden Anlagen an beiden Enden sowie in

der Mitte derselben, Villen mit Aussicht auf die Espl[anade] und See, aber im Verhältnis keine Sommerfrischler! Woran das liegt: Dummheit, dein Name ist Mode; Mode, dein Name ist heuer Bad Ischl. Aber wohnen wollte ich in Gmunden dennoch nicht; zur stillen Einsamkeit ist es mir zu belebt, zum tollen Amusement ist es mir zu öde; geg[en] 11 Uhr reiste ich ab, kaufte mir aber vorher „Jud Süß" von Hauff. Ich sehnte mich nach dem einzigen Bildungszweig, den ich bis jetzt auf der Reise vernachlässigt habe: der Lektüre.

Nachmittag war ich während strömenden Regens in Linz. Deshalb konnte ich nur Linzer Torte essen; sonst ist in Linz nicht viel Besonderes zu erwähnen: ein sehr geschmackvolles Kais[erin]-Elis[abeth]-Denkmal auf der Front des Landtagsgebäudes; es sind dies kleine Sandsteingenies, die einen Lorbeerkr[anz] tragen, in dessen Mitte das Hochrelief Ihrer Maj[estät] aus Carraramarmor herausragt. Auch das Stifterdenkmal ist ziemlich originell. Auf Natur-Sandsteinblöcken ist die lebensgroße Gestalt des Dichters in nachlässiger Haltung (aus Bronze) eingebettet. Abends Nacht halte ich in Urfahr.

Samstg, 12. Sept. 1903

Blödele während strömenden Regens in Linz herum. Alle Leute sind in ihren Namen auf -inger. Am Marktplatz sind 6–7 Geschäfte nebeneinander, deren Inhaber alle auf -inger enden. Der hiesige Dialekt erinnert mich im Tonfall ans Tschechische. Vom got[ischen] Dom sind nur die beiden Türme vollendet, von denen einer die Apsis bildet, an dem verbindenden Mittelschiff wird eifrig gebaut.

Abend gegen ½6 bin ich in Wien. Den ersten Weg, den ich gehe, fahre ich zu meinem Kollegen, Leidens- und Maturagefährten Feldmann, da derselbe nicht zu Hause ist, nahm ich Logis im Hotel „Goldener Stern", Sperlgasse, machte einen kleinen Spaziergang über den Schottenring und betrachtete das einem Kunstinstitut viel eher (nach seinem Äußeren) entsprechende Gebäude der Börse, die outside des Burgtheaters, dessen inside meine Reise krönen soll, das gotisch-variierte Rathaus, dessen Herold mich an den Kontrast mit dem christlichsocialen Innern mahnt, soweit es die Dunkelheit zuläßt. Abends werde ich bei Feldmanns riesig freundlich aufgenommen, bleibe daselbst bis spät in der Nacht.

Wien, den 13. Sept. 1903

Liebe Tagebuchnotizen!
Die Zeilen, die ich heute an euch richte, sollen eine Art Vorausentschuldigung sein; denn für euch sind „die schönen Tage von Aranjuez schon vorüber“. Ich sehe es vor meinem Seherauge, daß ich euch nun vernachlässigen werde. Einerseits sind die herrlichen Tage des einsamen Wanderns geschwunden, andererseits ist Wien kein Linz, das 2 Denkmäler besitzt, kein Chiemsee, der ein Prachtschloß hat, und keine Hallstatt, die ein kleines Museum sein eigen nennt, und dritterseits fürchte ich (aus den mannigfachen Vergleichungen der Großstadt, die ich nun zum erstenmal betrete), [daß ich] nicht die Zeit finden werde, euch, herzliche Reisegenossen, mit einem ausführlichen Berichte zu beglücken. Nun heute für den ersten Tag will ich mich bemühen, allen meinen diesbezüglichen Verpflichtungen nachzukommen:

Mein Hotel verließ ich früh gegen ½10 mit dem Rucksack und Havelock auf dem Rücken, da mir die Bezahlung zu hoch erschien, um ein anderes Nachtlager zu suchen. So brachte ich den ganzen Vormittag zu: alle Hotels sind überfüllt, nur im Metropol bot man mir ein Zimmer um 8–9 Gulden, ich schlug es großmütig aus, da ich Luxus nicht liebe (ihr versteht mich doch?).

Endlich fand ich ein Zimmer im „Hotel Post“, ging ins „Reichenberger Beisel“ essen, sodann zum Kunsthist. Museum am Museumsplatz. Hier steht das wundervolle „Mar.-Ther.“-Denkmal von Zinnbusch, dessen Schönheit beinahe meine ganze schlechte Meinung von österreichischem Kunstgeschmack umstieß. Jener Teil der Sammlungen des Museums, die wir besichtigten (zu den Gemälden will ich mir Zeit lassen), war eine Mischung von Antiquarium, Nationalmuseum, Glyptothek und Vasensammlung, von welchen jedes in München seine eigene Räume, ja zum Teil sogar seine eigene Riesengebäude hat. Dennoch sind die Säle äußerst reichhaltig und mannigfaltig. Ein Rätsel ist es mir, warum Rüstungen, Gewehre, Kanonen etc. etc. etc. in einem „kunst“-hist. Mus. untergebracht sind, während z. B. wegen mangelnden Raumes die Funde aus Ephesos (dies besagen viele auf den Wänden aufgeklebte Zettel) im Pavillon des Volksgartens untergebracht sind?

Abends war ich im Burgtheater bei Gerh. Hauptmanns „Versunkener Glocke“. Kainz spielte den Glockengießer Heinrich, Le-

winsky den Nickelmann, Amalia Schönchen die Wittichen, Devrient-Reinhold die Rautendelein, Thimig den Waldschrat, Römpler den Pfarrer. – Kritik? Ich bin noch viel zu wenig objektiv, es kam zu plötzlich!

Abends sitze ich [in] meinem sezession[istisch] hergerichteten Hotelzimmer wie im Zauberlande. Ich brauche nur, wenn ich im Bett liege, die Hand auszustrecken, und die elektr[ische] Bettlampe läßt mein Antlitz in gold. Lichte erstrahlen. Auch Safes-Depositen für Wertsachen steht jedem Hotelgast zur Verfügung. Aber daß ich sie leider nicht benützen kann, ist das einzige, das mich vergessen läßt, daß ich nicht im Schlaraffenlande weile. Hoffentlich wird es morgen besser.

Es grüßt euch euer dankbarer
Vater

Wien, Montg, 14. Sept.

Vormittag Handzeichnungensammlung des Albertinums. Nur eine kleine Anzahl der Sachen ist auf den Wänden angebracht, deshalb borgte ich mir Portefeuilles aus, in denen die kostbarsten Dürer, Rembrandt, Rubens, Raffael etc. Originale aufbewahrt sind, über 200000 an der Zahl. Und diese sind in einem kleinen Seiten-Appartement eines bewohnten Schlosses angebracht. Was würde man solchen Sammlungen in München für Gebäude bauen!

Nachmittag war ich im Schönbrunner Schloßgarten. Die Menagerie fand ich, obwohl nur ein kleiner Bruchteil der Tiere (nämlich die Bären) wegen der Kälte der Besichtigung zugänglich war, sehr interessant, da ich weder in Prag noch auf der Reise einen Tiergarten zu sehen bekam. Ein Tiergarten ist das erste, was ich bemerke, das Wien besitzt und München fehlt.

Dienstg, d. 14. Sept. 03

Da die kunsthistor. Sammlungen um 8 Uhr noch nicht geöffnet waren, betrachteten wir den prächtigen Bau der Burg mit seinen Höfen, den die Macht zu Wasser und die Macht zu Lande darstellenden Marmorbrunnen, die Bronzedenkmäler Erzherzog Karls und Prinz Eugens; dann beschauten wir uns die Außenseite der beiden Hofmuseen, die in ihrer gegenseitigen Lage und dem verbindenden Propyläentor an die Secc[ession] und die Glyptothek mit den

Propyläen Münchens erinnerte, nur vermisse ich oben auf dem Propyl[äen]tor eine Figurengruppe. Wie herrlich wäre z.B. eine Löwenquadriga, in deren Wagen 5 junge Fahrer sich befinden, rückwärts stände die überlebensgroße Austria, vorn sitzen die allegorischen [Stelle unleserlich] der Kunst, der Wissenschaft, des Gewerbes und des Handels, in dieser Reihenfolge je die eine die andere umschlingend. So aber ist das Tor leer und öde.

Dann war ich vormittag in der Abteilung des kunsthist., in der sich Gemälde befinden, nachmittag in der Kupferstichabteilung. Abends war ich bei meinem Lieblingsstück (dem Thema meiner Redeübung), dem „Cyrano von Bergerac"; Kainz gab den Titelhelden, stellenweise genial, stellenweise in effekthaschende Hast verfallend. Frau Devrient-Reinhold war diesmal ärger wie unsere Frau Buska, unser ehemalige[r] erste[r] Schauspieler, der bei uns den Guiche gespielt hatte, mußte sich heute (zum ersten Male, daß er während meines ganzen Wiener Aufenthaltes spielt) mit einer Statistenrolle begnügen und hatte nur die Worte zu sprechen: „Die Sänftträger des Herrn Grafen." Armer Schmied, wie tief bist du gestiegen! (Er war sich halt des Sprichwortes „Jeder ist seines Glückes Schmied" bewußt.) Dagegen war Römpler als Ragueneau ein junger, aber sehr talentierter Anfänger, Frank als Neuvillette, Reimers, Zeska, Löwe in kleinen Rollen ausgezeichnet. Und die Ausstattung der Lagerszene war (insbesondere betreffs des spanischen Milieus) ausgezeichnet.

Mittw., d. 15. Sept. 1903

Früh suchten wir unseren lieben Antipoden und Deutschprofessor Llajos – pardon – Singer, endlich fanden wir die Realschule, gaben unsere Karten ab, da er natürlich nicht anwesend war. Nachmittag waren wir im Prater; die berühmte Wurstl-Pantomime interessierte uns gewaltig. Dann gingen wir in ein Panoptik; die Sache war größtenteils Schwindel, einige Athleten, ein Zwerg, eine Wahrsagerin, die auch eine von mir abgegebene Visitkarte erriet; als ein Herr (der absolut fremd und unbeteiligt war) die Richtigkeit der Sache in Zweifel zog, ergriff der Besitzer seine Hand mit der Aufforderung, sich schnell eine Farbe zu denken. „Kennen Sie einen gewissen Herrn rot?" Mit diesem Bescheid wandte er sich ab, die Antwort war richtig. Als ich noch zweifelte, machte er es mit mir ähnlich: ich

sollte mir eine Zeitung denken. Natürlich erriet er nicht, daß ich die „Times“ geraten hatte, aber daß er die Farbe erriet, bleibt mir ein Rätsel. Beim Namenerkennen der Visitkarte kommen jedenfalls die zärtlichen [Zischlaute?] des Besitzers, mit denen er sein Kind bedachte, in Betracht, aber wieso er die Farbe erriet, ist mir ein Rätsel.

Abends war ich bei Gustave Charpentiers Oper „Louise“ im Hof-Operntheater. Die Handlung war dramatisch, die Musik ziemlich originell, die Aufführung mit Schröder sehr gut, die Ausstattung ging ins Feenhafte: Im Mont-Martre-Fest waren über 200 Personen auf der Bühne anwesend, und im Hintergrund erstrahlte ganz Paris mit unzähligen beleuchteten Fenstern und Straßen.

Am Nachhausewege traf ich ehemalige Prager Sportfreunde, jetzt Wiener Oberdrahrer. Zuerst gingen wir ins Automat-Restaurant, ließen uns vom Phonogr. alle Operettenpiecen und Chantant-Intermezzi vorspielen, dann betrachteten wir das Wiener Nachtleben.

Donnerstg, 16. Sept. 1903

Fortsetzung der Betrachtung des Wiener Nachtlebens, dann Schlaf; sodann besuchte ich die reichhaltigen Sammlungen des Naturhistorischen Museums. Das ist das zweite, was München fehlt. Dieses ist eben nur Kunststadt. Jede anderen Grundbedingungen einer gesunden Stadt sind zugunsten der ersten verkümmert: Handel, Wissenschaft, Sport, Industrie, das echte Burschentum fehlen in München ganz; Wien aber ist die allseitige Centrale des Reiches. Nachmittag brachte ich wegen des strömenden Regens und infolge der durchwachten Nacht entstandenen Schläfrigkeit bei Feldm[ann]. Abends war ich im Raimundtheater. Man sagte den „Sommernachtstraum“ auf. Nur unser alter Willy Thaller spielte und entriß uns durch seinen irrhaften Lachwitz dem Dämon Langeweile!

Freitg, 17. Sept. 03

Um ½9 stellten wir uns im ärgsten Gedränge an, um den Einzug des deutschen Kaisers zu erwarten. Die Straßen waren mit Girlanden, Triumphpforten und Fahnen dekoriert, die Straße mit einer riesigen Menschenmenge gefüllt, vor welcher ein vierreihiges Spalier von Sold[aten], hinter demselben noch eine dichte Polizistenreihe stand. Gegen 10 Uhr fuhr unser Kaiser in der Uniform seines 4. Garde-Grenadierregiments in einem gewöhnlichen Hofwagen zur Süd-

[bahn], vom Publikum durch begeisterte Zwischenrufe, vom Militär durch die Volkshymne empfangen; gegen ¾10 kam der deutsche Kaiser an in der österreichischen [. . .]

STOPFEN

Marie war eine Bauernmagd,
Hantierte mit der Sense,
Und immer wenn es Abend ward,
Da stopfte sie die Gänse.

Die geiz'ge Gräfin nahm sie mit
Zur Stadt. Sie dachte: bei der
Ersparst du sehr viel Zofenlohn.
Nun stopft Marie die Kleider.

Der junge Graf Gefallen fand
An der Zofe, an der netten,
Nahm ihr ein Chambre séparée,
Marie stopft Zigaretten.

Einst kam ein reicher Bourgeois,
Die Hand ihr anzutragen.
Sie nahm sie an, und heute? Nun,
Heut stopft sie ihren Magen.

AUF DEM KIRCHHOF PAUL UND PETER
Liegen Forscher, Freiheitsboten,
Dichter, Sänger, Volksvertreter,
Kurz, der Böhmen größte Toten.
Dort auf des Vyšehrades Höhe
Erträumen sie entschwundne Zeit,
Und die Zeit erscheint in Nähe,
Der sie einst ihr Wort geweiht!
Und sie träumen von den Jahren,
Da die Burg man hingebaut,
Daß zum Trutz den Feindesscharen

Sie ins Land hinüberschaut.
Unbezwingbar! Unerreichbar
Steht sie auf der Felsenwand,
Denn – dem Hankenschild vergleichbar,
Schützt sie weit das Moldauland.
Von Krokus dem Ahnen sie träumen,
Der mit der Elfe vermählt,
Den aus des Waldes Räumen
Die Böhmen zum König gewählt.
Von Libussa träumt ihr Sinnen,
Die mit märchenhaft mächtiger Kraft
Von hier, von der Hochburg Zinnen,
Dem Lande den Frieden verschafft,
Die eifrig spähet und schauet
Vom Giebel des Vyšehrad
Zum Ort, auf dem sie gebauet
Des Landes stattliche Stadt.
Sie träumen des Kriegs der Hussiten,
Der trotz'gen Žižkas Macht,
Sie träumen der Orebiten
Blutige Vyšehradschlacht.
Ihr empfindet tot die Freude,
Die das Leben euch versagt,
Tote! Wie ich euch beneide,
Wenn das Volk auch weint und klagt.

FÜR IMMER!

(An H. H.)

Ich fand einstmals mein Liebesglück,
Ich fand es auf der Straßen.
Ich hielt es für ein wertlos Stück –
Ich hab es schnöd verlassen.
Zwar weint ich, als das Liebesglück
Sodann von mir entschwunden . . .
Doch niemals kehrte es zurück,
Ich hab's nie mehr gefunden.

FESTSONETT
ZUM FÜNFJÄHRIGEN STIFTUNGSFESTE „STURMS“

Fünf schwere Arbeitsjahre sind verflossen
(Welch lange Frist ist doch ein halb Dezenn!),
Seitdem ein kleiner Kreis sportfreudiger Genossen
Den Club von heut im kleinen ließ erstehn.

Und heute steht er da, fest, wie in Erz gegossen,
Nach innen eins, nach außen stark zu sehn.
So mög er weiter blühn, gedeihn und sprossen
Und in der Zeiten Strom nicht untergehn.

Und wir? Wir sei'n so einig stets fürwahr,
So wie wir's sind im Hoffen, Wünschen, Sinnen.
Es mög zu seinem Ruhm noch manches Jahr
Voll heißer Arbeit, doch voll Glück verrinnen,
Und daß *alle* Herzen sich schnell eins werden,
Mög der „Sturm“ im Sturme gewinnen.

Schreit ich auf die Prager Brücke
Durch des Brückenturmes Tor,
Wird es trüb vor meinem Blicke,
Und die Zeit steigt klar empor.
Jene Zeit der frommen Alten,
Die bis heute nicht entschwand,
Da die heil'gen Steingestalten
Man gebaut am Brückenrand.
Die Steingebilde mir bedeuten
Des Böhmervolkes Widerschein:
Sinn und Herz voll Gläubigkeiten,
Arm und Kopf von hartem Stein.
Rote Ampeln brennen müde
Um der Böhmen Schutzpatron,
Und ihr roter Schein strahlt trübe.
Flackert dann. Dem Land zum Hohn.

AUS DEM NOTIZBUCH 1904

SUBJEKTIVE *ANSICHTEN* nehmen sich immer besser aus, wenn sie nicht als *subjektive* Ansichten vorgebracht werden. Und sie wirken auch mehr, wenn sie nicht als subjektive Äußerungen *des Verfassers* gebracht, sondern als die einer *handelnden Person* angeführt werden. Sie wecken viel weniger Widerspruch. Außerdem bewirkt eine Sympathie mit dem betreffenden Helden oder Nicht-Helden auch eine Sympathie mit seinen Anschauungen. Durch eine solche Sympathie werden auch die Ideen des Helden – die doch nur die Ideen des Verfassers sind – viel eher verfochten und – was mehr wiegt – beherzigt. Das beste Beispiel liefert die heilige Dreifaltigkeit, die doch nur eine Person ist: Faust + Meister + Werther = Goethe.

Um so ekler, anmaßender und effekthaschender erscheint mir infolgedessen – besonders bei obszön-frivolen Geschichten – die Manie der modernen Dekadenten, die alle ihre Produktionen zu Pollutionen ausarten lassen, indem sie diesen die Ich-Form verleihen. Diese manieristische Manie mahnt mich ans Wesen von gewissen Gymnasiasten, Couleurstudenten, Offizieren, Kadetten und Gigerln aller andern Arten, die in Gang und Trank das Leben von sexuell Erkrankten nachzuahmen suchen, um auf diese Weise den Anschein von Lebemännern zu erwecken.

LUST AN DER SCHÖNHEIT

Ihr Leute sagt, ich sei ein Päderast,
Und mögt damit nicht unrecht haben,
Denn ich umarmte manchen blanken Knaben
So wie ich manchen Frauenleib umfaßt'.
Denn mich, mich macht die echte Schönheit reich,
Des formenedlen, keuschen, nackten Leibes,
Ob sie des Knaben ist und ob des Weibes
Bleibt meinen Künstlerleidenschaften gleich.
Weil ihr dies Unzucht nennt, soll ich bemeistern
Und zwängen meine Feuerleidenschaft?
Das ist das Können doch der Jugendkraft:
Sich ohne Zwang am Schönen zu begeistern!

ABWECHSLUNG

Ich wünschte, daß ich unter Göttern lebe
Und nähme teil an ihrem Göttermahl,
Doch weiß ich nicht, wem ich den Vorzug gebe:
Dem Ganymedes oder ob der Hebe?
Nicht unschwer, glaub ich, würde mir die Wahl.
Doch was! Ich würde beide halt umarmen,
Da sie doch beide des Umarmens wert.
Den Ganymed hielt' ich bei Tag in Armen,
Ich würd bei Nacht an Hebes Busen erwarmen
Und tät's die nächste Woche wieder umgekehrt.

PSYCHISCHER HERMAPHRODIT

Tempus!

Ich bin kein spähender Türmer,
Kein Himmelsstürmer,
Kein mächtiger Ringer,
Kein Länderbezwinger,
Kein kraftvoller Dränger,
Ich bin ein einfacher Sänger
Und dräng mich keinem in die Ohren,
Drum laßt mich – tempus – ungeschoren.

DASS ICH SO KLUG GEWESEN

Als ich erfahren, daß sie sich vermählte,
Die Schöne, die ich glühend heiß geliebt,
Da frug ich sie verzweifelt und betrübt,
Warum sie mich nicht, sondern jenen wählte.
Die Antwort war: „Ich hatte Scheu empfunden,
Vor deinem klugen, allzu klugen Wesen." –
Deshalb war mir mein Jugendglück entschwunden.
Wie schluchzte ich, daß ich so klug gewesen!

Als ich nach Jahren wieder sie besuchte,
Da sah die Jugendliebe anders aus.
Als dralle Hausfrau herrschte sie im Haus
und zankte, kreischte stets und fluchte.
Ihr Gatte selbst erzählt' mir ihre Tücke
Und nannte Drachen sie und alter Besen.
Ich aber dankte innig meinem Glücke.
Wie freut ich mich, daß ich so klug gewesen!

NUR NICHTS VON LIEBE!

Flink, Meister Spielmann, spiel ein Lied,
Doch nur kein Lied von Liebe,
Denn, wär dies traurig oder froh,
Das stimmt mich immer trübe.

Sängst du ein Lied von Minne*glück,*
Gedächt ich meines Leides,
Das zog ich grollend in Vergleich
Und würde voll des Neides.

Und sängest du von Liebes*qual,*
Verglich ich's *meinen* Leiden
Und merkte schluchzend, beim Vergleich,
Was größer ist von beiden.

Drum, Meister Spielmann, spiel ein Lied,
Doch nur kein Lied von Liebe;
Denn, wär dies traurig oder froh,
Das stimmt mich immer trübe.

SCHWARZROTGOLD

Jüngst sagt' mir ein Couleurstudent:
„Mein Freund, dir ist das Deutschtum fremd.
Du gehst nur mit dem Mädchen dein

Und läßt das Deutschtum Deutschtum sein.
Dein Jugendsinn ist matt, erschlafft,
Du fühlst nicht in dir Jugendkraft,
Und heißer nicht dein Blutstrom rollt,
Siehst du die Farben schwarzrotgold."
Ich sagte drauf: Mein lieber Freund,
Das ist nicht also, wie es scheint,
Denn grad, weil ich dem Mädchen hold,
Lieb ich die Farben schwarzrotgold.
Seh ich ihr schwarzes Augenpaar,
Ihr Lippenrot, ihr goldnes Haar,
Dann zeigt sich's, daß ich nicht erschlafft,
Dann fühl ich in mir Jugendkraft,
Und heißer stets mein Blutstrom rollt,
Seh ich *die* Farben schwarzrotgold.

ICH

Das Angesicht voll blut'ger Hiebe,
Den Magen voller Alkohol,
Das Herz voll heißer Burschenliebe,
Von Burschenmut die Seele voll
Und stets bereit zu tollen Streichen,
Sagt, brauch ich noch ein Burschenzeichen?
Doch sollte ich dies einst vergessen,
Wird mir die Jugendlust geraubt,
Nehm ich das Burschenband statt dessen
Und setz den Burschenhut aufs Haupt.
Und geh ich ins Philisterland,
Dann sollt ihr von mir sagen,
Er hat stets redlich Farbe bekannt,
Obwohl er nicht Farbe getragen.

ICH BIN EIN RITTER

Ich bin ein Ritter, stolz und hehr,
Mein Herz führ ich im Wappen,
Die Feder, die ist meine Wehr,
Die Verse meine Knappen.
Und kommt ein feindlicher Gesell
In mein Revier gestiegen,
So rüst ich Wehr und Knappen schnell,
Und er muß unterliegen.
Dann zieh ich stolz, des Siegs erfüllt,
Aus seiner Brust die Lanze,
Dann strahlet hell im Wappenschild
Mein Herz im roten Glanze.
Doch hab ich einst die Kraft nicht mehr,
Nicht Lust zu Streit noch Ränken,
Dann will ich Knappen, Wappen, Wehr
Und mich zur Grube senken.

BRUDERSCHAFT

Der Tabaksqualm, der Liebessport
Und Henker Alkohol,
Die nahmen meine Jugend fort,
So ward ich blaß und hohl.

Des Kartenteufels wüster Bund,
Der nahm mir meine Gelder,
So streif ich jetzt als Vagabund
Schwach, gutlos durch die Felder.

Du Lumpentum nahmst meine Kraft,
Doch wenn ich auch verende,
Ich halte treu dir Bruderschaft
Bis an mein nahes Ende.

MEIN KALENDER

Kommet mit dem *Januar*
Schlittschuhlaufen wunderbar,
Muß ich auf der glatten Bahn
Stets ein flottes Liebchen ha'n.
Hurra!

Kommt der *Februarius*
Mit dem Fasching, Tanzgenuß,
Brauch ich auf dem Tanzparkett
Ein Feinsliebchen zart und nett.
Hurra!

Kommt dann mit dem Monat *März*
Spiel im Freien, Sport und Scherz,
Brauch ich stets als Partnerin
Ein Mägdelein mit frohem Sinn.
Hurra!

Kommt hierauf der Mond *April,*
Wo man frei lustwandeln will,
Strahlend, wie der Lenz beginnt,
Brauch ich doch ein fühlend Kind.
Hurra!

Kommt der Wonnemonat *Mai*
Mit dem Blütenglück herbei,
Brauch ich – da sich alles freut –
Auch ein Lieb an meiner Seit.
Hurra!

Kommt hernach die *Junizeit,*
Kommen Prüfungssorgen Leid,
Brauch ich in der schweren Frist
Ein Weib, das mir die Not versüßt.
Hurra!

Kommt sodann der *Julius,*
Freiheitshauch, Semesterschluß,
Zieh ich sorglos über Land,
Brauch ein Lieb an meiner Hand.
Hurra!

Kommt der Erntemond *August,*
Sonnenglast und Sommerglut,
Brauch ich in dem Erntefeld
Einen Schatz, der mir gefällt.
Hurra!

Kommt der *September* in das Land,
Nehm den Stutzen ich zur Hand,
Brauche dann zu froher Jagd
Eine Maid, die mir behagt.
Hurra!

ERTRÄUMTES PARADIES

Der Flügel treibt aus dem Gefetze
Den Ball bis knapp vors Goal sich hin
Und träumt, der Ball säß schon im Netze
Und als den Sieger pries' man ihn.
Er träumt, wie man im Clublokale
Ihn hoch mit Jubelreden ehrt
Und wie man schäumende Pokale
Zu seinem Wohl, ihn preisend leert.
Da – kriegt 'nen Krampf er in die Füße;
Doch wenn den Ball auch fehl er schießt,
Ein Augenblick gelebt im Paradiese
Wird nicht zu teuer mit dem Tod gebüßt.

AUS DEM NOTIZBUCH 1904/05

AKROSTICHON

Ach, schnell das Jugendglück verrinnt!
Noch ist's nicht lang, daß liebestoll wir glühten,
Nun fallen schon die Blätter von den Blüten . . .
Aus ist der Sommer, und der Lenz [!] beginnt.

Mag immerhin die Jugendliebe scheiden,
Auch immerhin der Sommer von uns ziehn,
In der Erinnerung soll er nicht entgleiten,
Erstrahlen soll er auch in spätern Zeiten,
Rein, strahlend soll er ewig uns erglühn.

ABSCHIEDSBRIEF

Ich bin ein Schuft. Doch wenn ich Dir nicht schriebe,
Daß ich ein Schuft, so würd ich schuft'ger sein;
Drum schreib ich Dir – zu hemmen meine Schufterein –,
Daß ich ein Schuft. Obwohl ich Dich betrübe.
Erfahre drum: Nicht echt war meine Liebe,
Ich liebte Dich (aus Schufterei) zum Schein!
Ich bin ein Schuft und würde schuft'ger sein,
Wenn ich Dir nicht, daß ich ein Schuft bin, schriebe.

DEM LEICHT-ERREGBAREN

Du bist erregt schon bei den kleinsten Gründen,
Ich will dir sagen, Tor, wieso:
Nur Funken braucht's, um einen Brand zu zünden,
Und ganz vortrefflich brennt das Stroh,
Und wenn zum Stroh den Weg die Funken finden,
Dann brennt es immer lichterloh.

SÜHNE

Ich rüge Fehler hier. Und unter ihnen
Sind meine eignen Fehler auch; das seh ich selber ein.
Verhöhnt mich drob. Mir soll's als Strafe dienen,
Durch euren Hohn will ich die Fehler sühnen:
Zu Sühngedichten sollen meine Sinngedichte sein.

EIN PASSENDES PÄRCHEN

Sie huldigt der lesbischen Liebe,
Und er ist ein Päderast.
Laßt euren Spott darüber schweigen,
Ihr könnt mir ja kein Pärchen zeigen,
Das in der Gleichheit seiner Triebe
Wie dieses hier zusammenpaßt.

ABHILFE

Der Deus ex machina ward verschmäht,
Verbannt als unnatürlich falsches Aushilfswesen.
Doch leicht ersetzen ihn die Dichter neuester Art,
Indem sie überhaupt nicht mehr den Knoten lösen.

ABSCHIEDSGRÜNDE

Ich hab dich lieb, unendlich lieb,
Doch bin ich riesig stolz
Und will es nicht und mag es nicht,
Daß du mich lieben sollst.
Du bist so schön, unendlich schön
Und engelstugendrein,
Doch will ich nicht, doch mag ich nicht
Von dir erhoben sein.
Ich will es nicht, ich mag es nicht,

Daß du mich lieben sollst.
Du bist zu schön, bist viel zu schön,
Und ich bin viel zu stolz.

ZELLENWIRKUNG

Mir fehlt – wie im Befehl zu lesen –
Die Liebe zum Soldatenwesen,
Dann Ehrgeiz, Ernst sowie Fleiß.
Drum ließen mich die edlen Herren
– Mir's beizubringen, schlauerweis –
Ins finstere Arrestloch sperren.
Da sitz ich nun, total verbittert,
An Leib und Seele gleich erschüttert,
Frostbeulen, Schnupfen, Hals entzunden,
Gedankenkräfte fast entschwunden,
Und nach und nach bekomm ich schon
Auch die Soldatenambition.
Und sollt mich aus der Kerkerkälte
Kein Rettungsschicksal bald erlösen,
Dann krieg ich noch – ich fühl's – in Bälde
Auch Liebe zum Soldatenwesen.

RAT

Zu denken sollst du dich bestreben,
Plagt dich widriges Geschick
– Statt dein Schicksal zu beweinen –,
Daß in deinem spätern Leben
Dieser trübe Augenblick
Dir vielleicht wird schön erscheinen
Und die Gegenwart verschönen
Wirst du dir durch *die* Vernunft;
Drum sollst du dir sie gewöhnen:
Denke in der Vorzukunft.

MENSCHENWÜNSCHE

Wie niedrig sind die Menschen doch!
Stets ist ihr Wunsch und Willen,
Dem andern Menschen möge sich nicht
Sein Wunsch und Willen erfüllen.

DER PAGE IM HUNGERTURME SINGT:

Mein Herz war grau, mein Herz war grau,
Die Königin war eine goldene Frau,
  Ich wollt mein Herz vergolden.
Ich hab – von diesem Wahn berückt –
Die Königin an mein Herz gedrückt:
  Ich wollt mein Herz vergolden.
Dem König ward es überbracht,
Welch frevle Handlung ich gemacht.
  Ich wollt mein Herz vergolden.
Die Königin starb den Henkerstod,
Ein ärgres Schicksal mir noch droht –
  Ich wollt mein Herz vergolden.

DER JÄGERSOLDAT

(Nach einer tschechischen Volksweise)

I

Die Ähren standen im Keim,
Da küßte am Feldesrain
Ein junger, fröhlicher Jägersoldat
Ein blondes Mägdelein,
Haha, ein junger, fröhlicher Jägersoldat
Ein blondes Mägdelein.

II

O Tochter, Tochter mein,
Laß den Soldaten sein.
Die Jägersoldaten marschieren bald fort,
Und du, du bleibst allein,
Die Jägersoldaten marschieren bald fort,
Und du, du bleibst allein.

III

Ach, kluges Mütterlein,
Zu spät der Rat trifft ein.
Die Jägersoldaten marschierten zwar fort,
Doch blieb ich nicht allein,
Die Jägersoldaten marschierten zwar fort,
Doch blieb ich nicht allein.

IV

Und wieder fruchtgeschwellt
Stehn Ähren am Erntefeld,
'nen Jägersoldaten, ganz klein und ganz zart,
Das Mädel im Windel hält,
'nen Jägersoldaten, ganz klein und ganz zart,
Das Mädel im Windel hält.

V

Sie küßt ihn heiß und weint:
Auch dieser Knab ist mein,
Wird wieder ein großer Jägersoldat
Und läßt mich dann allein!
Wird wieder ein großer Jägersoldat
Und läßt mich dann allein!

DIRNENSCHICKSAL

Das Dirnenwerden ist immer gleich
Bei einer wie bei allen.
Wenn sie erst einmal gefallen hat,
So ist sie schon gefallen.

KOMM HER, DU BRÜNST'GE DIRNENBRUT,
Du sollst mit deiner geilen Glut
Die Sinne mir erwärmen.
Ich bin zum Überdruß es satt,
Philistertöchter schal und matt
In Phrasen anzuschwärmen.

Entfeßle meine Vollnatur,
Du Straßenhur! Du Straßenhur!
Ich muß dich so benennen,
Es soll schon durch das wüste Wort
Mein Freiheitsdrang, der schon verdorrt,
Zum Glutenfeuer entbrennen.

Entledige deiner Hüllen dich.
Heut tat ich's auch. Nun bitte ich:
Schweig still! Die Worte spare!
Denn Worte sind nur Lug und Trug,
An Lug und Trug hab ich genug . . .
Und heut will ich das Wahre!

SCHÜTTELREIME

Wenn wir im Herzen Liebe tragen,
Bringt sie uns stets in trübe Lagen,
Doch wer sie aus dem Herzen schmeißet,
Von da ab frei von Schmerzen heißet.

DER KÖNIG

Es glauben der Leute unendlich viel,
Der König spiele ein Puppenspiel,
Tut seine Puppen führen.
Schiebt Hofstaat und Minister herum
Und stellt sie gerad und stellt sie krumm,
Tut sie nach Willkür regieren.
Der König spielt Puppentheater.
Wohl spielt der König ein Puppenspiel,
Doch tut er niemals, was er will,
Er spielt eine Puppenrolle,
Minister und Hofstaat ziehn ihn herum
Und stellen ihn gerad und stellen ihn krumm
Und fragen ihn nie, was er wolle.
Der König spielt Puppentheater!

FREIHEIT

Nur der im Zwang der Sklaverei
Nicht fühlt, daß er ein Sklave sei,
Nur der allein ist wahrhaft frei.

RETRAITESTIMMUNGEN

II

Ich saß in Liebchens Kämmerlein,
Es war der Abendlampenschein,
Mir aber war nicht trüb zu Sinn,
Ich dacht nicht, daß Soldat ich bin,
Ich dachte nur an Liebe.
Ich küßt mein Schätzchen sehnsuchtskrank
Auf Mund und Stirn und Wangen,
Und jeden heißen Kuß durchdrang
Das zehrendste Verlangen.

Und trüber ward des Lämpchens Schein,
Mein Mädchen wurde endlich mein
In innigst-engstem Bunde,
Und ich – in liebestrunknem Sinn –
Vergaß, daß ein Soldat ich bin,
Vergaß die Heimkehrstunde,
Die Heimkehrstunde, die Retraite.
Und als ich heimgekommen,
Da war's – laut Reglement – zu spät,
Man hat mich festgenommen.

Nun strahlt mir keines Lämpchens Schein,
Nun sitz ich im Arrest allein
Voll von Verzweiflungswunden,
Ich weiß, mein Liebchen sinnt wie ich
So einsam-still und denkt an mich
Und an die Abendstunden.
Wohl büß ich nicht zu hart die Nacht,
Doch möcht ich jenen wissen,
Der nicht getan, was ich gemacht,
Bei ebensolchen Küssen.

VERLEUMDUNG

Es heißt von Gill, er soll bei Dirnen schlafen.
Ach, wie verleumdet man den Gill, den Braven!
Wie könnte jemals Gill bei Dirnen – *schlafen!*

MEINE EPIGRAMME

In engste Form presse ich zusammen
Den Launeneinfall und den Mutterwitz,
Die Weltenweisheit und den Geistesblitz,
Und alles wird zu Epigrammen.

LIED

In sündenstarrenden Stunden,
In lasterschwarzer Nacht
Ward ich der Schuld geboren
Und habe die Jugend verloren,
Verloren
In lasterschwarzer Nacht.

So schrill durchpfiffen die Winde
Die lasterschwarze Nacht,
Die schwarzen Raben krächzten,
Die alten Bäume ächzten,
Ächzten
In lasterschwarzer Nacht.

Ich lag verflucht am Boden
In lasterschwarzer Nacht.
Es pfiffen Hohn die Winde,
Und neben mir lag die Sünde,
Die Sünde
In lasterschwarzer Nacht.

BEHARRLICHKEIT

Beharrlichkeit ist nur die Kraft der Feigen,
Die fürchten, daß man sie der Feigheit zeihe;
Nie wird Beharrlichkeit der Mut'ge zeigen:
Der Mutige zeigt Überzeugungstreue.

WENN ICH EIN HERRSCHER WÄRE ...

Wenn ich ein Herrscher wäre,
  Hätte ich ein Schlafgemach
  Mit alabasternem Bodenbelag
Und einem Alabasterbette.

Und hätte eine Zofe,
Von Schönheit prachtgeschwellt,
Die sucht ich in der ganzen Welt,
Nicht nur in meinem Reiche.
Und hätte einen Pagen,
Der wär nicht älter als sechzehn Jahr
Und hätte goldnes, welliges Haar
Und unverständige Augen.
Und wenn mein Reich noch schliefe,
Des Morgens gegen vier,
Dann öffneten beide meine Tür:
Die Zofe und der Page.
Und zu mir kämen beide
Nackt, wie der Morgen klar,
Und hätten rote Rosen im Haar
Und rote Jugend im Herzen.
So kämen sie in mein Zimmer,
Ich würde geblendet erwachen,
Möcht glücklich sein und lachen,
Wenn ich ein Herrscher wäre.

STREBEN

Der, welcher nur zu leben dieses Leben strebt,
Ist es nicht wert, daß er schon dieses Leben lebt.

Ich habe ein Ende genommen,
Ein Ende voll Schrecken und Graus,
Ich muß im Sumpfe verkommen,
Ich kann nicht wieder hinaus.
Ich wollte vom Glücke trinken
Und fand so viel vom Glück,
Nun muß ich im Sumpfe versinken,
Ich kann nicht mehr zurück.
Das Glück ist nur zum Streben,
Doch wer das Glück erreicht,

Der hat verwirkt sein Leben,
Er sinkt dahin und bleicht.
Das Glück ist nur zum Streben,
Doch wer's sein eigen heißt,
Der hat verwirkt sein Leben,
Sein Lebensblut vereist.
Er muß zu Boden sinken,
Bewußtlos, tonlos-dumpf,
Und muß im Glücke ertrinken,
Verderben in dem Sumpf.
Ich habe dies Ende genommen,
Ein Ende mit Schrecken und Graus.
Ich bin in dem Sumpfe verkommen
Und kann nicht mehr heraus.

REDENSARTEN

„Kann nicht dienen", antwortete der Soldat, als er bei der Superarbitrierungskommission gefragt wurde, was ihm fehle.

„Sehr verbunden", dankte der Student dem Arzte, als ihm dieser nach der Mensur einen Verband anlegte.

„Sie werden sich krumme Füße zuziehen", drohte der Leutnant dem Freiwilligen, der bei der Habtachtstellung die Füße nicht strecken wollte.

„Ich bin spielend reich geworden", erzählte der Falschspieler.

„Ich stemmte mich ja mit aller Macht dagegen", sagte die Tochter, als sie ihren Fehltritt gestand.

„Mich läßt das Ganze kalt", sagte der Ofen, als er erfuhr, daß der Kohlenhändler nichts mehr borgen wollte.

„Was schert mich Weib!" zitierte Simson, als er erwachte.

„Was habe ich da angestellt", rief der Chef, als er den neu angestellten Comptoiristen im intimsten Tête-à-tête mit seiner Gattin entdeckte.

„Das ist zum Jungekriegen", lachte der Vater, als der Sohn ihn fragte, wozu das Lieben diene.

„Lassen Sie den Kopf nicht hängen", tröstete der Scharfrichter den Delinquenten, als er ihn henkte.

„Ich will's bezahlen, wenn ich König bin", versprach der Schauspieler, als ihm die Schneiderrechnung überbracht wurde.

Die Arrestwache hat dafür zu sorgen, daß die Gefangenen unberufen nicht herausgehen.

Das Leben des einzelnen ist ein Wartesaal. Man wartet auf Züge, oft verschläft man den rechten Zug, mancher wartet sein lebelang, der eine im prächtigen Salon 1. Cl. etc.

Das Schützenabzeichen ist eine Putzschnur.

„Sinngedicht." Ist dies nicht tautologisch? Wäre ein Gedicht *ohne* Sinn noch ein Gedicht? Nein! Denn soll in jedem Gedicht auch ein Sinn enthalten sein, im Sinngedicht soll *nur* dies der Fall sein.

Mit Goal fang an, mit Goal hör auf,
Das ist der beste Spielverlauf.

Hochgoal kommt nach dem Fall:
Eigengoal stinkt.

Viele moderne Autoren schmücken sich mit fremden *Federn.*

Selberkochen macht fett.

Hände gut, alles gut.

Jeder ist seines Glückes G. O. Smith.

Eine Frau, die liebenswürdig ist, ist nicht mehr des Liebens würdig.

Spitze Zungen sind wie die Bienen, sie stechen und gehen oft selbst daran zugrunde.

Wer mäßig wünscht, wird bald erhört, aber nur wenn jemand bald erhört wurde, heißt es, daß er mäßig gewünscht hat.

Ein verbranntes Kind fürchtet das Feuer nicht mehr.

Ich brauche meine schlanken Füße,
Wenn ich beim Turnen Flanken schieße.

Oftmals ein hoher Kragen tötet
Den, der sich an sein Tragen kettet.

Ich bin gebannt in Rosenketten
Der Formgötzin Poesie.
Ich weiß, es sind zwar Rosenketten,
Jedoch ich fühle sie als Ketten
Und will aus ihrem Zwang mich retten,
Ich will es heiß und weiß nicht, wie.
Die Poesie ist nur ein Schleier,
Der reich mit Flittergold durchwirkt,
Er macht den Sinn dir lieb und teuer,
Der ohne diesen Flitterschleier
Vielleicht banal und hohl nur wirkt.
Die Poesie ist nichts als Flitter,
Der uns den Augenblick verschönt,
Doch sieh nur nah: Es ist nur Flitter,
Und was so glänzt, sind Glasessplitter,
Weh, wer sich Glasesglanz gewöhnt,
Weh dem, der nach der Fassung schätzet,
Dem Weib nur Preis des Erdenseins,

Den eitler Glanz und Schliff ergötzet,
Der nicht die edlen Farben schätzet
Und sich nicht freut des Feuerscheins.
Die unsern Sinn hat betört,
Sie macht mit ihren Schmeicheltönen
Uns den Gedanken auch zum Schönen,
Der uns vielleicht anstatt erhört.
Ich bin gebannt in ihren Ketten,
Ich möchte fliehen und weiß nicht, wie,
Ich kann nicht fort aus diesen Ketten,
Und jeder Anlauf, mich zu retten,
Wird nichts als wieder Poesie.

Gar mancher Spieler würde seiner Mannschaft mehr nützen, wenn er schnell draufginge.

Bei manchem Wettspiel ist die Mannschaft schon eingegangen, als sie darauf eingegangen ist.

Der bekannte Elf-Yard-Treter Petsch gibt mir beim Antreten unversehens einen Tritt. „Entschuldigen Sie", sage ich, auf meine Aufschläge des 11. Infanterieregiments deutend, „treten Sie hier keinen ‚Elfer'."

Der Korporal sagt: „Unser Oberleutnant heißt ‚von Troufa'. Aber das ist nur das Prädikat, er hat noch vorher einen wirklichen Namen." Ich sage: „Heißt er vielleicht ‚Edler von Troufa?'" – „Ganz richtig", sagt der Korporal jubelnd. „Wieso wissen? Kennen Sie ihn?"

Es ist nichts auf der Welt so einwandfrei gut, daß sich nicht jemand finden würde, der dies anerkennt.

Oftmals erscheinen die schwersten und peinlichsten Momente des Lebens, nachdem sie verstrichen und ihre Unannehmlichkeiten überwunden sind, in der Erinnerung am wertesten und teuersten. Dessen wollen wir eingedenk sein und uns solche momentan unangenehmen Zeiträume dadurch versüßen, daß wir uns in diesen

ausmalen, wie lieb uns dieselben in späteren Zeiten sein werden, das heißt, wir sollen in der Vorzukunft denken.

Oft ist die einzige Schattenseite eines Weges die, daß er keine Schattenseite hat. So ist es mit allen Dingen im Menschenleben: Diejenigen, die keine Schattenseiten haben, locken uns nie.

AUS DEM NOTIZBUCH 1905/06

APHORISTISCHE NOTIZEN

Es ist nichts auf der Welt so einwandfrei gut, daß sich nicht doch jemand finden würde, der dies anerkennt.

Die Kunst des Journalisten besteht darin, aus möglichst geringen Kenntnissen einen möglichst großen, möglichst guten Artikel zustande zu bringen. Sind die betreffenden Kenntnisse größer, mag der Artikel zwar ein besserer sein, zur Verfassung war aber eine größere Belesenheit oder Gelehrsamkeit des Verfassers und damit eine kleinere Dosis Journalismus erforderlich.

Poesie ist Prosa, die so schlecht ist, daß sie als Prosa nicht bestehen könnte und der man deshalb durch die Kunstform künstlich Schönheit verleiht.

Lesen ist nichts anderes als Müßiggang.

Die Verhältnisse, die man nicht ernst nimmt, endigen gewöhnlich am ernstesten.

Eigensinn ist die Beharrlichkeit der Dummen; Beharrlichkeit ist die Überzeugungstreue der Feigen, die fürchten, des Gesinnungs- und Meinungswechsels geziehen zu werden; Überzeugungstreue ist der Eigensinn der Reifen und die Beharrlichkeit der Mutigen.

Glücklich sein heißt entsagen.

Die Phantasie und deren Wirkungen sind von denkbarst großem Einfluß auf unser Leben. Sie nützen nur dem Künstler bei der Schöpfung seiner Werke, aber auch dieser Nutzen wird durch die schädlichen Wirkungen der Phantasie fast aufgehoben. Uns anderen aber bringt die Phantasie nur diese schädlichen Wirkungen. Wer anderer als die Phantasie erregt Neid, Eitelkeit, Ehrgeiz, Eifersucht, Strebertum, Gewinnsucht, Liebe, Prostitution und alle anderen

Leidenschaften und Laster, Fehler und Sünden. Ein Beweis dafür, daß in uns allen die Phantasie mit ihren Lasterwirkungen schlummert und daß nur manchmal durch die Gewalt der Erziehung ihre Eruption unterdrückt wird, ist es, daß wir in Krankheiten, in Lebensaugenblicken, in denen wir die Herrschaft über uns selbst verlieren, der Phantasie freien Lauf lassen: in Fieber, Rausch, Musik, Traum, bildender Kunst, Wahnsinn, Dichtkunst, Halluzination, Narkose usw.

Nur ein intelligenter Mensch kann sich stets ganz unparteiisch erkennen und beurteilen. Nun erkennt ein solcher Mensch vermöge seiner Intelligenz, daß er kein intelligenter Mensch ist. Was ist er?

Schönheitskonkurrenz: Die Schönen werden für etwas belohnt und mit einem Preise ausgezeichnet, was an und für sich bereits ein Preis ist, den sie noch dazu nur durch Zufall besitzen, und werden also durch diesen Zufallsbesitz doppelt ausgezeichnet. Denen, welchen die Natur die Schönheit nicht in so hohem Maße zuteil werden ließ, wird ihr Mangel durch den Spruch der Preisrichter noch mehr vor Augen geführt und sie noch überdies mit Neid erfüllt. Denn die Ausflucht der „Vernünftigen“, äußere Schönheit mache noch nicht den Menschen aus, steht doch bei allen im Gegensatze zu deren (vielleicht nur geheimem) Wunsche nach schönen Geliebten und dem geheimen Wunsche, erhaben schön zu sein und durch Schönheit überall zu siegen. Und was ist begreiflicher als Streben nach Schönheit? Gibt es etwa Liebe ohne Schönheit? (Allerdings kann diese Schönheit – Liebe ist blind – subjektiv, ja sogar sehr subjektiv sein.)

Größe, Freiheit und Schönheit sind unbeschränkt und unbegrenzt. Was Schranken, Fesseln und Grenzen kennt, ist klein, sklavisch und niedrig.

Nachsicht ist die Mutter der Weisheit.

Wer viel Geld hat, kann Unsinn nicht vermeiden.

Großtun trägt Zinsen.

Spärlich währt am längsten.

Weh dem, der liebt.

Not lehrt treten.

Vorsicht ist die Mutter der Feigheit.

Der erste Ausdruck ist oft der bleibende.

Einsicht ist die Mutter der Weisheit.

Unkraut verdirbt nicht – alles.

Wer zuerst kommt, prahlt zuerst.

Fliegen haben kurze Beine.

Was ein Hofrat werden will, krümmt sich beizeiten.

Unter Blinden ist der Blindeste König.

Der Entschluß, etwas zu unterlassen, fällt uns immer leichter als der Entschluß, etwas zu tun.

Die Jagd nach dem Glück ist von Großen und Reichen gepachtet; die anderen, die nach dem Glücke jagen wollen, werden als Wilddiebe behandelt.

Viele Hunde sind (nur) des *Hasen* Tod.

Das Passiv von „Unrecht" ist „Unrecht leiden".

Jeder ist seines Glückes Schmied. Nur fehlt manchem dieses Schmiedematerial.

Mitgift sollte oft Gegengift heißen.

Was wir wollen? Das wissen wir Menschen nicht. Aber das brauchen wir gar nicht zu wissen. Die Hauptsache ist, daß wir überhaupt wollen, und der Wille zum Wollen ist allein für sich schon willenswert.

Ein Mensch ist nur dann etwas, wenn er es auch dann ist, wenn ihn niemand beobachtet. Ein frommer Kollege wandte gegen diese Äußerung ein: „Dann könnte kein Mensch jemals etwas sein, denn Gott beobachtet ihn überall." Und ich sagte: „Wenn man an die Allwissenheit und Allmacht Gottes glaubt, ist dann der Mensch überhaupt noch etwas?"

Mancher glaubt ein Rettungsseil zu greifen und greift einen Fallstrick.

Interesse ist Begabung.

Armut ist keine Schande. Na, das möcht ja noch fehlen!

„Es ist etwas faul im Staate. Der Staat bin ich."

Mancher rennt kopflos mit dem Kopf gegen die Wand.

ZU LESSINGS „LAOKOON"

Als Lessings „Laokoon" 1766 erschien, entfesselte er Stürme von Begeisterung, Stürme von Beifall und Stürme von Widerspruch. Aber heute nach hundertvierzig Jahren hat die Zeit, die freigebig Adelsdiplome und Heiligenscheine verleiht, alle objektive und subjektive Kritik über dieses Werk längst zum Schweigen gebracht, längst liegen sich nicht mehr Widerspruch und Anerkennung in den Haaren, niemand wagt es, nur die „Grenzen" zu verrücken, die Lessing für „Malerei und Poesie", das heißt für bildende Kunst und Schriftkunst, festgesetzt hat, und längst hat der „Laokoon" die Bewunderung gefunden, die er als monumentales Meisterwerk der Genialität fraglos und widerspruchsfrei verdient. Aber sollen wir den „Laokoon" *nur* mit Bewunderung lesen? Ist nicht der

„Laokoon“ ein kritisches Werk, ja – was viel sagen will – ein noch kritischeres Werk als alle Lessingschen andern, die doch alle – Sinngedichte, Fabeln, Abhandlungen, Gedichte, Dramen – nur mehr oder weniger kritische Werke sind? Und können wir ein kritisches Werk auf eine bessere Art lesen, als indem wir selbst einen kritischen Maßstab anlegen? Wir sollen den „Laokoon“ Lessings betrachten, so wie er es verdient, wir sollen uns an der herrlichen Bildung der Sprache, an der überzeugenden Kraft der Polemik und Dialektik des Autors erfreuen, ohne deshalb außer acht lassen zu müssen, daß die blendendsten Antithesen doch meistens nichts anderes als Paradoxa sind, daß die Schönheit der Sprache die Schwächen der Beweisführung maskiert, daß gerade im Innern der schönsten Perioden der Wurm des Trugschlusses tief drinnen steckt und daß Lessing, dem wir so widerstandslos das Endurteil über Malerei und Poesie überlassen, weder Maler noch Dichter war, da er ja fast („fast“, obwohl ich dies Wort gerne fortlassen möchte) niemals seine Gefühle und Ideale und andere lyrische Empfindungen zum Gegenstande seines künstlerischen Schaffens machte. Diesen Mangel an lyrischem Schaffen, der – nebenbei bemerkt – mit dem höchsten lyrischen Empfinden koexistieren kann, dürfen wir nicht außer acht lassen, wenn wir „Laokoon“ lesen. Nehmen wir zum Beispiel den Beginn des Werkes, in welchem sich Lessing gegen die Ansicht ausspricht, daß die Poesie eine redende Malerei sei. Ja, einem Lessing war die Poesie freilich keine redende Malerei. Er malte freilich niemals eine Stimmung, eine Landschaft, ein Genrebildchen mit seiner Poesie, was die Romantiker, Goethe, Stifter, Novalis und viele andere so farbenprächtig und herrlich zustande brachten. Ihm war die Poesie eine schöne Form für einen reformatorischen oder reorganisatorischen Gedanken über Fabel, Sinngedicht, bürgerliches Trauerspiel, Lustspiel; ihm war sie eine Maske, mit welcher angetan er die frivolsten Stoffe in den Gedichten „Der Eremit“, „Faustin“, „Die Teilung“, „Der über uns“ aussprechen konnte; ihm war sie eine spitzige und scharfe Handwaffe, mit der er zum Beispiel in den Sinngedichten einen Gegner am empfindlichsten verletzen konnte; ihm war sie ein Ausweg, auf dem er seine Ansichten und Ideen auf der Bühne, dem Forum der Öffentlichkeit, wirksam vertreten konnte, sogar noch als ihm anno 1778 eine hochnotpeinliche großherzoglich-braunschweigische Regierung deren Verfech-

tung verbot. Und wenn wir uns auch mit dieser Verwendung der Poesie einverstanden erklären und wenn auch dadurch ihre Schönheit nicht verlorengeht, so können wir es nicht verneinen, daß es *auch* eine Poesie geben soll – und vielleicht nur diese Poesie –, eine Poesie, die kein Mittel ist, eine Poesie, die kein Zweck ist, eine Poesie, die keine Verwendung kennt, eine Poesie, die nur an und für sich besteht, eine Poesie, die nichts weiter will, als einen schönen Augenblick, eine schöne Stimmung, eine schöne Szene, einen schönen Traum, ein schönes Gemälde durch das Wort festzuhalten, und diese Poesie ist eine redende Malerei – trotz Lessing. Und so wird mancher Leser und seine Anschauungen mit manchem im „Laokoon" Ausgesprochenen nicht in Einklang kommen können, vielleicht sogar in offenen Widerspruch geraten, vom eben angeführten Beginne des Vorwortes angefangen bis zu den in keinem äußerlich oder innerlich begründeten Zusammenhang stehenden Berichtigungen von vollständig belanglosen Irrtümern Winckelmanns, zum Beispiel daß es Herkules und nicht Bacchus war, der dem Parrhasius in der von diesem gemalten Gestalt erschienen sei, daß Tauriskus nicht auch Rhodus, sondern auch Tralles war, daß „Antigone" nicht die erste Tragödie des Sophokles war, mit welchen Gleichgiltigkeiten das große stolze Werk „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie" abgeschlossen wird.

Man sollte meinen, daß meine Mahnung zu kritischem Beurteilen überflüssig sei, da doch jeder selbst beim Lesen die Schwächen und Stärken eines Werkes herausfühlt. Dem ist aber nicht also. Seit Jahren wird (angeblich um den Sinn für und die Liebe zu den Klassikern zu erwecken, in Wirklichkeit aber aus kritischer Unfähigkeit und Feigheit) in Schule, Haus, Gesellschaft, Presse den Klassikern Weihrauch und den Leuten Sand in die Augen gestreut, indem die für die „Intelligenz" erforderliche Bewunderung dem unparteiischen Urteil die Tore verschließt. Wäre zum Beispiel ich ein literarischer, kritischer Herold, bekannt, berühmt oder gar berüchtigt und nicht ein literarischer Embryone, dann würde schon die ganze Zunft der Klassikerschnüffler, der Herausgeber von unveröffentlichten Klassikerbriefen (und -rechnungen), der Dozenten über die Verhältnisse zweier vaterländischer Dichterlinge zueinander und dergleichen sich auf mich stürzen, mich der Verleumdung, der Lästerung, des Verrates, der Entweihung zeihen, als wenn ich

mindestens verkündet hätte, daß der liebe Gott ein verkommenes Subjekt sei, und nicht die einfache, nahezu selbstverständliche Anregung gegeben hätte, man möge bei jedem Werke, und insbesonders bei einem so streng kritischen Werke, wie es der Lessingsche „Laokoon" ist, nicht nur die vielen Schönheiten, sondern auch die vielen Schwächen betrachten und sich damit die eigene Anschauung und Überzeugung auch vor der polemischen, dialektischen Gewalt der Klassiker bewahren. Denn nur dies ist meine Absicht.

AUSGESCHIEDENE TEXTSTELLEN IM KRIEGSTAGEBUCH 1914/15

Dienstag, den 15. September 1914.

Die Schlacht zu schildern? Das schreckliche Gefühl eines Intellektuellen, der sich durch bleierne Todesdrähte durchschlängeln möchte und doch weiß, daß er sich nicht durchschlängeln kann und daß alles Hüpfen von Baumstamm zu Baumstamm, von Deckung zu Dekkung nicht einen Pfifferling Schutz gewährt? Werde ich die Ziele erreichen, die ich mir erträumt habe, werde ich das noch schreiben können, was ich zu sagen habe, wird es sich als richtig erweisen oder nicht, oder werde ich als verachtetes Zeilenschänderlein mein Dasein beschließen, mir selbst zum Spott, werde ich alt oder jung sterben, geliebt von einer Frau oder verhöhnt – der nächste Moment kann es erweisen, dazwischen schießt man in der Richtung, aus der in einer Reihe die feindseligen Geschosse aufplatzen, schaufelt mit der Hand einen unwesentlichen Brustwall, um sich dann für ein paar Augenblicke müde in dieser Would-be-Deckung auszustrecken oder ein paar Erlebnisse zu notieren und beim Schreiben daran zu denken, daß auch diese Notizen hier im serbischen Walde liegenbleiben, wenn eine Kugel ihren Weg in die Eingeweide, ins Hirn, in die Brust oder in das Herz nimmt. Schließlich ersehnt man nichts heißer als die Kugel.

Donnerstag, den 17. September 1914.

Ich aber muß über die Wiese, über die Schüsse wie eine Sense hinfahren, zum Feldherrnhügel, der aber kein Hügel ist, sondern eine schöne Deckung, für das Landwehr-Brigadekommando in die Erde gegraben. Auch unser Regimentskommando hat notgedrungen darin noch Platz, wo die anderen Ordonnanzen sind, kann ich in der Dunkelheit nicht konstatieren. Da liege ich nun mutterseelenallein auf einer Wiese, durch deren Gräser die Kugeln pfeifen, neben mir und über mich fliegen sie und fallen nahe von mir zu Boden. Ich aber kann nichts anderes tun als meinen alten treuen Brotsack aufpflanzen, daß er wenigstens von einer Richtung meinen Kopf

schütze. Das Feuer ist mörderisch, mörderisch? Dann sind auch wir Mörder, die ebenso stark schießen. Wir sind vielleicht ausgezogen, um zu töten. Aber jetzt ist keiner von uns, den das blutige Handwerk nicht reut. Was nützt das? Wir sind jetzt wie die Verbrecher, die sich vom Galgen nicht anders loskaufen könnten, als daß sie selbst das Schergenamt übernehmen, und drüben ist es ebenso.

Das Mützschild habe ich wieder umgedreht, um den Kopf an die Erde pressen zu können. In meine Nase bohren sich Grashalme, am Rücken beißt mich Ungeziefer, meine Füße sind eingeschlafen. Aber wenn ich mich bewegen würde, träfe mich einer von den Schüssen, die längs meiner Konturen hinfahren, todsicher, und ich müßte wimmern, wie dort in den Nachbarbüschen jede Weile ein anderer wimmert, aufschreit und verzweifelte Rufe nach der Sanität ertönen läßt.

Ach was! Soll dieser Zustand des Gelähmtseins ewig währen? Lieber früher als später! Ich stehe auf, ich will eine ganze Figur sein, damit mich mein unsichtbarer Henker nicht verfehle. Schlag zu mit deinem Beil aus Blei, ich bin nicht zu verfehlen, sieh her, ich recke mich noch.

An mir vorbei fliegen die Schüsse. Manche brummen, wie Bienen, manche tönen, als ob eine Zithersaite reißen würde, manche klingen wie Flöten, manche wie Geigentöne, manche pfeifen wie Okarinen, manche zischen, als ob man glühendes Eisen im Wasser hielte, manche klatschen wie Peitschenhiebe, manche quaken, manche schnattern.

Ich beginne mit Behagen dem Freiluftkonzert zu lauschen und ziehe den Mantel an. Ah, der wärmt. Willst du mich in einem glücklichen Moment ereilen, du Scharfrichter da drüben – jetzt ist er da. Mach's kurz, Schelm vom Berge!

Freitag, den 18. September 1914.

Das Regimentskommando übersiedelt noch tiefer ins Feindesland. In einer Erddeckung bezieht es Quartier. In dieser Höhle, in der eine Telefonstation etabliert ist, obliegt mir eine beinahe journalistische Tätigkeit: Ich bin heute Telefonstenograf und habe die einlangenden und abgehenden Meldungen zu notieren, die telefonisch und die durch Ordonnanzen übermittelten, die von Kommenden und die von den Abschnitten, die an den Train und die von den Pionier-

abteilungen. So bin ich zwar Skribifax, aber es ist ganz amüsant und belehrend zu sehen, wie die Feder von jedem einzelnen Plänkler bis zum General zusammenlaufen – soll. Es klappt natürlich nicht alles, aber immerhin werden mir viele Zusammenhänge klar.

Dienstag, den 22. September 1914.

In aller Herrgottsfrühe richtete der Regimentshornist mit mir das Zeltblatt, das wir über unsere Deckung gelegt hatten, damit Tau und Regen nicht durchdringe. Plötzlich saust eine Kugel herbei, zerbricht das Brett, das ich in der Hand halte, und prallt gegen das Knie des Stabstrompeters ab, das blau anschwillt. In der Höhle des Löwen, d. i. in der Deckung des Regimentskommandanten, arbeite ich wieder an der Vervollständigung des Regimentstagebuches, das seit der am 18. August erfolgten Verletzung des Majors Balzar nicht geführt wurde. Ich hatte in meinem eigenen Tagebuch wiederholt den Ausdruck „koffern“ gebraucht, den Terminus für planloses Umherirren auf dem Manöverfeld; jetzt sehe ich, aus welchen Erwägungen und auf Grund welcher Meldungen dieses „Koffern“ erfolgte. Trotzdem ändere ich in meinem privaten Tagebuche, obwohl es durch derartige Ergänzungen den Charakter einer authentischen Darstellung bekäme, nicht das geringste, da ich mir vorgenommen habe, hier nichts als Selbsterlebtes und nichts als eigene Gedanken wiederzugeben, den Krieg nicht anders zu schildern, als wie er sich eben im Hirn eines Korporals spiegelt. Das Generalstabswerk über den Serbenkrieg zu schreiben überlasse ich anderen.

Um Viertel zwei Uhr nachmittags bin ich mit den Nachträgen für das Regimentstagebuch fertig und mit den gegenwärtigen Ereignissen auf gleicher Höhe. Jetzt werde ich es selbständig führen, allerdings im bisherigen Stile und bisherigen Sinne.

Mittwoch, den 7. Oktober 1914.

Ich habe gestern und heute 100 Seiten des Rousseauschen Werkes verschlungen. Da kam eine Botschaft, die mich tödlich erschreckte. Korporal Sandner gratuliert mir dazu, daß ich zur Beförderung eingegeben sei. Ich hatte schon wiederholt davon gehört, daß ich wegen meines angeblich furchtlosen Eifers beim Drinaübergang avancieren solle, aber ich hatte dies alles für müßiges Geschwätz

erachtet. Ich hatte nun schon längere Zeit nichts mehr davon gehört, und die Mitteilung traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Korporal Sandner hatte die Nachricht von einem Kompagniekollegen erfahren, der den Beförderungsvorschlag zum Bataillonskommando getragen hatte, und beeilte sich, mir als erster die Mitteilung und Gratulation zu überbringen. Er war baß erstaunt, mich nicht bloß nicht erfreut, sondern geradezu bestürzt zu sehen. Auch die anderen nebenstehenden Ordonnanzen waren verblüfft und erklärten sich das Rätsel endlich so, daß ich mich bloß verstelle, um meine Freude nicht anmerken zu lassen (vielleicht um nicht anläßlich des freudigen Ereignisses eine Flasche Cognac springen lassen zu müssen, bis sie möglicherweise einmal zu erhalten wäre). In Wirklichkeit war meine Bestürzung keineswegs eine Pose. Erstens sind mir die Obliegenheiten des Zugskommandanten nicht sympathisch: Visitieren, mit der Pistole in der Hand die Säumigen vortreiben und immer in jeder Situation und bei jedem Gespräch das sogenannte gute Beispiel geben zu müssen. Besonders das Befehlen ist mir aus tiefster Seele verhaßt. Viel lieber liege ich als einfacher Korporal in der Feuerlinie ohne besondere Verantwortung und ohne genötigt zu sein, einen Würdenträger in der Kompagnie darstellen zu müssen. Die Leute, die mich jetzt gern haben und sich durchwegs mit mir duzen, ob sie nun Kanalarbeiter, Milchwagenkutscher, Dorfmusikanten oder aber Lehrer und Kontoristen sind, würden mich nur per „Sie" ansprechen, mich mit Mißtrauen betrachten, jeden Befehl glossieren und in der Bitte, mir ein bißchen Wasser einzuschenken, eine befohlene Dienstleistung sehen. Schon im Zivil hat mich meine Unfähigkeit, jemandem zu befehlen, meine oft innere Neigung, mit jedem Diener intim befreundet zu sein, in der Karriere gehindert, und nun sollte ich beim Militär, wo ich nie eine Karriere machen wollte, plötzlich dazu gezwungen sein. Mit Leuten aus der gesellschaftlichen Schichte, der die Offiziere angehören, bin ich seit jeher bis zum Überdruß in Verkehr gestanden, und es ist noch eines der angenehmsten Gefühle meiner Jetztzeit, daß ich endlich einmal monatlang mit Menschen aus anderen Klassen Tag und Nacht als Gleicher unter Gleichen leben, ihre ganze Weltanschauung und Lebensauffassung kennenlernen kann. Da wie dort gibt es Kluge und Dumme, aber in der Oberschicht ist die Dummheit durch unverdaute Lektüre und Scheinbildung kaschiert, und mir ist ein

Dummer, der nicht weiß, ob Serbien an Rußland grenzt, tausendmal lieber als ein gebildeter Esel, der seinen Untergebenen des langen und breiten auseinandersetzt, welche Fehler Hindenburg und Dankl seiner unumstößlichen Ansicht nach begangen haben.

Mein Leben ist jammervoll, mein Essen ungenießbar, das Schleppen mit dem Tornister, das ewige Sichselbstbedienen und ewige Kommandiertwerden hat gewiß keine Annehmlichkeit. Aber ich nehme das alles gern in Kauf und will mit allen Mitteln danach trachten, daß aus meiner Vorrückung nichts wird.

Sonntag, den 25. Oktober 1914.

Ich merke, daß dieses Tagebuch zum größten Teile von Schimpfen und Wehklagen erfüllt ist. Das ist nicht ganz für meine Stimmung, noch weniger aber für mein äußeres Gehaben charakteristisch. Im Gegenteil, ich bin weit besser gelaunt als die meisten anderen, mein alter Spitzname „Korporal Jux" ist mir geblieben, und oft sagen mir die Kameraden: „Du scheinst auf den Frieden gar nicht zu warten und schimpfst nie, wahrscheinlich geht es dir im Zivil nicht so gut wie beim Militär." Das kommt eigentlich nur davon, daß ich alle meine Einwendungen und Seufzer in diese Tagebuchblätter ergieße. Sie sind meine seelische Latrine, und erleichtert bewege ich mich dann auf dem Felde. Allerdings: wenn ich schreibe, muß ich meinen Schmerz konzentrieren, mir ihn noch einmal intensiv vergegenwärtigen, und es ist keine vergnügliche Arbeit, das in Sätze zu fassen, was einem das Herz einengt, alles Ungemach aus dem Unterbewußtsein ins Bewußtsein und von dort auf das Papier zu zerren. Aber der Fuchs beißt sich das Bein ab, um sich aus den Eisen zu befreien, und ist frei.

NOTIZBUCH MIT ANEKDOTEN

In der Prager Altstadt, in der Martinsgasse, befand sich in einem uralten Hause ein sehr bescheidenes Gasthaus „Zum steinernen Jüngling". Zu seinen Stammgästen gehörte der wegen seiner künstlerischen Liebhabereien bekannte Advokat Dr. Bauer. Als er gefragt wurde, warum er denn in das schäbige und schmutzige Beisel essen

gehe, erwiderte er: „Wissens, ich könnt ja auch anderswo hingehen, aber bitt Sie, es gibt so schöne Sagen von dem alten Haus.“

Den Blick vom Moldauquai auf den Hradschin beleben zahlreiche bunte Wildenten, die hierher vom Norden zum Überwintern streichen. Ein Fremder fragt etwas verwundert einen Prager: „Die vielen Enten; warum werden denn die Vögel nicht gefangen und verspeist?“ – „Aber, wissens, wie soll man Ente essen. Für den einzelnen Menschen ist sich eine zuwenig und zwei sind zuviel.“

Eine Dame kommt gegen Abend zum Fleischer in der Brückengasse. „Hob ich nix mehr“, fertigt Herr Kozourek kurz und grob die Kundin ab. Auf den schüchternen Einwand, daß in der Ecke doch noch ein großer Schinken hänge, schreit der Meister, in seinen heiligsten Gefühlen gekränkt, die Dame an: „Sehns denn nicht, is sich mei Nachtmahl.“

Die Prager Vorstadt Žižkov, die „freie und erlauchte Republik“, von der es heißt, daß sie sogar eignes Geld, die sogenannten Žižkovaci, prägte, erfreute sich keines guten Rufes. Als Kaiser Franz Josef an der Einweihung der Kirche teilnahm, beglückwünschte er den Pfarrer zu seinem großen Sprengel. „Ich bitt Sie, Majestät“, erwiderte der geistliche Herr. „Was wollens mit die Leit hier. Getauft werdens im Findelhaus, heiraten tun sie am Žižkaberg, und sterben tuns in Pankrác.“

Der Maler Emil Orlik stammte aus einer weit- und hochberühmten Schneiderfamilie aus der Prager Langegasse, deren Tradition sein Bruder Hugo mit Eleganz und Selbstbewußtsein hütete. Wenn den Meister in Berlin seine Prager Landsleute, wie sie schon sind, an die Verwandtschaft daheim erinnerten, wehrte er bescheiden ab: „Ich weiß, der Künstler in der Familie ist mein Bruder Hugo.“

Der Kardinal Erzbischof Fürst Schwarzenberg inspizierte einmal das Kleinseitner Gymnasium. Der Lehrer prüfte in der Prima und fragte den Jirasek: „Wer hat das Pulver erfunden?“ Der Knabe stand verlegen, und erst als sein Nebenmann ihm einsagte: „Schwarz“, antwortete er, den hohen Gast anblickend: „Fürst Schwarzenberg.“

Der Lehrer versuchte die Antwort zu entschuldigen: „Nein, Jirasek, die Schwarzenberg sind sich zwar ein berühmtes Geschlecht, aber das Pulver haben sie nicht erfunden!"

Frau Dvořak läßt malen. Der alte Dvořak hat die Gewohnheit, beim Nachmittagsschläfchen auf dem Rücken zu liegen und die Hände über dem Kopfe zu verschränken, so daß ein ganzes Stück Mauer oberhalb des Sofapolsters aufgewetzt ist. „So", sagt die Frau Dvořak, „jetzt werd ich Ihnen zeigen, wo mein Mann immer die Hand hat", und führt den Maler zum Kanapee. „Aber nicht doch, gnä' Frau, bitt schön, bin ich schon zu alt für solche Sachen. Gebens mir lieber so auf Bier!"

Die Frau Kommerzialrat Krasny, bald Großmama, will sich einen neuen Hut kaufen. Nach längerem Zögern entschließt sie sich für ein recht jugendliches Modell und fragt, um ihr Gewissen zu beschwichtigen, die Modistin: „Werd ich mit dem Hute nicht zu sehr auffallen?" Aber Frau Weil entgegnet ruhig: „Aber bitte, gnä' Frau. Wer schaut schon auf Ihnen."

Der alte Apotheker Fuchs wird beim Spaziergang auf dem Graben fast überrannt. „Aber, aber, bitt Sie, Frau Pollak, was sind Sie so aufgeregt." – „Ich soll nicht aufgeregt sein, denken Sie sich, dieses Mensch, diese Gretel Pick, diese blöde Gans, dieser Miesnik, hat sich unterstanden zu sagen, ich sei eine alte Chonte." – „Nu, nu", sucht der alte Herr sie zu beschwichtigen, „schaun Sie, ich geh schon dreißig Jahr nicht mehr ins Geschäft, und noch immer sagen die Leut von mir: der alte Apotheker."

Herr Siegfried Klepetař (Textil) war Obmann-Stellvertreter des Deutschen Fußball-Clubs in Prag; für ihn gab es nichts auf der Welt als seinen Verein. Endlich gelang es dem DFC, seinen alten Konkurrenten, den tschechischen Spitzenclub Slavia, zu schlagen. Am selben Sonntag wurde Klepetař ein Sohn geboren. Und als ein Bekannter ihm gratulierte, erwiderte der siegbegeisterte junge Vater: „Und noch dazu mit zwei Ersatzleuten!"

Im „Montmartre" war der berühmte Hamlet, der einst auf der Bühne in Wallachisch-Meseritsch geglänzt hatte, Oberkellner. Da

kam eines Nachmittags die kleine Manda mit allen Zeichen höchster Aufregung ins Lokal gestürzt und ruft ihm und ihren Kolleginnen mit vor Staunen fast erstickter Stimme zu: „Hamlet, denk dir, sie spielen ein Stück über dich im Nationaltheater!"

Eines Morgens um neun stürzt Willy Haas in Werfels Schlafzimmer. „Auf, auf, wie kann man nur so lang schlafen. Max Brod hat schon ein Gedicht gemacht."

Bei Oberst Baron Bruckingen ist großes Essen. Der zum Speisenträger avancierte Kanonier Franta schüttet der Frau Statthaltereirat den Suppenteller über das Seidenkleid. Die Dame springt entrüstet auf, aber der wackere Pfeifendeckel beruhigt sie: „Macht sich nix, gnädigste Frau Gräfin, is sich in der Kuchel noch großer Topf voll Suppen."

In den Umsturztagen Ende Oktober 1918 begegnet ein Wiener auf dem Wenzelsplatz einem Prager Bekannten: „Ich muß schleunigst meinen Paß in Ordnung bringen. Wie komme ich da am schnellsten auf die Polizeidirektion?" Der Prager brummte: „Singen Sie das ‚Gott erhalte'!"

Ein Prager Student macht mit einem der kleinen Mädchen aus dem „Montmartre", der Vlasta Knout vom František, einen Ausflug nach Třebotov. Trotz ihrer sechzehn Jahre war sie noch von unglaublicher Naivität. „Schau dir an", rief sie, „diese Bauern. In einem solchen Nest brauchen sie auch schon ein Hotel."

Ein deutscher Dichter war in erster Ehe mit einer geborenen Kahn verheiratet. Sie zog es vor, ihren Mädchennamen mit der im Tschechischen gebräuchlichen Endung -ová zu betonen. „Sagen Sie, Meister", fragte ihn einmal im Café Westend ein Neugieriger, „ist Ihre Frau mit dem Bildhauer Canova verwandt? Eigentlich stammt sie doch von irgendwo bei Prag."

Die Sarah Bernhardt war zu einem Gastspiel nach Prag gekommen. An dem Abend gab es wieder einmal große antideutsche Krawalle,

besonders vor dem Neuen Deutschen Theater, das von Militär geschützt werden mußte. Als die französische Künstlerin durch die aufgeregte Menge fuhr, wurde sie mit tschechischen Zurufen und Schimpfworten überhäuft, berittene Polizei mußte den Wagen aus dem Gedränge herausbringen. Kaum ausgestiegen, rief die göttliche Sarah dem Direktor zu: „Großartig, so einen Empfang habe ich noch nicht erlebt, das Publikum hat mir unerhörte Ovationen bereitet, das Militär ist ausgerückt, berittene Garde hat mich eskortiert!"

Prager Geschichten

Im Intelligenzblatt der Allgem. Literaturzeitung Jena in der 3. Nummer v. 10. 1. 1789 ist unter „Todesfällen" eine Korrespondenz aus Prag d. d. 25. 12. 1788 zu lesen: Am 15. Dezember verstarb zu Prag der Abbé J. N. Bartholotti K. K. 2. Bibliothekar an d. dort'gen berühmten Universitätsbibliothek, ein Mann, der nach seinem Tode durch ein sonderbares Testament und Epitaphim fast mehr als im ganzen Leben von sich reden machte. Seine auf sich selbst verfertigte Grabschrift ist folgende: Hic jacet ignorantiae, superstitionis et intolerantiae Vindobonenia necnon cabbalistici victima naturalismi et Jesuitismi Bartholozzuis Exprofessor, Excensor, Expauluius, Exbibliothecarius et exhomo a 1788 aet.

Ermunterungslied der Prager Studenten zur Annahme des Kriegsdienstes im Jahre 1796

Im Allgem. Literar. Anzeiger III./Sp. 1723, Leipzig, 23. 10. 1798, ist zu lesen: Der Aufruf im August 1796, der anl. des befürchteten Einfalles der Franzosen in Böhmen an die böhm. Nation und an die Studenten der „ganzen Hohen Schule" gerichtet wurde, hatte zur Folge, daß sämtliche Lehrer ermunternde Reden an ihre Schüler und Zuhörer halten mußten, um sie zur Annahme der Kriegsdienste zu bewegen. Noch an dem nämlichen Tage, als dies in Prag am Vormittage geschehen war, fand man am Nachmittage folgende Verse auf den verschiedenen Gassen und Plätzen der Stadt ausgestreut:

Um für das Vaterland zu streiten,
Erinnerten in alten Zeiten
  Die Lehrer ihre Jugend.
Und siehe da! Auf einmal waren
Studenten da in großen Scharen:
Denn für das Vaterland zu sterben
  War ihnen heil'ge Tugend.

Und mutig folgten sie den Lehrern an der Spitze
Und retteten Tschechiens Ruhm
  Durch ihre Heldentaten,
Verjagten auch mit ihrer Jugend Hitze
Den Schweden aus den Palisaden,
Und siegreich waren allerorten
  Der Jugend tapfere Kohorten.

Gewiß, die alten Zeiten kommen wieder,
O dichtet, Dichter, Kriegeslieder!
  Mut flößen uns die Lehrer ein.
Wir eilen unter ihre Fahnen –
Wir gehn den Weg, den *sie* uns bahnen,
Und werden so *wie sie* des Vaterlandes Zier
  Und bleiben, so *wie sie* – allhier.

Eines Morgens näherten sich zwei Prager Studenten, gefolgt von einigen Kommilitonen von der Bursch. -onia, die damals in der Vorstadt Smíchov ihre Kneipe hatte, mit einem größern schwarzen Holzkoffer der dortigen Verzehrungssteuer, die die innere Stadt Prag gegen die Einfuhr unversteuerter Lebensmittel abzusperren die Aufgabe hatte. Die „Akzisaci" hatten es besonders scharf auf die deutschen Studenten abgesehen, die genötigt waren, ihren sogenannten „Mensurkoffer", der die Bandagen und sonstige Fechtrequisiten enthielt, in oder durch die Stadt zum Paukplatz zu schaffen, und hiebei wiederholt zur Ausräumung des Koffers auf offener belebter Straße angehalten wurden, was zu allerlei nicht gerade höflichen Auseinandersetzungen führte. Auch diesmal verlangten die Einnehmer die Öffnung. Der Bursche Fred wies im fließenden

Tschechisch darauf hin, daß die Herrn doch eh schon wüßten, daß nichts Steuerbares darin enthalten sei. Die Beamten wurden immer gröber. Einer fragte, was denn sonst für Lumpenzeug in dem Koffer wäre, und erhielt die prompte Antwort: Hovno (Dreck). Auf diese Auskunft gerieten sie in die größte Aufregung, die sich noch erhöhte, als der Student auch dem zur Amtshandlung herbeigerufenen Schutzmann gegenüber dabei blieb, daß er wahrheitsgemäß die Frage beantwortet habe. Die wütenden Beamten verlangten die Verhaftung wegen Amtsehrenbeleidigung und die sofortige Öffnung des verdächtigen Koffers. Hastig fuhr der eine von ihnen mit der Hand unter den Deckel und zog sie ebensoschnell voller Dreck zurück. „Hab ich's Ihnen nicht gesagt", bemerkte trocken der Jurist, „von einem strafbaren Tatbestand kann bei wahrheitsgemäßer Angabe nicht die Rede sein." Der Polizist zog es vor, im Kreise der Umstehenden zu verschwinden. Nur daß die Burschenschaft einen neuen Mensurkoffer anschaffen mußte!

Die beiden Inaktiven kamen aus dem Nachtcafé, wo sie ihren letzten Tupf in „Schwarzen" angelegt hatten. Nichtsdestoweniger nahmen sie in der einsamen Droschke, Ecke Graben und Wenzelsplatz, Platz und weckten den eingenickten Kutscher. Er zog die Decke vom Rücken seines Rosses, ein leichter Peitschenschlag – und das Pferdchen setzte sich in den gewohnten Trab. Der Wagen aber blieb stehen. Dem Kutscher sträubten sich die Haare zu Berge, während das Roß im nächtlichen Novembernebel entschwand. Empört sich über eine solche Sauwirtschaft auslassend, stiegen die Fahrgäste aus und verschwanden schleunigst um die nächste Ecke. Bevor der Kutscher bemerkte, daß sie vorher ihm vor der Nase das Pferd ausgespannt hatten.

DER TARPEJISCHE FELS VON SYDNEY

Vom Wasser her gesehen wirkt dieser Felsenblock majestätisch. Steht man jedoch auf seinem Gipfel, so wirkt er schauerlich. Senkrecht oder überhängend ist seine Wand, und so vermöchte keine der

steinernen Zacken und Krallen den aufzuhalten, der von hier in den Orkus stürzt.

Unten rauscht der Orkus. Die Wellen, von der Unendlichkeit her ohne Widerstand herangerollt, glauben nicht mehr an Widerstand, sie glauben mit einem etwas kräftigeren Ausholen die braune Hürde umwerfen oder überschwemmen zu können. Und mit gellem Aufschrei zerspellen sie, taumeln tot zurück in den nassen Vorhof, in den schon viele zu Tode taumelten, Wellen und Menschen.

Es ist der Felsen des letzten Unheils, des freiwilligen oder unfreiwilligen letzten Unheils, und er heißt „Gap" – die Lücke, die Kluft, die Bresche.

Er ist ein Teil der Ostküste Australiens, einen Kilometer weit nördlich spaltet sie sich, und nach einem Wasserstreifen beginnt sie von neuem. Daß dieser Wasserstreifen der Zugang zum größten weißen Hafen der südlichen Erdhälfte, zur Millionenstadt Sydney ist, wer könnte das vermuten? Ahnungslos segelte Kapitän Cook an diesem herrlichen Landungsplatz vorbei, in dem damals freilich noch keine Ozeanriesen ankerten. Ahnungslos würden noch heute die Passagiere von Schiffen sein, die entlang des austr- [1 Manuskriptseite fehlt] geborgene Leichtmatrose James Johnson wußte über die Schiffskatastrophe gar nichts auszusagen. Mitternachts war er in seine Koje gekrochen, und morgens lag er im Hospital, das war alles.

Bald nahm er Heuer auf einem anderen Schiff, dieses brach im Sturm nahe von Newcastle (Australien), von der ganzen Besatzung wurde nur einer gerettet, der Matrose James Johnson selbstverständlich, und hatte wiederum über diese Gelegenheit nichts auszusagen.

Aber seine Seemanns-Kollegen hatten. Sie erklärten, so ein Kerl dürfe nicht auf Fahrt gehen, nicht weil er immer lebend zurückkehre, sondern weil die anderen immer nicht zurückkehren, weder lebend noch tot.

Sie steckten ihn in ein Seemannsheim in Sydney, und dort ist James Johnson, der unverwüstliche Schiffbrüchige, vor ein paar Wochen, fast hundertjährig, gestorben.

Das ist die Geschichte der „Dunbar", an die ein rostiger Anker und eine bronzene Plakette erinnert. An die anderen Toten des Gap erinnert nichts. Wie in der Überschrift zu diesem Kapitel steht, ist

das Gap der tarpejische Fels von Sydney. Hier werden die Opfer der Gesellschaft abgestoßen, und, grausamer als in der Antike, jedes Opfer hat sein eigener Henker zu sein.

Statt des Wortes „Selbstmord“ wird in Sydney die Wendung „über das Gap gehen“ gebraucht.

Vor hundert Jahren rannten die entflohenen Sträflinge hierher, wenn ihnen die Verfolger auf den Fersen waren, und erst wenn die Flüchtenden den Schritt vom Felsenrand ins Leere machten, stoppten die Bluthunde hinter ihnen. Hier schleuderte sich zur Zeit der Bushranger der große Jack Pierce ins Nichts, nachdem er seine Räuberbeute von zweitausend Pfund in den Nächten einer Sydneyer Woche durchgebracht hatte. Hier mögen die Goldgräber aus ihrem Traum vom Reichtum gesprungen sein, wenn das letzte Nugget gegen Whisky oder Mädchen eingetauscht war. Hier hat ohne Zweifel mancher Schafzüchter geendet, der seine Wolle für Gold und sein Gold für den Genuß der Großstadt gegeben hat.

„Sydney or the bush“, das ist die australische Devise. Schufte im Urwald, damit du nach Sydney gehen kannst, genieße Sydney, bis dich der letzte verpraßte Penny in den Urwald zurückzwingt.

Doch wenn es dich schauert vor der Rückkehr in Einöde und Arbeit und Wildnis, was dann? Dann gehst du über das Gap, von dort gibt's zwar keine Rückkehr nach Sydney mehr, aber auch keine in den Busch.

Die höchste Stelle der Wand ist hundert Meter hoch, der übrige Teil des Kamms fünf oder sechs Meter niedriger. Seltsamerweise suchen sich die Selbstmörder fast immer den höchsten Punkt für ihren Sprung aus – jeder andere Punkt würde genügen.

Schon in der Luft wird man getötet, der Körper, so bekleidet er beim Start gewesen sein mag, kommt nackt im Wasser an, Rock, Hemd, Strümpfe werden von der Luft zerschnitten und davongeweht, auf der Männerleiche findet man nur den Saum des Hemdes um das Handgelenk, an der Frauenleiche die Schuhe; ein Frauenleichnam, den man auffischte, hatte nichts an, nur die rechte Hand hielt krampfhaft [?] ein Paar Glacéhandschuhe umklammert. So kann man nur selten feststellen, wer es ist, der tot das Gap umspült.

Und doch hat der Todesschlund auch seine Launen. Wie er den James Johnson rettete, so rettete er neulich eine Frau, die vom Gipfel hinabsprang. Der Mann am nahen Signalturm sah sie springen,

schon wollte er sich abwenden, denn nach dem Sprung ist niemals mehr etwas zu sehen, da sah er doch etwas. Etwas wie eine große Seeanemone schwebte langsam, schaukelnd, entlang der steinernen Mauer dem Meere zu. Es war die Selbstmörderin, ihr Kleid hatte sich gebauscht, der Wind spielte unter ihren Röcken, trieb sein Widerspiel gegen die Schwerkraft, die ihr Opfer herabreißen wollte, und der Wind blieb Sieger. Dick Bill, der Signalmeister, signalisierte vom Turm hinab zum Dampferchen „Captain Cook"; das raucht auf der anderen Seite der Felsenwand, es steht allzeit unter Dampf und darf niemals Anker auswerfen, und ein Wachtposten hat ununterbrochen nach dem Signalturm von Inner South Head auszulugen. Auf Dick Bills Flaggenzeichen fuhr der „Captain Cook" los wie ein Feuerwehrauto und fand die als Fallschirm gelandete Selbstmörderin lebendig, angekleidet und erstaunt auf dem Felsenteppich vor dem Burgwall sitzen.

Wogegen ein in allen Satteln gerechter, von allen Winden gehetzter Fallschirmspringer namens Leutnant Queville nicht so glatt glitt, als er bei einem Strandkarneval des fernen Vororts Bondi angesichts von Tausenden aus einem Flugzeug ins Meer sprang. Das Motorboot, das, ihn aufzufischen, unter dem Flugzeug schwamm, folgte der Probepuppe, die Queville vor seinem Absprung hinabstieß, in der Meinung, der Meister werde nicht weit von ihr ins Meer sinken. Aber der Mensch denkt, und der Wind lenkt, und er lenkt den Springer ganz woandershin, niemand sieht ihn, obwohl man ihn zwei Stunden lang sucht, zwei Stunden lang widersetzt er sich den Wellen, die ihn unterzukriegen versuchen, dann nähert er sich dem Gap, der Signalmeister erspäht ihn, ein Flaggenzeichen zum „Captain Cook" hinüber, und der Vermißte ist aufgefischt. Da haben wir schon den dritten Fall, daß das Gap, das wir den Felsen des letzten Unheils nannten, Menschen in höchster Gefahr Rettung brachte. Haben wir ihm unrecht getan ...? Es sind nur die Ausnahmen, die berichtenswert sind, wer über das Gap geht, ist nicht mehr interessant.

Gradenwegs zum Selbstmörderfels hinauf führt die Watson's Bay Straßenbahn und hält, bequem, nicht?, geradenwegs vor dem Absprung. Wenn eine Passagierin mit Fahrkarte herzzerreißend schluchzt oder [sich] sonstwie auffallend erregt zeigt, so ist ihr Fahrtziel agnosziert. Der Schaffner benachrichtigt einen Polizisten,

und der nimmt ihr die Beichte ab, bevor er sie abführt. Auch die Männer am achteckigen Signalturm, die den Verkehr innerhalb des flüssigen Eingangstors zu regeln und den einfahrenden Schiffen je nach geflaggtem Wunsch einen Piloten, den Hafenarzt oder die Hafenpolizei zuzuschicken haben, haben Zeit genug, die aussteigenden Fahrgäste der letzten Tram unbeobachtet zu beobachten.

Rast ein Kandidat direkt von der Haltestelle über den Grat, so ist er nicht zu retten. Viele aber irren vorher verzweifelt hin und her, als warteten sie auf ein Wunder aus der Höh, und dieses kommt denn auch in Gestalt des Signalwächters. Der muß sich allerdings mit List heranpirschen, darf nicht von hinten kommen, was dem Verfolgten den Weg zum Rand freigäbe, der Retter muß in gebückter Haltung entlang einer Felsenkonsole heranrennen und erst unmittelbar vor dem Kandidaten auftauchen.

Im Wunsche, ihre Identität zu verschleiern, verbringen manche der Kandidaten eine geraume Zeit damit, ihre Papiere zu zerreißen, die Arbeitslosenkarte oder die Liebesbriefe, und da sie schon dabei sind, lesen sie, sofern Mondschein es ihnen vergönnt, die Beteuerungen ewiger Treue noch einmal, zum letztenmal, und geben damit dem im Turme wohnenden Vertreter des Weiterlebens eine Chance zum Eingriff.

Eine schwangere Selbstmordkandidatin hatte sich in den Kopf gesetzt, von der Artilleriestation, deren Geschütze seit einem Säkulum vergeblich auf einen herannahenden Feind lauern und immerfort gegen moderne Systeme ausgewechselt werden, in den Tod zu springen. Ihr Kleid verfing sich im Stacheldraht, sie konnte nicht vorwärts und nicht rückwärts und begann mörderisch um Hilfe zu schreien, statt sich selbstmörderisch still zu benehmen und das Kleid vom Körper zu reißen. Als Retter herankamen, bat sie sie, ihr dem Felsenrand zu zu helfen, war aber nicht böse, als man ihr nur auf die Seite des Lebens half.

Manche lassen sich gerne retten, ein Mädchen spielte mit dem Verfolger Verstecken, rannte hart an den Abgrund, drehte ihm eine lange Nase, kehrte um, verschwand im Dunkel und wurde morgens an der Kirchhofsmauer aufgefunden, nicht tot, sondern schlafend, mit einem glücklichen Lächeln am Mund, hatte sie doch dem fremden Manne, der ihren Selbstmord verhindern wollte, ein Schnippchen geschlagen.

Ein junges Liebespaar, er sechzehn, sie fünfzehn, kam von der Vorstadt Marickville meilenweit zum Gap, um hier zu sterben. Hand in Hand gingen sie zur Kante, das Mädchen machte den Todesschritt, der Junge riß sich los und rannte heulend umher, bis man sich seiner bemächtigte.

Das sind die verhinderten Fälle. Die unverhinderten stehen in der Zeitung, viele Geschichten von Parlamentariern und hohen Funktionären schließen damit, daß ihr Held über das Gap ging oder wahrscheinlich über das Gap ging, die Arbeitslosen, die das Hauptkontingent stellen, bleiben anonym.

Hundertfünfzig Jahre, seit Port Jackson, der Hafen Sydneys, von Weißen besiedelt ist, hat das Gap das alleinige Monopol, als Tatort der Selbstmorde zu dienen. Es hat diese Aufgabe vorzüglich erfüllt, es ist abgelegen, und der, der es ernst meint, kann nicht verhindert werden, wer stürzt, ist unfehlbar hin, und der Pazifische Ozean nimmt ihn schweigend auf und schwemmt ihn davon. Einem technischen Zeitalter genügt das aber nicht mehr, heutzutage hat man nicht Zeit und Lust, an das Ende der Stadt zu laufen, um das lumpige Leben auf den Müll zu werfen. Da erstand die Brücke über den Hafen, das Weltwunder der südlichen Hemisphäre, Stolz jedes Sydneyers, die Hegemonie über das rivalisierende Melbourne war errungen. Kann sich St. Kilda Road, das Prunkstück Melbournes, mit unserer Hafenbrücke vergleichen? Sie ist nicht nur ein Zeichen unserer industriellen Meisterschaft, sondern auch unseres wirtschaftlichen Aufschwungs und Wohlstands.

O je! Die Brücke war eben vom Ministerpräsidenten der Arbeiterpartei eröffnet, als schon der erste Selbstmörder erschien und hinabsprang. Im ersten Monat des Brückenverkehrs folgten vierzehn seinem Beispiel, im zweiten dreiundzwanzig . . ., ist doch die Brücke zentraler gelegen als das Gap und fast dreißig Meter höher als dieses, also erfolgssicherer, und kein Signaltürmer lauert in der Nähe.

Melbourne lachte bereits: Sydney hat eine Brücke als Trampolin für seine Selbstmörder erbaut. Die Zeitungen richteten eine ständige [Rubrik] ein: „Selbstmord von der Brücke." Das ging natürlich so nicht weiter.

Flugs errichtete die Arbeiterregierung ein Drahtgitter auf beiden Seiten der Brücke; das ist zwar nicht sehr schön und beschränkt die

Aussicht auf das Hafenpanorama. Und das ist auch sehr teuer, denn die Brückenspannung beträgt mehr als einen Kilometer, und das Netz wölbt sich mit kühnem Schwung nach innen, so daß selbst ein lebensmüder Akrobat dieses Hindernis nicht überwinden könnte.

Jedoch kein guter Reformist wird bestreiten, daß diese Ausgabe notwendig war, um die Arbeitslosen vom Selbstmord von der Brücke abzuhalten.

Nach kurzer Pause kam das Gap wieder zu Ehren.

DAS AUSTRALISCHE ADJEKTIV

Das große australische Adjektiv lautet: bloody.

Es wird vor Hauptwörtern, Zeitwörtern, Umstandswörtern und Eigenschaftswörtern eingefügt, sogar vor dem Eigenschaftswort „bloody".

Das Wort bloody (sprich: bladdi) bedeutet wörtlich: blutig. Aber es ist nicht wörtlich zu nehmen, es ist sinngemäß zu nehmen, und sinngemäß bedeutet es so ziemlich alles, was es auf der Welt gibt, Bejahung und Verneinung, Verstärkung und Abschwächung, Segnung und Verfluchung, Lob und Schimpf, unter allen Umständen und unter keinen Umständen, sehr viel und nichts von alledem. Je nachdem, welchem Wort es vorangesetzt wird. Es wird allen Worten vorangesetzt. Sprachforscher haben die Hypothese aufgestellt, daß es die verstümmelte Schwurformel „by our lady" (bei unserer Heiligen Jungfrau) ist. Kann sein. Aber weder diese unbefleckte Empfängnis noch die blutige Bedeutung rechtfertigen seine Verbreitung und das Entsetzen, das dieser unausgesetzt hörbare Ausdruck merkwürdigerweise unter bestimmten Umständen hervorruft.

In der Literatur kommt es bei Shaw vor, „Pygmalion". Das Blumenmädchen, angekotzt von den mit ihr angestellten Belehrungs- und Bekehrungs-Versuchen, schießt es einer Etepetete-Gesellschaft ins Gesicht. Der deutsche Übersetzer hat es mit „blutig" übersetzt und damit die Komödie ruiniert, denn niemand im Publikum kann verstehen, worum eine im Deutschen so harmlose Vokabel das Entsetzen hervorruft. Er hätte einen auch im Deutschen unflätigen Ausdruck wählen müssen.

Aus dieser Szene geht hervor, daß also das Wort auch in England

bekannt ist. Fundament der Sprache aber ist es nur in Australien. Ganz unbegründet ist das Mißverständnis des Weltreisenden nicht, der beim Besuch des Londoner Towers zunächst in den „Blutigen Tower“ kommt und den Führer, als der vom Bloody Tower zu sprechen beginnt, für einen Australier hält.

Da wir gerade beim Tower sind, wo die Plantagenets, die Stuarts, die Tudors ihre illegitimen Brüder einkerkerten und hinrichteten, wenn ihnen die Illegitimen nicht zuvorkamen und sich so das Thronerbe sicherten, da wir, wie gesagt, gerade beim Tower und bei den Shakespeareschen Königen und Thronprätendenten sind, so wollen wir gleich erwähnen, daß die Australier neben ihrem großen Adjektiv auch ein großes Substantiv haben, das wahrlich den Shakespeareschen Zeiten zu entstammen scheint. Es heißt: Bastard, bedeutet aber ebensowenig einen Bastard, wie blutig blutig bedeutet, sondern kann ein Rennpferd mit beglaubigtem Pedigree sein, und zwar ein Rennpferd, das gewinnt, ein Rennpferd, das verliert, ein Freund, ein Feind, zwei hochgeworfene Münzen, die mit dem Kopf nach oben fallen, dieselben Münzen, wenn sie mit der Schrift nach oben fallen, ein Fußball und ein Fußballer, ein Cricketschläger, ein Cricketball und ein Cricketspieler, ein Schaf, das sich der Schur widersetzt, ja sogar der eigene Sohn – das sind die Bankerte, die im Bereich der Commonwealth in Massen vorkommen, aber es sind keine gewöhnlichen Bastarde, sondern durchwegs – und damit sind wir wieder zum Anfangswort zurückgekehrt – blutige Bastarde.

Beide Worte dürften in Australiens Sträflingszeit (sie liegt nicht lange zurück) eine besondere Bedeutung gewonnen und sich dadurch so unverfälscht und rein erhalten haben: die Mutter England schob in die Strafkolonie Botany Bay viele ihrer Kinder ab, die keinen Vater hatten. Die Sprosse der Schlammdistrikte und der freien Liebe, männliche und weibliche, wurden ohne Urteil und ohne Dokumente in die Schiffe gestopft – die puritanische Mutter machte sich nicht viel Arbeit mit diesen, die für sie, und vor allem für sie, den Auswurf der Menschheit darstellten. Gegen sie waren Straßenräuber, Raubmörder, Einbrecher, Diebe, Prostituierte, ja vielleicht sogar säumige Schuldner wahre Ehrenmänner, und nur die irischen Freiheitskämpfer, die Chartisten und die ersten Gewerkschaftler (die Tolpuddle, Märtyrer von 1834) standen im Rang den außerhalb des Ehebettes verfertigten Kindern nach.

Deshalb war „Bastard“ das geeignete Wort des Schimpfes für den Rest der Sträflinge, und da sie fast täglich an den Baum gebunden und mit der neunschwänzigen Katze blutig geschlagen wurden, war das zugehörige Adjektiv eine passende Verhöhnung ihres Zustands.

Das dritte Haupt-Wort der australischen Sprache entsproß dem Leben auf der Farm, das keine Frauen und nur Schafe kennt. Es lautet „bugger“ und bedeutet einen Sodomiten, sollte also ziemlich herabsetzend sein, ist aber bei weitem nicht so herabsetzend wie „Bastard“, vorausgesetzt, daß dieser Bastard herabsetzend gemeint ist. Dieser Qualitätsunterschied ist sehr wichtig, ohne ihn zu kennen, würde ein Ausländer nicht verstehen, wenn er auf die Frage, wer das heutige Wettspiel gewonnen hat, die Antwort bekommt: „Die Bastards haben die Buggers geschlagen.“ Unter den Bastards ist die ausländische Mannschaft gemeint.

„Bugger“ kannst du oft aus dem Munde von Damen hören, „bloody“ niemals, ja, wenn man das Wort in Damengesellschaft gebraucht – und man gebraucht es unausgesetzt in Damengesellschaft –, so hat man sich zu entschuldigen. In der Ausschußsitzung einer proletarischen Organisation in Hamilton notierte ich folgenden Verlauf eines Referats: „Also, ich ging um elf Uhr in das blutige Rathaus ...“ Redner, sich unterbrechend, zur protokollführenden Genossin: „Entschuldigen Sie.“ – Die Genossin: „Bitte sehr.“ – Redner, fortfahrend: „... und traf den blutigen Staatssekretär ..., entschuldigen Sie ...“ – „Bitte sehr“ – „und fragte ihn wegen des blutigen Saales ..., entschuldigen Sie ...“ – „Bitte sehr“ – „und der blutige ...“, und so fort.

Kein Wort, das nicht durch dieses Epitheton ornans verschönt wird, ja, wenn eine Vokabel zu lang ist, so dient es dazu, sie zu unterbrechen. Es wird behauptet, daß der richtige Buschmann statt „Känguruh“ „kangoobloodyroo“ sagt. Eine parodistische Nationalhymne, der Marseillaise nachgebildet, heißt demgemäß nicht „Australaise“, sondern „Australbloodylaise“. Und der australische Soldat erzählt von einem Besuch des englischen Königspaars an seinem Krankenbett in folgender Form, wobei in der Übersetzung nur das Wort „bloody“ durch ein auch im Deutschen drastisches wiedergegeben wird. Der König: „Wirst du bald wieder an die Front gehen, mein Sohn?“ – Der Soldat: „Lieber will ich buggered sein, bevor ich das tue.“ – Die Königin (zu ihrem Gemahl): „Hast du

gehört, was der Scheiß-Bastard gesagt hat?“ – Der König: „Jedes Scheiß-Wort.“ – Die Königin: „Ich würde ihm an deiner Stelle die Scheiß-Medaille nicht geben.“

Statt das Hirn mit der Suche nach einem geeigneten Ausdruck anzustrengen, wählt man den blutigen und ist übereingekommen, daß er jedweden Begriff deckt. Gleichzeitig spricht er jedes Gefühlsurteil aus, das der Anerkennung wie das der Ablehnung. Ohne Zweifel würde sich bei einer Statistik zeigen, daß alle Krückworte der amerikanischen Umgangssprache zusammengenommen nicht so oft angewendet werden wie das eine australische Adjektiv, und gleichzeitig ergäbe sich, daß alle russischen Bauernflüche übereinandergestülpt bei weitem nicht so hoch wären wie der schmale australische Obelisk, bestehend aus dem Wort „bloody“.

Aber nicht die ungeheure Häufigkeit ist es, die das Wort zum Gegenstand eines ganzen Kapitels im Buche Australien macht. Wodurch es so bemerkenswert erscheint, ist der ihm innewohnende Dualismus zwischen privater und öffentlicher Funktion. Hier liegt die junge Kolonie von Sträflingen, Settlern, Goldsuchern und anderen Pionieren im Konflikt zwischen ihrer blutigen demokratischen Natur und dem Ehrgeiz, es dem anglosächsischen Puritanismus im Mutterland gleichzutun. Wir sind bereits dem Sekretär der proletarischen Organisation von Hamilton begegnet, der das ominöse Wort ganz ausgiebig gebrauchte, sich aber jedesmal bei der protokollführenden Genossin entschuldigte. Es war nur eine Ausschußsitzung – in einer Versammlung wäre ihm das Wort, das ihm auf der Zunge liegt, niemals entschlüpft. Was mich anbelangt, so habe ich es in der Tat öffentlich gebraucht, zunächst unabsichtlich, als Fremder, dessen Sprachschatz nicht ausreichend und nicht geistesgewärtig ist. Kein Europäer kann sich die Wirkung ausmalen. Ein Aufkreischen belustigten Entsetzens, anschwellend, abschwellend und wieder anschwellend, resultierte aus der Tatsache, daß eine Menge von Menschen ein Wort zu hören bekam, das sie ununterbrochen selbst verwendet. Die Zeitungen am nächsten Tag verkündeten urbi et orbi: „K. gebraucht australisches Adjektiv“ und berichteten, was ich gesagt, das Wort „bloody“ selbstverständlich nicht gebrauchend, sondern es entweder durch Punkte oder die Worte „australisches Adjektiv“ ersetzend.

Die Genossen erklärten mir, kein Australier dürfte es wagen, das

Wort in einem Meeting zu verwenden, mir als einem Ausländer lasse man es gerne durchgehen. So verwendete ich es in späteren Reden unbedenklich und kam in den Ruf, ungeheuer witzig zu sein.

Während in Shaws „Pygmalion" das Losungswort „bloody" gerade beim australischen Publikum die beabsichtigte Wirkung hervorruft, die auf der Bühne herrschende Stimmung der Geziertheit jäh zu zerfetzen, ist es anders bei dem anderen englischen Drama, in dem das Wort gewagt ist. In Sherriffs Kriegsdrama „Die andere Seite" sagt der Kompaniekommandant zu seinem Subalternoffizier, der ihn – zu Unrecht – der Herzlosigkeit verdächtigt: „Du meinst, du blutiger Narr, mir macht das nichts aus, daß Osborne tot ist?" Das australische Publikum war entsetzt, für einen tragischen Moment eine Ausdrucksweise angewendet zu hören, die in diesem Moment sicherlich gesprochen wurde.

Laut Praxis der Gerichte fällt „bloody" unter den Strafgesetzparagraphen, betreffend Unflätige Sprache (Obscene language). Zum Glück wird nicht jedermann jedesmal vor Gericht gestellt, wenn er diese Vokabel der obszönen Sprache gebraucht, sonst wäre Australien noch heute eine Sträflingskolonie, und keiner lebte darin, der nicht dafür bluten müßte.

Kein Mensch wird an der Möglichkeit der Anekdote von dem Wirtshausgast zweifeln, der von der Kellnerin wegen obszöner Sprache angezeigt wurde. Bei Gericht verteidigt er sich damit, ein blutiges Rumpsteak bestellt zu haben, wodurch er ein nicht durchgebratenes verstand. – Die Zeugin: „Ja, aber er hat gesagt, bringen Sie es scheißschnell." – Angeklagter: „Das ist eine Scheißlüge." – Zeugin: „*Sie* sind ein Scheißlügner." – Richter: „Ruhe! Was eine Lüge ist, habe nur ich zu entscheiden in diesem Scheißgericht!"

DAS GOLDENE VLIESS

Die Glasmalereien auf den Kirchenfenstern hier stellen Schafe dar.

Ein Schaf mit goldenem Band um den Hals, ein Schaf auf goldenem Bande hängend oder, besser gesagt, schwebend, ein Schafsgesicht en face und idealisiert, wie anderswo glasgemalte Schafsgesichter auch, ober der Stirne rundet sich eine Gloriole.

Das ist sehr am Platz, wir sind in der Wollbörse von Sydney, das

ökonomische Schicksal des Landes entscheidet sich hier, warum sollte das Schaf gerade hier nicht als heilig verehrt sein, wenn es doch vom ganzen Kontinent als heilig verehrt wird.

Auf den australischen Briefmarken sehen wir das Schaf als nationalen Palatin, und eine andere Briefmarke ehrt den Mann, der das Merinoschaf hier einführte.

Er hat es zwar nicht eingeführt, aber er hat es immerhin gezüchtet, und darum werden ihm nach seinem Tode nicht nur alle Sünden nachgesehen, so wie sie ihm zu seinen Lebzeiten nachgesehen wurden, sondern er kann auch neben dem Schaf als Nationalheld bestehen.

Seine Sünden? Sie füllen ganze Bücher, die freilich heutzutage längst aus dem Druck gezogen sind, denn der tote Sünder ist mächtiger als je, er ist Gründer des Ritterordens vom goldenen Vließe, dem alle australischen Schafzüchter, Wollspekulanten, Wollhändler, Wollagenten angehören, und ihn ehren heißt die Wollbranche ehren. John Macarthur war der erste Vertreter des Kapitalismus in Australien, und – ein großes Wort! – Australien hat in den hundertfünfzig Jahren seines Bestandes keinen widerlicheren Typ gesehen. Anläßlich seines hundertsten Todestages wurde er von der Commonwealth (dem australischen Staatenbund) kanonisiert, seine Familie regiert noch immer den Erdteil, und Königssöhne steigen in dem Schlosse ab, das er sich erbaute und allerorts mit seinem Wappenspruch schmückte.

John Macarthur kam nach Australien mit dem 102. Regiment, dessen Auftrag darin bestehen sollte, die Sträflinge zu bewachen. Sie lösten diese Aufgabe, indem sie die armen Rechtlosen für sich arbeiten ließen, sie an Farmer vermieteten oder verkauften, die weiblichen Sträflinge schändeten, bevor sie sie einem Siedler zum Weibe gaben, nach Willkür peitschten und hängten, den Ausschank von Rum als ihr Monopol erklärten – noch heute ist ihr Andenken in dem Namen „Rum Selling Corps“ bewahrt – und alle einlangenden Waren mit Beschlag belegten. Und der Zahlmeister dieser Schachergesellschaft in Uniform war John Macarthur. Seine Wuchergeschäfte, seine Geldgier, seine Skrupellosigkeit überstiegen die Grenzen alles Vorstellbaren. Als in der Zeit einer grausen Hungersnot ein Hilfsschiff mit Nahrungsmitteln endlich in den Hafen einlief, zeigte er der Behörde an, daß es ein einem Mann der Bemannung gehöriges

Säckchen Tee an Bord habe (woher wußte er das?) und nach britischem Gesetz dürfe kein Schiff außer denen der Ostindischen Kompanie Ladung löschen. In der Tat mußte es Anker lichten, ohne Rettung bringen und dem Warenhaus des Kapitäns Macarthur Konkurrenz machen zu können.

Ein Gouverneur Sr. Majestät nach dem anderen suchte die Tyrannei Macarthurs zu brechen, einen nach dem anderen, fünf im ganzen, brachte Macarthur zu Fall, den Gouverneur Bligh verhaftete er sogar, verschleppte ihn auf ein Schiff und setzte an dessen Stelle einen seiner militärischen Geschäftsfreunde als Gouverneur ein.

In der Zwischenzeit züchtete der Zahlmeister auf seinem bezahlungslos gekauften Grund in Roshill bei Parramatta Schafe, das heißt, nicht er, sondern seine Zuchthäusler züchteten sie. Es waren gewöhnliche Bengal-Schafe, und es waren ihrer nicht viel für ein so großes Gebiet. Da brachten zwei Offiziere, Cap. Waterhouse und Lieutenant Kent – sie sind die wahren Stifter des australischen Exportartikels –, auf ihrer Fahrt nach Australien vom Kap der Guten Hoffnung einige Gordon-Merinos – sie sind die wahren Ureltern des australischen Exportartikels – mit. Macarthur suchte sie, wie jede andere Fracht, im Ganzen an sich zu bringen, um jeden Profit allein zu machen, jede Konkurrenz auszuschließen. Aber die beiden Offiziere lehnten es ab, Macarthurs Monopolherrschaft auf Schafe ausgedehnt zu sehen, und verteilten die Herde an sechs verschiedene Farmer. Unaufgeklärterweise gingen alle Merinos, die nicht in den Besitz Macarthurs gekommen waren, sehr schnell ein – auf demselben Boden, im gleichen Klima, wo fürderhin Millionen und Abermillionen ihrer Rassegenossen wuchsen, blühten und gediehen. Nur Macarthurs Herde ging nicht ein, sie vermehrte sich – und gerade auf der einzigen Schafweide Australiens, die als Schafweide aufgelassen ward, auf dem Boden von Roshill und Camden, wo die Schafe vom harten Boden fußkrank werden. Just hier haben sie sich vermehrt, und Macarthur vermehrte sie noch mehr. Unter anderem kaufte er bei einer Auktion aus den königl. englischen Stallungen in Kew einige Widder und Schafe, gleichfalls Merinos von spanischem Geblüt. Aber Schafe aus England auszuführen war Verbrechen des Hochverrats, strafbar laut Parlamentsakte mit Geldbuße, Einbrennung des Sträflingsmals auf die Hand, Freiheitsver-

lust und Ehrlosigkeit. Macarthur brachte seinen Kauf unbeschadet nach Australien. Und verfolgte nach wie vor nicht nur seine Zuchthäusler, sondern auch die seiner Klassenbrüder, alle Sträflinge, die nach Abbüßung ihrer Strafe Bürgerrechte anstrebten, mit Haß und Verachtung und Peitschenhieben, alle freien Bürger, die diese Emanzipationsbestrebungen unterstützten, mit Boykott, Verleumdung und Verbrechen finsterster Art.

Die Schafe brachten ihm Gold in Hülle und Fülle, aber er wollte nicht nur ihr goldenes Vließ, er wollte auch, sie sollten ihm unentgeltlich Land und Sklaven bringen, einen ganzen Kontinent, mit Untertanen in Ketten, hier wollte er mit der Peitsche als Szepter als König auf einem Galgen thronen.

In seiner Bewerbungsschrift um dieses Reich, gerichtet an den britischen Staatssekretär Hobart, erklärt er, daß sich die drei Widder und fünf Schafe, die er 1797 von Capt. Waterhouse gekauft, binnen sechs Jahren auf viele Hunderte vermehrten, das Gewicht der Schur von 3½ Pfund per Schaf auf 5 Pfd. gestiegen sei, die Qualität der Wolle besser als die spanische sei und daß er in zwanzig Jahren soviel Schafwolle produzieren könne, als aus Spanien und anderen Ländern um fast zwei Millionen Pfund eingeführt werde: Er verlangte nur, daß er Land nach Belieben in Besitz nehmen, unbeschränktes Herrschaftsrecht darüber ausüben und soviel Sträflinge als Schafhirten, Scherer und Arbeiter einstellen könne, als er brauche. Das Land frei und die Arbeiter unfrei, unbestreitbar ideale Voraussetzungen der Entwicklung, das sah man im alten Lande ein. Er bekam neue Territorien und neue Convicts zugewiesen, und es war just um diese Zeit, daß Gouverneur Bligh sich der Selbstherrschaft dieses unersetzlichen Tyrannen [widersetzte], der in der ausgebeuteten Kolonie immer mehr Geld und Macht und Boden an sich riß, und wir hörten bereits, wie Bligh diesen Widerstand damit büßte, daß er vom Merino-König abgesetzt und ausgesetzt wurde.

Das ist John Macarthur, der eine von den Säulenheiligen der wollenen Kathedrale, der andere ist Thomas Sutcliffe Mort. Von ihm sind keine Gemeinheiten überliefert, aber wenn er eines Nachts aus seinem Grabe auferstünde und spazierenginge, würde er auf dem Macquarie Place kopfschüttelnd vor seinem bronzenen Monument stehenbleiben: „Gott ist mein Zeuge, daß ich im Leben nie daran gedacht habe, dem öffentlichen Wohle zu dienen oder meinem

Vaterlande oder gar der Menschheit. Als ich mein Geschäft als Wollauktionator aufmachte, habe ich mein Geschäft machen wollen, sonst nichts. Und jetzt stehe ich als leuchtendes Denkmal da! Hm, hm."

Immerhin, das von ihm begonnene Geschäft hat merkantile Weltbedeutung gewonnen, er ist der Ahnherr der Sydneyer Wollbörse. Vor seiner Zeit vollzog sich der Verkauf der Schur keineswegs in einer Kathedrale mit goldenen Kirchenfenstern, und wenn es auch zu seiner Zeit diese Kathedrale noch nicht gab, so war sein kleines Gewölbe in George Street, in dem Mort bei seiner ersten Auktion am 15. September 1843 sage und schreibe zwei Ballen Wolle versteigerte, ein organisatorischer Fortschritt gegen die prämortalen Verkaufsweisen. Teils verschifften die Züchter ihre Ware nach London und hatten zu warten, bis sie dort losgeschlagen wurde und die Bezahlung rund um Südafrika nach Australien kroch (die Nabelschnur des Kabels, den Kaiserschnitt des Suezkanals gab's noch nicht), teils hatten sie ihre flockige, lockige Ernte mit sechzehn vorgespannten Ochsen zur nächsten Stadt zu fahren, um in der Schenke auf Einkäufer zu warten, die einander nicht unterboten und Hand in Hand arbeiteten, um dem Schafzüchter das geschorene Fell über den Kopf zu ziehen. Die Züchter konnten sich nur an ihren Arbeitern schadlos halten und stoppten diese Schadlosigkeit mitnichten, als die regelmäßigen Auktionen des Mister Mort und seiner Nachfolger ihnen volle Profite sicherten und technische Neuerungen diese Profite umgehend vergrößerten. Der Schere folgte die Hand-Haarschneidemaschine, dieser die elektrische, die erste australische Textilfabrik erstand (selbstverständlich im Zuchthaus von Parramatta), die Dichte und Länge der Wolle vergrößerte sich von 3½ Pfund auf nahezu das Dreifache, die Zahl der Schafe um das Zehnfache, nur die Löhne blieben die gleichen, die Ausbeutung, sogar an der Kost der Scherer, die sie selbst bezahlten, verdienten die Besitzer der Schafstationen bis zu hundertfünfzig Prozent. Da brach in den neunziger Jahren der Scherer-Streik aus, ein allumfassender Ausstand und Aufstand mit wahren Schlachten zwischen Polizei und Streikern und zwischen Streikern und Streikbrechern, mit Schiffsladungen von Streikbrechern aus anderen australischen Inseln, mit Feuersbrünsten und Toten, eine Bewegung, die das ganze Land in Bewegung setzte. Gesetze, Gerichte, Polizei, Presse, Mili-

tär, Munition wurden gegen die Unverschämtheit der Scherer aufgeboten, die darin bestand, daß sie das Recht auf Organisation, Normierung der Arbeitszeit und höhere Löhne dafür verlangten, daß sie während ihres kurzen Aufenthaltes auf der Farm nichts weniger als die ganze Jahresarbeit leisteten.

Denn das Schaf gibt, außer wenn es lämmert und wenn es geschoren wird, wenig zu tun. Mit wahrer Schafgeduld weidet es, läßt sich die Locken wachsen und von einem Hirten, einem Hund und einem Leithammel nach Hause treiben. Nicht einmal von einem Wolfe wird es in Australien bedroht, die Bäume, die dem Boden Feuchtigkeit und damit der Weide Gras entziehen, brauchen nicht einmal gefällt, sondern bloß durch einen runden Schnitt in die Rinde (ringbarking) zum Absterben gebracht zu werden, und wenn es nicht die Landplage der Hasen gäbe (die den Rasen mit Stumpf und Stiel abnagen), so müßte nicht einmal ein Drahtzaun den Weideplatz schützen.

Wenig Arbeit auf der Schafstation, kein Vergleich mit der Viehzucht, die tägliches Melken, Vorsicht bei der Behandlung des Stiers und viele andere Aufmerksamkeit verlangt. Der Schafzüchter kann, wenn die Tage der Schur vorüber, die Scherer zur nächsten Farm gezogen und die Ballen stadtwärts abgegangen sind, ruhig auf einen Vierteljahresurlaub gehen. Auch ohne sein Zutun werden die Widder rammeln, die Schafe lämmern und goldene Vließe sprießen. Wenn es gut geht, kann sich seine Herde um die Hälfte vermehren, ein Schaf soll 13 Schillinge per Jahr bringen, das klingt sehr gering, aber ein mittlerer Züchter hat fünfzigtausend Schafe, ein reicher eine Million!

Trotzdem das ganze Agrarkapital alle Mittel spielen ließ, endete der Scherer-Streik damit, daß sich alle Arbeiter der großen Güter gewerkschaftlich zusammenschlossen, sie gehören heute teils der liberalen Australian Workers Union, teils der radikalen Pastoral Workers Union an.

Aber heute ist auch der Squatter, der Besitzer der Schafzucht, ein unzufriedenes Element, er verdient längst nicht mehr 13 Schillinge pro Schaf, sondern ist pro Schaf etwa den gleichen Betrag der Bank schuldig. Deshalb ist er entweder Anhänger der Douglas Credit Reform, der eine dilettantische Idee von Währungsreform und Bankenteignung vorschwebt, oder ein Faschist, der Zwangsarbeit zu seinen Gunsten erzwingen möchte.

Hatten die australischen Verkäufe in der Saison von 1927 noch einen Erlös von 61 Millionen Pfund gebracht – drei Jahre später war die Krise so hoch und der Preis so niedrig, daß nur um 28 Millionen Pfund Wolle losgeschlagen wurde. Die Zahl der von den Züchtern innerhalb des Commonwealth in der Saison 1933/34 verkauften Ballen beträgt zweieinhalb Millionen, um eine halbe Million weniger als im Vorjahr, aber da auch weit weniger Verkäufer am Markt erschienen, haben die Preise angezogen, 52 Millionen Pfund Gesamterlös gegen 35 des Vorjahrs.

Der Durchschnittspreis (Gewicht: 313 Pfund) betrug in der vergangenen Saison 19 Pfund 7 Schilling 8 Pence pro Ballen oder 15,03 Pence pro Pfund, im gesegneten Jahr 1924 hatte er 33 Pfund 13 Schilling 10 Pence gebracht, im verfluchten Jahr 1931 nur 10 Pfund 8 Schilling 1 Pence oder 8,04 Pence pro Pfund. Seit dem Vorjahr ist der Schafbestand Australiens um nicht weniger als 1168000 Köpfe zurückgegangen, er beträgt heute 111738000 Stück.

Genug der Statistik, der traurigen Statistik. Es sei nur gesagt, daß Australien noch immer der Wollproduzent des Erdballs ist, der Erdball Wolle braucht, vor allem für seine Soldaten, und daß der größte Teil dieses Bedarfs im Wege der Sydneyer Wollbörse getätigt wird, in dem Amphitheater, dessen glasbemalte Scheiben das Merinoschaf im Glanze der südlichen Sonne spielen lassen.

Eigentlich ist es keine Börse, sondern eine Auktion, denn die Ware ist als Ganzes da, wenn auch natürlich nicht im heiligen gefensterten Börsensaal. Die Dauerwellen aller Schafe von Neusüdwales und vieler aus anderen Staaten Australiens sind herangerollt in den Hafen von Sydney und branden hier in die Speicher von Millers Point und Pyrmont, die sägeförmig gezackte Glasdächer haben, damit das Licht der Sonne gleichmäßig über die ausgestellte Ware scheine, kein Schatten über sie husche und über ihre wahre Qualität hinwegtäusche. Solche Vorsichtsmaßregeln, obwohl die Einkäufer Männer zu sein scheinen, denen kein Lichtreflex ein X für ein U vormachen könnte.

In weißen Leinenmänteln durchwandeln sie die Straßen zwischen den Ballen, die Brauen gerunzelt, entnehmen sie den klaffenden Paketen ein wenig Schafhaare, lassen sie fallen und kritzeln in den Verkaufskatalog kabbalistische Zeichen.

Von allen Küsten kamen sie, von Yorkshire (Yorkshire ist der

Wollfabrikationsbezirk Englands, wie Lancashire der der Baumwolle ist), von Japan, von Belgien, von Frankreich, Deutschland, Holland, Amerika und Italien.

Und am Nachmittag des Tages, da sie die Musterung der Ballen vorgenommen haben, sitzen sie, nicht mehr in Leinenmänteln, sondern in Hemdärmeln auf den Terrassen des Amphitheaters. Den geheimnisvoll gemärkten Katalog haben sie vor sich, auf jedermanns Pult steht sein Name, groß und dem Auktionator zugekehrt, damit dieser sich nicht irre, nicht dem Lohmann zuschanze, was sich Mitsui rechtens ersteigerte.

Ganz unten in der Ecke, scheu zusammengeduckt, sitzen die Züchter, bäurische Typen, mißtrauisch zu den Herren aufsehend, die zu ihren Häupten sitzen. Züchtern nützt es nichts, daß sie da sind, und auch sonst keinem. Aber sie wollen dabeisein, wenn sich ihr Schicksal entscheidet. Es entscheidet sich binnen einer Sekunde, höchstens in drei Sekunden.

Würdig steht der Auktionator auf der Kanzel. Seine Bibel ist der Katalog, sein Kruzifix ist der Holzhammer. Er liest nur die Nummern vor, eine Nummer nach der anderen.

Im Katalog ist neben der Nummer allerhand gedruckt, Rubren mit Zeichen und Formeln, geheimnisrauschend und unverständlich dem Manne ohne Schafverstand, D 9 steht zum Beispiel im ersten, EJM IONA Mudgee im zweiten und Bku E 4 Bku W 1 im dritten Rubrum, nur die Zahl der Ballen (Rubrik 4) ist verständlich, es können 5 sein oder mehr.

Die Weisen aber in den Rängen verstehen nicht nur die gedruckten Zauberformeln, sondern sogar das noch Mysteriösere, was sie am Vormittag im Wollschauhaus zu jeder Katalognummer hinzugekritzelt haben, und lauern nun, bis ihr Stichwort fällt. Es ist still in der Halle, und der Laie denkt: Hier endlich gibt es eine Warenbörse, auf der es friedlich zugeht.

Kaum hat der Laie sich solches gedacht, als es losgeht. „Nummer 1", eigentlich nur „1" hat der Auktionator ausgerufen und den Ausrufpreis dazu, als schon der Sturm losbricht, daß die goldenen Lämmer auf den Butzenscheiben zu leben beginnen. Gesetzte Männer springen auf, ruhige Männer schreiben wie die Tobsüchtigen, solide Hände vollführen exaltierte Schwingungen, Finger und zwischen den Fingern Bleistifte zielen und schießen wie Revolver.

„Sechzehn, sechzehn", schreien alle, den Ausrufpreis wiederholend, alle haben gleichzeitig begonnen, denn alle, die des Kaufes willens waren, haben diesen Willen in dem Katalog vermerkt und lauerten auf ihr Stichwort, prompter kann kein Einsatz erfolgen, sie springen auf, einer in der ersten Bank hart an des Altares Stufen, zehn in der dritten, fünf in der neunten, acht im rechten Halbkreis, fünf im linken Halbkreis, „sechzehn, sechzehn", schreien ihre Lungen, ihre Arme, ihre Hände, ihre Finger, alle zusammen, keiner war der erste ...

Und doch muß einer der erste gewesen sein, es gibt keine Gleichzeitigkeit in mathematischem und börsenmäßigem Sinne, einer muß der erste gewesen sein, und er, der erste Bieter, gilt als der Käufer, solange kein höheres Angebot erfolgt. So wäre mit dem einmaligen „Sechzehn" seine Aufgabe getan, aber er schreit „sechzehn" und immer wieder „sechzehn", um den Mann am Katheder daran zu erinnern, daß er mit seinem „Sechzehn" der erste war, selbst wenn er keineswegs der erste war.

Da schrillt es durch den Orkan: „Eins", und er ebbt ab, das, was für 16 Pence per Pfund so vielen eines Kampfes auf Leben und Tod wert schien, für 16 Pence plus einen Farthing, also erhöht um das Viertel eines Pennys, ist es ihnen keinen Farthing wert.

Nicht allen selbstverständlich, es gibt solche, die die Beute nicht fahrenlassen, die noch einen Farthing fahrenlassen und erst zurücksinken, wenn der Hammer fällt.

Ein Bauer unten in der Ecke, der mit Beben dem Heulen der Wölfe um seine Schafe gelauscht, steht auf und verläßt den Saal, die Stadt. Der Auktionator verliest inzwischen die nächste Nummer, einen Posten von kaum fünf Ballen, aber der Lärm ist nicht geringer, viel Geschrei und wenig Wolle, „fünfzehn, fünfzehn", „eins", „eins", Hammerschlag.

Die Einkäufer aus Bradford, der Hauptstadt von Yorkshire, beherrschen den Platz, das Material, das jährlich durch ihre Zentralstelle, das Bradford Conditioning House, geht, wäre ausreichend, zehn Millionen Männer mit Rock, Hose und Weste zu bekleiden.

Gleich nach den Engländern kommen – und bald werden sie vor ihnen kommen – die Japaner, Mitsui, Mitsui-Bishi und die kleineren Großkapitalisten; sie überbieten und unterbieten einander nicht, ein Kontrolljapaner, von ihrer Regierung gesandt, achtet darauf.

Bemerkenswert ist die Stellung Deutschlands. Vor kaum hundert Jahren exportierte es jährlich 90000 Ballen seiner sächsischen Flocke nach England, Australien konnte damals nur 14000. In den letzten Jahrzehnten konnte Deutschland von seinen 3½ Millionen Schafen (England hat 18½ Millionen) nur ein Zehntel des Wollbedarfs seiner riesigen Industrie decken und stand an zweiter Stelle in der Käuferschaft Australiens, bis nach dem Kriege die Japaner an seine Stelle traten. Deutschland blieb guter Dritter bis zu Hitlers Herrschaftsantritt, dann sank seine Einkaufsfähigkeit weit hinter die Frankreichs, Belgiens und Hollands. Und mehr noch als durch ihre schwache Anteilnahme am Markt ist Australien durch die Schaffung der „Wollstra" und anderer künstlicher Fasern beunruhigt, wenn auch die Wollweisen erklären, für Uniformen sei Wollstra nicht gut genug, und deshalb brauche niemand in Australien schaflose Nächte zu haben. Viel gefährlicher sei, daß nach Japan lebendige Corriedale-Schafe zu Zuchtzwecken eingeführt wurden. (Den Russen wurde der Abtransport angekaufter Zuchtschafe von der australischen Regierung verboten.) Auch das Anwachsen der südafrikanischen Zucht macht bedenkliche Konkurrenz.

So heftig tobt der Kampf um das Goldene Vließ wie in den Tagen der Argonauten, wie in den Tagen Jasons und Medeas, wie in den Tagen von Kolchoi. Die Form des Kampfes ist eine andere, er geht zwischen Bauern und Arbeitern, zwischen Züchtern und Händlern, zwischen Händlern und Fabrikanten, ein größerer Kampf als der der Sage, und Kolchos heißt die Zukunft.

REDE BEI DER EINWEIHUNG DES GRABMALS FÜR ALFONS GOLDSCHMIDT AM 15. NOVEMBER 1942 IN MEXIKO, PANTEON CIVIL

Ich komme zu dir, Alfons Goldschmidt, im Namen einer Vereinigung deiner Kollegen. Diese Vereinigung trägt den Namen Heinrich Heine, von dem du am Schluß deines besten Mexiko-Buches sagst: „Kein Mexiko-Historiker hat so die Schmerzen des Landes gefühlt und gemalt wie der Dichter Heinrich Heine. Keiner hat die Brutalität der Eroberer so klar erkannt und gestraft." Dann zitierst du eine

Strophe seines Gedichts. Die letzte Zeile dieser Heineschen Verse und somit auch deines Buches lautet: „Mein geliebtes Mexiko ..."

Nun komme ich also zu dir und stehe vor dir in deinem geliebten Mexiko, dem Land, von dem ich in deinen Büchern gelesen und so viel durch dich gehört habe in Berlin, in Moskau, in Paris. Aber du begrüßt mich nicht, wie du es zu tun pflegtest, mit der rechten Hand die meine pressend und schüttelnd und mit der linken meine Schulter umklammernd, als genüge dir der Druck *einer* Hand nicht, um deine ganze Freundschaft und Freude zu zeigen.

Dieser doppelte Händedruck war symbolisch für deine ganze Art deines Ausstrahlens und Ausstrahlenwollens. Das große Objekt deiner Liebe war Mexiko. Auch diesem Objekt tratest du auf doppelte Art gegenüber. Die eine war deine Wissenschaft: die Nationalökonomie. Aber es war nicht die übliche Form der Nationalökonomie, sie war keine Statistik und keine Anatomie, und sie stand nicht im Dienste von Handelskonjunktur und Industriebilanzen, sondern sie ging vom Menschen aus und sollte dem Menschen dienen, dem noch immer ungefragten, noch immer ausgebluteten Objekt der Volkswirtschaft.

Die andere Eigenschaft, die dich, Alfons Goldschmidt, in deinem ganzen Schaffen erfüllte und so sehr zu Mexiko hinzog, war die Liebe. Sie riß dich hin, sie erfüllte dich so sehr, daß du über ihr die Strenge der Sprache vergaßest und den gemessenen Ton der Wissenschaft. So ist eines deiner Mexiko-Bücher keine Prosa mehr, sondern ein hymnischer Überschwang, eine Liebeserklärung an das Land.

Die Weltliteratur über Mexiko ist seit den Tagen Alexander von Humboldts immer mehr und mehr angewachsen, es dauert heute gut zwei Jahre, um sie einigermaßen durchzustudieren und schließlich zu erkennen, daß man mindestens neunzig Prozent dieser Zeit sinnlos vergeudet hat. Was übrigbleibt, sind ernsthafte geographische, archäologische, naturwissenschaftliche, historische und politische Bücher. Zu diesen Büchern von bleibender Bedeutung gehört das Werk von Alfons Goldschmidt, und es übertrifft sie kraft eines Organs, das sich in kaum einem anderen Mexiko-Autor so manifestiert, kraft des Herzens.

Sein Herz war nicht nur dem Leben in Mexiko hingegeben, sondern auch dem Tod in Mexiko. Er erachtet den Tod in Mexiko

für besser als den Tod in Europa. Die Flamme, die den Gott Quetzalcoatl in den Himmel hob, war – wie Goldschmidt sagt – leuchtend und wärmend, sie war die Flamme des Lebens auch im Sterben, sie machte das Leben fester und sichtbarer. Er sieht die Friedhöfe Mexikos nicht makaber und voll vom Tode wie die europäischen, sondern voll vom Leben, er empfindet die Spielzeuge und Dulces mit Gerippen und Leichenbegängnissen als ein scherzhaftes Sich-Abfinden mit dem Unabwendlichen, ihm bedeutet das Wehklagen der Witwen und Waisen nicht den Abschied vom Toten, nicht ein Begraben, nicht den Abschluß, sondern eine Fortsetzung des Familienlebens, und – und wer würde ihm da nicht recht geben! – er stellt die religiösen Menschenopfer der Azteken schroff gegenüber dem bestialischen Martertod, den die Nazis ihren Opfern bereiten.

Auch von seinem eigenen Tod spricht Alfons Goldschmidt, da er vom Tod in Mexiko spricht. „Ich will", sagt er, „daß sie meinen Kadaver verbrennen, damit er nicht die Luft verpeste. Auch ist es mir peinlich, nachdem schon im Leben Würmer und anderes Geziefer an mir gefressen, auch noch Leichenschmäuse abzugeben."

So hast du bitter gescherzt, Alfons Goldschmidt. Aber wir wissen: du würdest dich freuen, deine mexikanischen Freunde und deine deutschen Kollegen und antifaschistischen Gesinnungsgenossen an deinem Grab zu sehen, an einem Grabstein, den sie dir dankbarlich gestiftet, und du würdest dich freuen, daß sie dich und dein Schaffen nicht vergessen haben und niemals vergessen wollen.

THEODOR MOMMSEN

In dem Stoß von Ansichtskarten, die meist versoffene Spießbürgergesichter, kitschige Embleme nationalistischer Art und billige nationale Phrasen zeigen, fällt ein markantes Gesicht auf, ein typisches Gelehrtenprofil. Der Stoß der Ansichtskarten ist eine Sammlung von politischen Bildchen, mit denen man im Jahre 1897 in Österreich-Ungarn den nationalen Kampf von Briefkasten zu Briefkasten, von Straßentafel zu Straßentafel, von Fensterscheibe zu Fensterscheibe führte. Die Bierbankgesichter waren die von Abgeordneten, die mit irgendeiner Phrase zur Verhetzung der Gemüter

beigetragen hatten und sich nun auf Grund dieser Phrase den Weltruf lokalen Ausmaßes verschaffen wollten. Und der Mann mit dem gedankendurchfurchten Gelehrtenkopf war der Altertumsforscher Theodor Mommsen, der im Oktober 1897 in die Arena des Radaus herabgestiegen und damit in die Straßenkrawalle und Parlamentsausschreitungen mit einem Pronunciamento eingegriffen, dessen Autorschaft ihm keine zivilisierte Leserschaft zugeschrieben hätte, auch wenn die Anfangsbuchstaben seines Namens darunter standen.

Die Redaktion der „Neuen Freien Presse" in Wien bemerkte in der Einleitung zu dem Theodor-Mommsen-Artikel, daß es die Zuschrift eines „Berliner Freundes sei, der nicht genannt sein wolle", in dem aber die Leser einen der bedeutendsten Gelehrten Deutschlands erkennen können. Er wünsche, daß sich der Zusammenhalt (?) zwischen Deutschland und Österreich festige. Aber, wie er sich wörtlich ausdrückte, „es sind Apostel der Barbarei in Tätigkeit, um die halbtausendjährige deutsche Arbeit im Abgrund ihrer Unbildung zu begraben". Deshalb rufe er den österreichischen Deutschen zu: „Bleibt hart! Verstand wird der tschechische Schädel nie erlangen, aber Schläge wird auch er verstehen. In Österreich hat man durch unzeitgemäße Nachgiebigkeit viel verdorben. Es geht um alles: zu unterliegen bedeutet die Vernichtung. Die österreichischen Deutschen dürfen nicht, wie die Juden in Rußland, aus den Gegenden übersiedeln, welche sie materiell und geistig zum Blühen gebracht haben. Wer nachgibt, muß sich darüber klar sein, daß er seine Kinder oder zumindest seine Enkel tschechisiert! Seid hart!"

Die tschechische Presse erkannte gleich am nächsten Tag, daß der Autor dieser Zuschrift wirklich der bekannte Gelehrte Professor Theodor Mommsen sei. Er befaßte sich hauptsächlich mit der Geschichte des Altertums und hatte eine Geschichte des römischen Imperialismus geschrieben, in welcher er die Cäsaren und die Diktatoren feierte und sie den zeitgenössischen Deutschen als Muster hinstellte. Zwar wurde dieses Werk in fortschrittlichen Kreisen der Wissenschaft als subjektiv beurteilt, das die unterdrückten Volksschichten verhöhne und die aufgeblasenen Diktatoren feiere, aber das hinderte nicht, daß breite deutsche Schichten, besonders der akademischen Jugend, in den Imperatoren der Mommsenschen Gestaltung ihre Eben- und Vorbilder sahen.

Die Zuschrift Mommsens war charakteristisch für die Zeit ihrer Veröffentlichung. Das Jahr 1897 war in Österreich nämlich ein sehr stürmisches. Im März hatte die Regierung des Grafen Kasimir Badeni die Sprachenverordnung erlassen, nach welcher in Böhmen und Mähren die tschechische Sprache mit der deutschen als gleichberechtigt erklärt wurde und die Staatsbeamten beider Sprachen mächtig sein mußten. Es war das ein Erfolg der tschechischen Politik, wenn auch ein herber Erfolg: garantierte er doch nur, daß in Böhmen der Tscheche tschechisch sprechen dürfe. Jedoch die österreichischen Deutschen eröffneten gegen die Sprachenverordnung einen heftigen Kampf im Parlament und eine Hetze in der Presse und in Flugblättern. Mommsens Stimme wirkte darin, als würde Öl ins Feuer gegossen. Und daß sich die Deutschen die Mommsenschen Worte zu Herzen nahmen, das beweist die Verschärfung des Kampfes auf deutscher Seite, vor allem der Aufruf der reichsdeutschen Universitäten an die österreichischen Studenten, „hochzuhalten die Fahne der Überlegenheit der deutschen Nation". Der Professor der Prager deutschen Universität Emil Pfersche zückte gegen die tschechischen Abgeordneten im Parlament das Messer und erntete dafür Ovationen vor seinem Prager Haus. In Saaz wurden tschechische Häuser zerschlagen, in Rumburk verbot die Gemeindeverwaltung den Bürgern, bei tschechischen Gewerbetreibenden zu kaufen, in Aussig wurden tschechische Arbeiter entlassen und Tschechen aus den Wohnungen exmittiert. Am 28. November fiel die Badenische Regierung, und eine neue trat an: die Regierung des deutschen Barons Gautsch. Die Deutschen feierten diesen Sieg mit neuen Demonstrationen, die in Prag von den deutschen Studenten begonnen wurden. Sie erhielten Ermunterung auch vom damaligen Rektor Ulbrich, der sie als männliches Auftreten lobte. Es kam zu Zusammenstößen mit dem tschechischen Volk und zu großem Blutvergießen. Am 3. Dezember wurde über Prag das Standrecht verhängt. Baron Gautsch verhandelte mit den deutschen Abgeordneten: Im März 1898 wurde die Sprachenverordnung beschnitten und im Oktober '99 vollständig aufgehoben.

Es ist selbstverständlich, daß die Tschechen damals von den Worten des deutschen Historikers tief berührt waren. Die tschechische Presse antwortete energisch, überall in der Gesellschaft und in literarischen Kreisen wurde erregt über die Äußerung Mommsens

debattiert. In der Caféstube des Hotels Platteis in der Ferdinandstraße (heute Národní) trafen sich nach der Veröffentlichung der Mommsenschen Zuschrift der Dichter Antonín Sova, die Naturwissenschaftler Antonín Stola und Ladislav Čelakovský, Enkel des Dichters František Ladislav, und sie sprachen erregt über Mommsens Kundgebung. Antonín Stola forderte Sova auf, auf Mommsens Zuschrift mit einem Gedicht zu antworten. In der Tat schrieb Antonín Sova das Gedicht und veröffentlichte es binnen wenigen Tagen im Selbstverlag zugunsten des Hus-Fonds. Es war eine angriffslustige Antwort, kühn und hart, und wurde zur kollektiven Antwort des Volkes, da es in lapidaren Sätzen den Unterschied zwischen der deutschen und der tschechischen Nation aufzeigte. Aber außerdem war es die Stimme des beleidigten Nationalstolzes und – vor allem – die Stimme der beleidigten Menschlichkeit... In den ganzen fünfzig Jahren, welche seit Entstehen dieses Gedichts vergangen sind, hat es seine Giltigkeit und Aktualität nicht verloren, und heute, wenn wir es lesen, scheint es uns, daß es nicht nur dem Herrn Mommsen antwortet, sondern allen, die sich nach seinem Rat richteten. Und gleichzeitig können wir das Gedicht lesen als eine Warnung an die „unzeitgemäße Nachgiebigkeit" jener, welche die Kultur des „höheren Niveaus der Deutschen" nicht an der eigenen Haut verspürt haben.

Dir, der du meuchlerisch meine Nation angefallen hast,
Habgieriger, verrohter, eitler Greis: Dir, hart am Grabe
Stehender Bastard übermütiger römischer Cäsaren und der
siegreichen Germania,
Dir, von Größenwahn verblendetem Greis:
Singe ich das wütende Lied eines Barbaren, der durch einen
Hufschlag aufgeweckt wurde.

Dein armseliger Verstand hat das Licht der Gerechtigkeit
nicht begriffen,
Den Zauber der verjüngten Nationen,
Er hat nicht begriffen, daß alte Kultur nicht versklaven darf,
Wenn sie spielen und leuchten soll
Und nicht bloß sein soll eine grausame und niederdrückende
Riesenkugel des Galeerensträflings.

Sovas Antwort blieb nicht die einzige. Neben vielen Antworten tschechischer Zeitungen antwortete – zwar viel später, aber in wissenschaftlich begründeter Weise – der damalige Dozent für österreichische Geschichte an der tschechischen Universität, Dr. Josef Pekař, in der Broschüre „Die Tschechen als Apostel der Barbarei".

Obwohl das Mommsensche Geschoß gegen die Tschechen zugespitzt war, blieb es auch von seiten der anderen slawischen Nationen nicht ohne Erwiderung. Die polnischen Zeitungen antworteten wiederholt noch energischer als die tschechischen, und der Geschichtsprofessor an der Lemberger Universität, Dr. Osvald Balzer, publizierte einen offenen Brief an Theodor Mommsen, in dem er in ernster, tief wissenschaftlicher Analyse alle irrigen Auffassungen des deutschen Historikers aufzeigte und dessen Kundgebung scharf kritisierte. Osvald Balzer verbreiterte auch die Basis des Problems, das ursprünglich sich nur auf die Tschechen bezogen hatte, auf das gesamte slawische Problem und schloß seinen offenen Brief mit den Worten: „Sagen wir es ohne Umschweife: Der Aufschrei des Entsetzens, der sich Ihrer Brust entrungen hat, ist nicht ein Hilferuf, weil die Kultur gefährdet ist, sondern es ist ein Aufschrei des Schmerzes und der Verzweiflung, weil er entschlüpft aus den Händen der deutschen Oberherrschaft. Die Dinge müssen mit ihrem richtigen Namen genannt werden, und man darf nicht unter dem Mäntelchen der Kultur weglaufen, dort wo es sich um ganz andere Ziele und Zwecke handelt."

Ähnlich wie Osvald Balzer namens der Polen sprach namens der Südslawen der Philologe und Literaturhistoriker Vatroslav Jagić. Er sandte einen ausführlichen Brief, in welchem er ihm (Mommsen) vorwarf, daß er sich zu Worten hinreißen ließ, so unwürdig eines wissenschaftlichen Arbeiters. Ähnlich wie Balzer beleuchtet auch Jagić das Verhältnis der österreichischen Slawen zu den Deutschen und zeigt, daß die Sprachenverordnung gerecht sei und daß es berechtigt sei, daß die Beamten in Böhmen auch tschechisch können.

Unter anderem schreibt Jagić an Mommsen: „In Österreich kann man weder gegen die Deutschen noch gegen die Slawen regieren. Was insbesondere die letzteren betrifft, erlauben Sie, daß ich Ihnen ganz unverhohlen erkläre, daß die Slawen geeignet sind, in ihrer Passivität wahre Wunder zu vollbringen, daß auch augenblickliche

Mißerfolge sie nicht kleinmütig machen und daß sie ruhig spätere Zeiten abwarten, die kommen werden."

Ähnliches Entsetzen bewirkte die Mommsensche Kundgebung auch in Rußland, und besonders die Zeitungen „Moskovské vedomosti" und „Kyjevské slovo" befaßten sich ausführlich damit. Die russischen Zeitungen zeigten die Nichtberechtigung der deutschen Forderungen und zählten auf die Verdienste der Tschechen um das Aufblühen der Kultur. Sie zeigten auch, daß die Deutschen immer nur vom großdeutschen Reich geträumt haben und daß Bismarck zum Beispiel die pangermanischen Tendenzen in Österreich als Bollwerk gegen den Einfluß Rußlands auf die österreichischen Slawen verwendet hat.

Für das übrige zivilisierte, nichtslawische Europa sprach der edle französische Freund der tschechischen Nation, Ernest Denis. In seinen Vorlesungen an der Sorbonne verurteilte er schroff die Mommsenschen Worte und charakterisierte sehr plastisch die ganze Situation: „Sie haben sicherlich den Artikel Mommsens gelesen, der ein so seltsames Licht auf das Gewissen einiger deutscher Professoren wirft. Die Situation ist die gleiche, wie sie im zehnten Jahrhundert war, als Widukind erklärte: ‚Viele Tage sind verflossen, und beide Parteien sind fortwährend bereit: die Sachsen, um für Ruhm und das Großdeutsche Reich zu kämpfen, die Slawen für die Freiheit und die Befreiung aus der Sklaverei.'

Die Deutschen erklären sich als superiore Nation, ihre Zivilisation als die vollendeteste aller Zivilisationen, was ihnen angeblich das Recht verleiht, keine Sprache einer anderen Nation zu lernen und anderen Nationen ihre, das heißt die deutsche Zunge aufzuzwingen. Welch elende Sophistik!

Superiorer Stamm? Im Namen dieser widerlichen Theorie haben die Sklavenhändler die Neger aus Afrika exportiert, um sie den Plantagenbesitzern zu verkaufen, welche dann an den Sklaven ihre superioren Peitschen erprobten! Zu einer solchen Auffassung der Zivilisation will uns Mommsen wieder zurückführen? Die Superiorität der Stämme, die Superiorität der Intelligenz? Der ewige Vorwand der Unterdrücker, welche ihre Brutalität zu verteidigen versuchen."

Wie fielen nun gegen diese zutiefst menschlichen Worte des edlen Gelehrten die Stimmen der deutschen Gelehrten aus? Die Mehrzahl

der Zeitungen zollten Professor Mommsen für seinen Hetzartikel uneingeschränkten Beifall. Soweit einige Blätter den Artikel ablehnten, taten sie es nur deshalb, weil ihnen die Mommsensche Art als eine untaktische erschien. So zum Beispiel hat das offizielle Blatt Bismarcks, „Hamburgische Nachrichten", den Mommsenschen Artikel zwar kritisiert, aber aus den Schlußworten ging hervor, daß diese Kritik nur eine Revanche dafür war, weil Mommsen einmal Bismarcks Politik als Humbug bezeichnet hatte. Bismarck selbst riet den österreichischen Deutschen in ihrem Kampf gegen die Slawen anders, taktischer: „Behandelt eure slawischen Gegner auch im ärgsten Zorn und in der schwersten Lage immer mit dem innerlichen, nie lauten Gefühl eurer Überlegenheit, daß ihr diese Überlegenheit immer haben werdet." Und daß dies auch die Meinung der Mehrheit der Deutschen war, beweist auch die Stimme eines andren deutschen Blattes, „Vossische Zeitung", welches schrieb, daß der Mommsensche Artikel eine Ansicht ausdrücke, welche früher oder später jedermann zu der seinen machen müsse, der sich mit der deutschen Zukunft befasse.

Und so wurde der Mommsensche Artikel über die Hiebe auf die tschechischen Schädel ein historisches Zeugnis dafür, daß auch die Wissenschaft, falsch begriffen, den Menschen auf Abwege führen kann. Der Mommsensche Artikel wurde aber auch ein Zeugnis für deutsche Brutalität und der Ausdruck ihrer wahren Ziele, von denen sich endlich die Welt im letzten Kriege überzeugen konnte. Auf der anderen Seite aber ist die triftige Antwort von so hervorragenden Männern wie Sova, Balzer, Jagić und Denis ein Symbol dafür, wie die germanische Faust, die sich ballte, um die slawische Welt und ihre Kultur zu zerschmettern, abgeschlagen wurde, ein Symbol für die Einheit der slawischen Nationen und ihren Zusammenschluß mit der übrigen Kulturwelt. Und heute scheint es uns, als wäre diese halb vergessene Episode unserer Geschichte eine Vorausahnung der Ereignisse, deren Zeugen wir vor kurzem gewesen sind, eine Vorwegnahme der Entwicklung von fünfzig Jahren, die seit jener Zeit vergangen sind.

RÜCKÜBERSETZUNGEN
UND
ÜBERSETZUNGEN



SENSATION EINES JOURNALISTEN

Ein Sketch mit einem zweiteiligen Vorspiel

Erstes Vorspiel: Gasse
Zweites Vorspiel: Bar

Hauptszene
Die Mutter des Mörders
Abenteuer eines unbezwingbaren Reporters

Gasse

PERSONEN

Kellner
Toller Käfer
Student
Erster Journalist
Zweiter Journalist
Dirne
Portier
Lampenwärter
Schwätzer
Lustiger Herr
Melancholiker

Es dunkelt, Abendrot, Abendglocken.

STUDENT *tritt ein, horcht, singt: „Lied von den Glocken".*
STUDENT *ab.*
LAMPENWÄRTER *erscheint und steckt die Laterne an; ab.*
DIRNE *erscheint und singt das Lied: „Dirnen".*
KELLNER *nach dem Gesang:* Du wartest schon auf mich?

DIRNE: Fein, daß du heute so früh kommst. Der Portier hat noch nicht einmal die Reklame eingeschaltet.

KELLNER: Ja wann hat mich denn die alte Schachtel wieder geweckt? Ich hab doch noch Zeit genug in die Bude.

DIRNE: Hör mal, Korla, gemmer noch a bisserl zusammen, wirst doch nicht jetzt schon dort rumlungern. Na, komm schon!

KELLNER: Mir scheint, du hast mich auf dem Kieker – oder willst du mich wieder mal schröpfen?

DIRNE: Kennst mich doch, wie? Ich – und dich? Korla, mit dir immer nur aus Liebe. Also komm!

KELLNER *ab mit ihr.*

ERSTER und ZWEITER JOURNALIST *treten auf.*

ZWEITER JOURNALIST: Für alles, was ein Journalist schreibt, muß er eine moralische Begründung haben.

ERSTER JOURNALIST: Darauf huste ich. Ein Journalist muß es verstehen, eine Sache aufzuspüren, sie zu packen und der Masse vorzuwerfen.

ZWEITER JOURNALIST: Wenn es im Interesse der Öffentlichkeit und des allgemeinen Vorteils ist.

ERSTER JOURNALIST: Namentlich im Interesse des eigenen Journals – und dann, Herr Kollege, im eigenen Interesse. Je öfter Sie den anderen die Felle vor der Nase wegschnappen, um so besser sind Sie als Journalist. Sie dürfen meinetwegen aus einem Blödsinn eine Sensation machen, müssen aber wissen, wie die Axt an die Wurzel zu legen ist, damit Ihnen die Leute auf den Leim gehen.

ZWEITER JOURNALIST: Bedeutungslosen Sachen ist doch aber in den Zeitungen so wenig Platz zu widmen wie nur möglich.

ERSTER JOURNALIST: Was heißt denn das – bedeutungslose Sachen? Das kann das Parlament sein oder eine Abhandlung über den Rückgang der Prostitution oder dies und das. Es geschehen kolossale Sachen, aus denen auch der gewandteste Journalist nichts machen kann. Ein andermal können Sie aus einem blöden Zusammenstoß der Elektrischen eine Sensation für drei Spalten haben, in denen es vom Blut der armen Opfer dieser grauenhaften Katastrophe nur so triefen wird, wenn bei dem Malheur auch kaum eine Nase flach gedrückt wurde.

ZWEITER JOURNALIST: Aber, Herr Kollege, das ist doch eine Unehrlichkeit.

ERSTER JOURNALIST: Seit wann garantiert Ehrlichkeit eine gute Gage? Mit Ihren Grundsätzen können Sie ein Sparer sein, aber kein Journalist. Allein ein guter Riecher, Schlagfertigkeit, Gewandtheit bilden die Grundlage einer journalistischen Karriere mit einer fetten Gage.

ZWEITER JOURNALIST: Unsere Gagen sind eher mager.

ERSTER JOURNALIST: Herr Kollege, für einen guten Journalisten ist die Gage sozusagen nur Taschengeld. Etwas, womit man nicht rechnet, etwas, was einkassiert ist und ausgeworfen wurde.

ZWEITER JOURNALIST: Glauben Sie, Herr Kollege, daß ich vor Scham in den Boden versank, als ich heute die Quittung über meine erste Redakteursgage unterschrieben habe? Seine Ansichten in Tausenden Exemplaren in der Welt zur Geltung bringen zu können und noch Gage dafür zu beziehen – das ist doch zuviel!

ERSTER JOURNALIST: Sie gehören in ein Pensionat, Sie Naivling, und nicht in eine Redaktion!

ZWEITER JOURNALIST: Herr Kollege, ich freue mich unendlich, Redakteur zu sein. Ich könnte Tag und Nacht schreiben.

ERSTER JOURNALIST: Ihr Schwung wird bald erlahmen. Sie müssen erst einmal begreifen, was und wie Sie schreiben sollen – je nach dem Geschmack der Leser, damit sie Ihnen auf den Geschmack kommen. Gehen wir in die Bar?

ZWEITER JOURNALIST: Das wird wohl zu teuer sein.

ERSTER JOURNALIST: Na freilich – mit Ihrer mageren Gage – ich lade Sie ein und basta! Keine Sorge wegen des Geldes! Heute bring ich Sie außer Rand und Band. Ich zeig Ihnen alle Seiten des Nachtlebens. Warten Sie, hier ist noch kein Licht. Gehen wir woandershin, ich weiß von echtem Absinth. Und dann kehren wir hierher zurück.

ZWEITER JOURNALIST: Daß es nur nicht zu teuer wird.

Nach Ihrem Abgang Licht in der Bar.

PORTIER *kommt heraus, blickt sich um, geht wieder hinein.*

TOLLER KÄFER: Oje, eine Bar. Das muß prima sein, in so 'ner Bar. Könnt ich nur mit jemandem hineinschaun.

SCHWÄTZER *tritt auf, geht an dem Käfer vorbei, schaut sich nach ihr um, sie auch nach ihm, er bleibt stehen*: Aber, aber – so schön – und warum so böse?

KÄFER: Ich hab eine Wut.

SCHWÄTZER: Auf wen?

KÄFER: Auf alle blöden Leute! Als könnte ein anständiges Mädel, das seine Moneten redlich verdient, nicht auch eine Bar besuchen und sich mal ordentlich amüsieren.

SCHWÄTZER: Na freilich, wir haben doch Gleichberechtigung.

KÄFER: Ich weiß, auf 'm Papier, aber was für einem Papier! Wer wird mir denn glauben, daß ich mich einfach nur so a bisserl verlustieren will und daß ich nicht so eine bin?

SCHWÄTZER: Na, dann kommen Sie mit mir. *Faßt sie unter dem Arm.*

KÄFER: Nicht anfassen, das hab ich nicht gern, kommen Sie mir nicht zu nahe!

SCHWÄTZER: Na, na, na!

LUSTIGER HERR *tritt auf*: Hau ab! Läßt du sie los! Sprechen Sie nicht mit ihm, Fräulein! Bei diesem Lumpenkerl ist nichts zu holen, von dem fängt nicht einmal ein Hölzchen Feuer!

KÄFER: Aber Sie könnten eine fangen – vor mir. Ich brauch kein Geld zu betteln. Ich will von niemandem was und nehme auch nichts. Ich krieg jeden Samstag meinen Lohn, den ich der Mutter gebe, und so bin ich doch ein anständiges Mädel!

SCHWÄTZER: Mensch, da kennst du das Fräulein schlecht. Die ist imstande, für mich noch die Zeche zu blechen – aus Liebe!

LUSTIGER HERR: Sapperlot – daß du es nur nicht bereust! Aus Liebe ist es immer am teuersten.

SCHWÄTZER: Mein schönes Kindchen, ich könnte Ihnen von einem Menschen erzählen, der für Sie viel Verständnis haben würde.

KÄFER: Den können Sie sich ausstopfen lassen. Mir muß ein Mannsbild gefallen.

LUSTIGER HERR: Das Fräulein will keinen anderen als einen feschen Kerl.

SCHWÄTZER: Ich weiß von einem fabelhaften Burschen, der es versteht, jede Dame zu amüsieren. Und Sie müssen ihn nicht weiß Gott wo suchen, weil er vor Ihnen steht und Ihnen gerade sagt, daß Sie keine Dummheiten machen sollen und, falls Sie Spaß lieben, mit uns gehen möchten.

LUSTIGER HERR: Beide sind wir fesche Kerle.

KÄFER: So gefällt es mir. Mit Ihnen beiden, ja, das schon, aber statt mit einem lieber mit keinem.

SCHWÄTZER und · LUSTIGER HERR *rufen*: Gemmer bummeln – los!

„Lied der Flamender".
Nach dem Lied beide ab.

KELLNER und DIRNE *kehren zurück.*

DIRNE: Korla, du bist 'n fescher Kerl, daran ist nun mal nicht zu rütteln.

KELLNER: Jessesmaria! Die Reklame leuchtet schon. Da krieg ich wieder 'n paar aufs Dach vom Chef.

DIRNE: Aber schön war's. Hast du mich auch lieb?

KELLNER: Halt mich nicht auf, schau lieber, daß du 'nen Kren schnappst. Bring ihn zu uns, und wir werden ihn schon ausnehmen. Sapperlot – dort kommt jemand.

DIRNE *sieht sich um und donnert los*: Ich bin ein anständiges Weib, ich ...

KELLNER *läuft davon.*

MELANCHOLIKER *tritt auf.*

DIRNE: Das ist ein Skandal! Heutzutage muß sich ein anständiges Weibsbild fürchten, das Haus zu verlassen.

MELANCHOLIKER: Heutzutage sind die Leute in der Welt sehr schlecht. Daran ist der Krieg schuld.

DIRNE: So 'n Lump belästigt mich hier, und nun hab ich Angst, nach Hause zu gehn.

MELANCHOLIKER: Soll ich ihn identifizieren lassen?

DIRNE: Aber nein, er könnte Ihnen noch was antun.

MELANCHOLIKER: Mir scheint, daß er sich schon aus dem Staub gemacht hat, aber wenn Sie nicht wollen, dann lieber nicht! Sind Sie auch so traurig? Ich bin derart traurig, sag ich Ihnen!

DIRNE: Ich bin nicht traurig, aber ich habe Angst.

MELANCHOLIKER: Vor mir muß sich kein Weib mehr fürchten. Wissen Sie, daß es sehr traurig ist, daß ich so traurig bin?

DIRNE: Und mir ist wieder irgendwie kalt.

MELANCHOLIKER: Ich könnte Sie nicht mehr warm machen. Ich bin überhaupt sehr traurig dran.

DIRNE: Aber ein Gläschen Tee möcht ich doch gern trinken.

MELANCHOLIKER: Mit Zitrone oder ohne Rum?

DIRNE: Aber mit Rum!

MELANCHOLIKER: Es soll zwar nicht sein, aber es ist fein. Kommen Sie mit mir und lassen Sie sich einen Tee bringen und mir einen Topf Wehmut mit Rum.

DIRNE: Das ist aber nett von Ihnen. Sehn Sie, vor Ihnen fürchte ich mich überhaupt nicht.

MELANCHOLIKER: Warum auch, wenn ich so traurig bin. Hier haben wir eine Bar.

DIRNE: Hier wollen wir uns amüsieren.

MELANCHOLIKER: Mich kann nichts mehr aufheitern, ich bin definitiv traurig.

Beide ab in die Bar, wo Musik und Gesang zu hören ist.

ERSTER und ZWEITER JOURNALIST *treten auf, beide angeheitert.*

ZWEITER JOURNALIST: Jetzt ist mir erst klar, daß ich mich in einem kardinalen Irrtum befinde.

ERSTER JOURNALIST: Also kommen Sie, Sie Kardinalirrtum! Jetzt gehen wir in die Bar, da sind wir mit den Mädeln ein Paar und gleich in Rage ganz und gar.

ZWEITER JOURNALIST: Nur daß es uns nicht zu teuer kommt.

ERSTER JOURNALIST: Seien Sie kein Narr! Hätte ich Kleingeld gehabt, so hätte ich's bezahlt. Sie werden doch wegen der paar Kronen nicht heulen. Aber jetzt will ich zahlen. Mensch, haben Sie schon mal einen Kalorik-Cocktail getrunken?

ZWEITER JOURNALIST: Was ist denn das?

ERSTER JOURNALIST: Das ist ein schwedischer Punsch mit Eis.

ZWEITER JOURNALIST: Punsch mit Eis? Aber das ist doch bizarr – eine wahre Groteske! Ist das nicht teuer?

ERSTER JOURNALIST: Was geht es Sie an? Ich zahle ja alles! Übrigens, wieviel haben Sie eigentlich bei sich? Schauen Sie nach! Für alle Fälle, sollte etwas geschehen – zufällig wirft sich Ihnen ein Mädel an den Hals, und Sie werden morgen in der Früh nicht wissen, wieviel Sie bei sich hatten.

ZWEITER JOURNALIST: Nach Bezahlung der Miete habe ich genau zwölfhundertsechsundfünfzig Kronen.

ERSTER JOURNALIST: Erlauben Sie! *Nimmt ihm das Geld ab.* Sechshundert nehme ich für alle Fälle an mich, damit Ihnen nichts geschieht.

ZWEITER JOURNALIST: Aber Pardon, Herr Kollege!

ERSTER JOURNALIST: Na, erschrecken Sie doch nicht! Seien Sie froh, daß Sie's bei mir versteckt haben, junger Mann. In einer Woche gebe ich's Ihnen zurück. Hören Sie? Das Leben ruft.

Musik, Gesang. Vorhang.

Bar

PERSONEN

František Polanský
Schwätzer
Lustiger Herr
Melancholiker
Erster Journalist
Zweiter Journalist
Kellner
Happy Smart, exzentrischer Tänzer
Tänzer
Tänzerin
Dirne
Detektiv

LUSTIGER HERR *tanzt mit dem tollen Käfer.*

SCHWÄTZER *tritt nach dem Tanz an sie heran*: Fräulein, Sie tanzen fabelhaft!

KELLNER: Wunderbar! Sie tanzen nach rechts, und Ihre Füße gehen dabei nach links.

KÄFER: Also kommen Sie, versuchen Sie's mit mir!

SCHWÄTZER: Danke schön! Es muß nicht gerade ein Tanz sein!

KÄFER: Übrigens, bin ich denn hergekommen, um mich zu schinden? Den ganzen Tag komm ich nicht zum Sitzen. Kommen Sie und erzählen Sie mir was. Ich höre mir liebend gern dumme Reden an!

LUSTIGER HERR: So 'n Dummkopf, um mich mit 'nem Weibsbild gescheit zu unterhalten, bin ich noch lange nicht.

MELANCHOLIKER und DIRNE *treten auf.*

SCHWÄTZER: Da schau her! Unser Freund? Herr Traurig! Wo bist du denn wieder traurig geworden? Und wen bringst du da mit?

MELANCHOLIKER: Das ist traurig, daß Sie mich so verdächtigen. Ich leiste dieser Dame nur Gesellschaft.

LUSTIGER HERR: Mit dir wird sie sich schön amüsieren! Vor lauter Vergnügen schläft sie ein.

KELLNER: Was möchten Sie, gnädiger Herr?

MELANCHOLIKER: Zwei Glas Rum mit Tee.

KELLNER: Tee haben wir nicht. Das hier ist eine Bar.

MELANCHOLIKER: Also ein Glas Barrum mit Wasser. Fräulein, singen Sie etwas, damit ich nicht so traurig bin.

„Das Lied vom Leben" (Töchter).
Applaus.

ERSTER und ZWEITER JOURNALIST *kommen.*

ERSTER JOURNALIST: Herr Kollege, jeder Journalist braucht Abwechslung. Ohne Abwechslungen wüßten wir nicht, worüber wir schreiben sollten. Es wäre Schluß mit den Sensationen und auch mit den Honoraren. Als Journalist müssen Sie ununterbrochen auf der Hut sein, wo sich was regt. Passen Sie auf. Für ein sensationelles Referat, wenn gut zehn-, fünfzehntausend Abendblätter mehr gedruckt werden können, bekomme ich extra Honorar. Ein Journalist braucht Veränderungen im Leben, muß sich aber auch selbst zu wandeln verstehen, um das ganze Leben und die Welt so zu verändern, wie es ihm in seinen Kram paßt.

ZWEITER JOURNALIST: Man kann sich doch nicht wie ein Chamäleon aufführen.

ERSTER JOURNALIST: Quatschen Sie nicht. Die Existenz der Welt hängt von den Veränderungen ab. Schauen Sie, auch hier in diesem Nachtlokal müssen die Tänzerinnen mit den Tänzern abwechseln, und jede Tänzerin muß einen anderen Tanz tanzen. Und der Herr Ober – hallo! – Herr Ober, Sie müssen uns jedesmal einen anderen Cocktail bringen.

KELLNER: Zu Diensten, gnädiger Herr.

ZWEITER JOURNALIST: Wenn ich aber mein Leben auf einer bestimmten moralischen und philosophischen Grundlage aufbauen will und wenn ich bei allem nur davon ausgehe ...

ERSTER JOURNALIST: Dann werden wenig Artikel von Ihnen erscheinen, und Sie werden auch nicht lange in der Redaktion aus und ein gehen dürfen.

„Couplet der Journalisten".

FRANTIŠEK POLANSKÝ *tritt auf und setzt sich.*

ERSTER JOURNALIST: Wie hoch ist eigentlich Ihre Gage, Herr Kollege?

ZWEITER JOURNALIST: Für den Anfang sechzehnhundert. Ich bin jetzt besser dran als vorher im Staatsdienst.

DIRNE: Warum sind Sie denn so traurig? Sie reden nicht, Sie dudeln nicht.

MELANCHOLIKER: Weil das alles nicht sein soll. Und wenn es schon sein soll, dann muß ich eben darüber traurig sein. Wenn man Sie morgen pfänden kommen würde, dann würden Sie auch traurig sein.

DIRNE: Man wird Sie morgen pfänden kommen?

MELANCHOLIKER: Nein – aber was wenn? Ist mir nur so eingefallen, wie traurig es sein müßte.

BUMMLER *kommen aus der Box.*

LUSTIGER HERR: Hör mal, Freund, ich mach mich davon.

SCHWÄTZER: Warum willst du dich davonmachen, Freundchen? Ich wollte dir gerade sagen, daß ich nach Hause gehe.

LUSTIGER HERR: Was fällt dir ein? Bleib nur hier. Ich mach mich davon, damit ich dir nicht im Wege stehe.

SCHWÄTZER: Nein, nein, ich gehe. Sei mir nicht böse, ich habe aber erst jetzt entdeckt, was ich spiele.

LUSTIGER HERR: Nein, nicht du spielst, ich spiele.

SCHWÄTZER: Was spielst du?

LUSTIGER HERR: Und du?

BEIDE *unisono*: Den Elefanten.

LUSTIGER HERR: Nein, das bin ich!

SCHWÄTZER: Aber nein, ich!

KÄFER: Warum lassen Sie mich hier einsam welken?

BEIDE *zu ihr in die Box.*

ERSTER JOURNALIST: Diese Musik kenne ich. Das ist bestimmt ein Tanz.

Musik und Tanz.

ZWEITER JOURNALIST: Das war wirklich sehr schön.

ERSTER JOURNALIST: Wissen Sie, ich bin in keiner Hinsicht konservativ. Weder in den Ansichten noch in der Liebe, in nichts. Aber das muß ich sagen, der Šlapák war und ist von allen Tänzen immer noch der beste. Wissen Sie, wenn man so schön langsam walzt. *Fängt an, vor sich hin zu trällern und sich zu drehen.*

Musik (Šlapák).

ERSTER DETEKTIV *tritt auf, zum Kellner*: Wir wissen ganz bestimmt, daß er hier ist. Wir haben ihn bis in diese Gasse hinein verfolgt, wo er plötzlich verschwunden ist. Er muß hier sein.

KELLNER: Ich bitte Sie, nur keinen Skandal. Das Lokal würde sonst sein Renommee verlieren.

ERSTER DETEKTIV: Ich will's kurz machen. *Blickt um sich, sieht Polanský, geht zu ihm.*

KELLNER *zum Journalisten*: Herr Redakteur, ein Detektiv ist hier. Ich bitte Sie, richten Sie es irgendwie ein, daß unserem Lokal kein Schaden entsteht. Der Chef wird sich's was kosten lassen.

ERSTER JOURNALIST: Ein Detektiv? Was ist denn passiert?

KELLNER: Die suchen jemanden.

DETEKTIV *zu Polanský*: Kommen Sie mit mir!

POLANSKÝ: Na erlaubens! Warum sollte ich ...

ERSTER DETEKTIV: Ich bin Detektiv. Sie sind František Polanský.

POLANSKÝ: Das leugne ich nicht. Das bin ich, aber ...

ERSTER DETEKTIV: Kein aber, antworten Sie lediglich auf meine Fragen! Sie haben eine Bekanntschaft mit dem Dienstmädel Alžběta Vaňousová, angestellt bei Frau Bergmann.

POLANSKÝ: Ja ja, hab ich ...

ERSTER DETEKTIV: Gut, wir wissen das. Das Dienstmädchen hat es zugegeben. Sie sind verhaftet.

POLANSKÝ *blickt ihn verwundert an*: Ich ...?

ERSTER DETEKTIV: Sie haben einen Raubmord verübt.

POLANSKÝ *blickt ihn schweigend an.*

ERSTER JOURNALIST *zum zweiten*: Da haben Sie's, ehe man sich's versieht. Ein Raubmord.

DIE ÜBRIGEN *bekunden große Anteilnahme.*

KELLNER: Und so was muß gerade in unserem Lokal passieren!

DETEKTIV: Sie haben Frau Bergmann ermordet!

POLANSKÝ *tritt schweigend zurück.*
DIRNE: Jesusmaria, das ist ein Mörder!
ERSTER JOURNALIST *zum ersten Detektiv*: Wann ist das passiert? Womit hat er sie ermordet? Mit einem Beil, oder hat er sie mit einem Messer gestochen, oder erschossen?
ERSTER DETEKTIV: Was geht Sie das an?
ERSTER JOURNALIST: Ich bin Redakteur eines Tagblatts.
DETEKTIV: Informationen erhalten Sie im Polizeikommissariat. Hier werde ich mich über den Mord nicht auslassen.
ERSTER JOURNALIST *zum zweiten*: Es hängt von der Art und Weise ab, wie der Mord verübt wurde.
DIRNE: Mir ist schlecht.
ERSTER DETEKTIV: Also kommen Sie!
POLANSKÝ *wankt*: Was – ser!
DETEKTIV *fängt ihn grob*: Machen Sie keine Faxen, ein bißchen dalli...
STIMMEN: Na freilich! Na freilich! Raus mit ihm! Wir werden doch nicht mit einem Mörder zusammen bleiben.
DETEKTIV *versetzt Polanský einen brutalen Stoß*: Marsch! Na los, oder ich leg Ihnen Handschellen an! *Führt ihn ab.*
KELLNER: Sapperlot, jetzt führt er ihn ab mitsamt der Zeche.
ERSTER JOURNALIST: Die bekommen Sie im Kommissariat. *Zum zweiten Journalisten*: Ich muß mir das ansehen. Vielleicht läßt sich etwas herausschlagen. Mörder in der Bar verhaftet, in den Armen einer spanischen Tänzerin. Zahlen! Wissen Sie was, Herr Kollege? Zahlen Sie's vorläufig, und warten Sie auf mich. Ich komme gleich.
KELLNER: Herr Redakteur, nur keinen öffentlichen Skandal.
ERSTER JOURNALIST: Mal sehen. *Läuft davon.*
ZWEITER JOURNALIST: Um Gottes willen, auf diese Weise komm ich morgen früh um meine Gage!
KÄFER: Ich sag Ihnen, das war ein fescher Kerl. Ein schöner Bursch! Ich sehe ihn immerzu vor mir, wie er bleich wurde.
SCHWÄTZER: Gemeiner Mörder!
LUSTIGER HERR: Ein Apache! Ein Apache!
KÄFER: Na und? Er sah aus wie im Kino.
MELANCHOLIKER *betrunken*: An all dem ist der Krieg schuld! Da soll einer nicht traurig sein – wie ein Leichenwagen! *Fängt an zu*

plärren. Ich bin so traurig – Leute! Ich komm mir vor wie eine Trauerweide.

DIRNE: Red doch keinen Quatsch! Rück fünfzig Kronen für Zigaretten raus! Zigaretten, Herr Korla! So 'nen Mörder sollte man auf der Stelle aufhängen!

KELLNER: Das wäre wirklich gescheit! Da würde unser Lokal sein Renommee absolut verlieren. Ein Skandal, gerade bei uns muß der Kerl reinkriechen.

Chaos. Musik.

LUSTIGER HERR: Ausgezeichnet! Warum sollen wir uns mopsen! Ausgezeichnet!

Alle schreien.
Die Tänzerin tanzt.

STIMMEN: Das sind Beinchen! Tolles Mädel!

MELANCHOLIKER: Mich ... heitert ... auf der ganzen Welt ... nichts mehr auf – auch Weiberbeine nicht!

DIRNE: Du kannst mir den Buckel runterrutschen! *Zum Schwätzer, der ihr auf den Leib rückt.* Kommen Sie mit! Sie gefallen mir!

SCHWÄTZER: Das sagst du nur so.

DIRNE: Wirklich!

SCHWÄTZER: Wirklich? – Dann wird's mich was kosten.

DIRNE: Red keinen Quatsch! Ein Hunderter wird dich nicht umbringen!

SCHWÄTZER: Mich wird er nicht umbringen und dir nicht aus der Patsche helfen.

KÄFER: Wo stecken Sie denn die ganze Zeit? Auf einmal liegt Ihnen nichts mehr an mir.

SCHWÄTZER: Aber doch. Du bist 'n toller Käfer.

KÄFER: Ich bin ein toller Käfer!

Geschrei, Lärm. Musik. „Happy Smart".

Vorhang.

Die Mutter des Mörders

PERSONEN

Frau Polanská, Waschfrau
Polizeikommissar
František Polanský
Journalist
Zwei Detektive

Ärmliche Stube, im Vordergrund ein Waschtrog. Zwei Detektive sehen in der Stube nach und untersuchen die Möbel.

KOMMISSAR *sitzt am Tisch und schreibt*: Das war also um elf Uhr. Und seit der Zeit haben Sie Ihren Sohn nicht mehr gesehen?

FRAU POLANSKÁ *weint.*

KOMMISSAR *legt die Akten zusammen, steht auf und steckt die Akten in die Tasche*: Mehr können wir von Ihnen nicht erfahren, Frau Polanská.

FRAU POLANSKÁ *schluchzt*: Ich weiß von nichts. Ich bin ein armes, aber ehrliches Weib. Sie können im ganzen Haus nach mir fragen. Ich wohne schon fünfundzwanzig Jahre hier.

KOMMISSAR *beschwichtigt sie*: Na ja, ich sehe doch, daß Sie eine brave Frau sind. Wer kann denn schon für seine Kinder.

FRAU POLANSKÁ: Wer kann denn schon für seine Kinder. Mein Mann ist seit zwanzig Jahren tot. Mit den Behörden hatte er nie etwas zu tun gehabt. So ein goldiger, ein kreuzbraver Mensch war das. Und ich wasche mein Leben lang Wäsche für fremde Herrschaften, und es hat noch keine Windel gefehlt, keinen Hemdkragen hab ich verwechselt – und jetzt – so eine Schande! So ein Skandal! Was kann man tun. Da kann man nichts machen.

Sinkt auf den Stuhl und drückt das Gesicht weinend auf den Waschtrog.

KOMMISSAR *winkt den Detektiven zu*: Also gehen wir. Kehren Sie sofort an die Polizeidirektion zurück. Grüß Gott, Frau Polanská. *Ab.*

DETEKTIVE *folgen ihm.*

Es klopft an die Tür – einmal – noch einmal.

JOURNALIST *steckt den Kopf in die Tür*: Guten Tag.

FRAU POLANSKÁ *weint.*

JOURNALIST: Verzeihen Sie, ich wollte Sie nur fragen, Frau Polanská, ich bin nämlich Journalist und Redakteur, und ich wollte Sie nur fragen...

POLANSKÁ: Redakteur! Jetzt wird's noch in der Zeitung stehen! Mein ehrlicher Name! Mein Seliger! Zwanzig Jahre ist er schon tot – und in seinem ganzen Leben hat er nie etwas mit der Polizei zu tun gehabt. Und ich, mein Gott, ich und die Polizei! Ich bin eine arme Waschfrau, seit fünfundzwanzig Jahren wasche ich für fremde Herrschaften, und noch nicht ein einziger Fetzen hat gefehlt, noch kein Paar Socken habe ich vertauscht, und ich achte immer darauf, daß die Manschetten nicht zerfransen, und jetzt soll ich auf einmal in der Zeitung stehn, ach. Alle Leute werden es lesen. Geben Sie's nicht in die Zeitung, junger Herr!

JOURNALIST: Das geht doch nicht.

POLANSKÁ: Geben Sie's nicht in die Zeitung, junger Herr, ich bitte Sie, um Gottes Barmherzigkeit willen! Tun Sie mir und meinem toten Mann nicht eine solche Schande an! Stecken Sie uns nicht in die Zeitung!

JOURNALIST: Aber, liebe Frau Polanská – das hängt doch nicht von mir ab, so ein Fall. Denken Sie nur, ein Raubmord...

POLANSKÁ *erschrickt*: Ja! – Ein Raubmord – daran hab ich noch gar nicht gedacht. Das heißt ja Raubmord, und mein Franz ist – ein Raubmörder! Der Franz Polanský – der Sohn von Anna Polanská, Wäscherin in der Brückengasse – ist ein Raubmörder! Ich bin die Mutter eines Raubmörders. Und mein ganzes Leben lang bin ich fleißig und ehrlich und fromm gewesen, und niemand hat mir auch nur soviel nachsagen können!

JOURNALIST: Beruhigen Sie sich doch, Frau Polanská! Ich wollte Sie vor allem fragen, wie lange Ihr Sohn die Bekanntschaft mit dem Dienstmädchen von Frau Bergmann hatte.

POLANSKÁ *hört nicht zu, wiederholt nur ununterbrochen und tonlos*: Ein Raubmord, ein Raubmord.

JOURNALIST: Ist Ihr Sohn schon lange arbeitslos?

POLANSKÁ: Ein Raubmord! Ein Raubmord!

JOURNALIST: Nun, ich will Sie ja nicht belästigen, aber vielleicht könnten Sie Ihrem Sohn helfen, wenn Sie mir einige Details geben könnten.

POLANSKÁ *schreit*: Helfen!? Ich will ihm nicht helfen! Ein Raubmörder ist er. Er hat die Frau Bergmann erwürgt, um den Schmuck zu stehlen. Wissen Sie, wie man das nennt, mein Herr? Das nennt man Raubmord – und das kommt in die Zeitung, mein Herr! Was kann ich ihm da helfen? *Sie wird weich.* Ach, ich möchte ihm schon helfen, meinem Jungen, er ist doch mein Kind, mein einziger Sohn! Ja wie kann ich ihm denn helfen? Ich bin eine arme Wäscherin – und ich werde zu einem Rechtsanwalt gehn – ja, ich werde es schon bezahlen! Aber wie kann ich ihm denn helfen, meinem Franz, sagen Sie mir das, junger Herr, ich bitte Sie, sagen Sie mir das!

JOURNALIST: Für alles auf der Welt gibt es mildernde Umstände. Zum Beispiel große Not entschuldigt vieles. Oder – vielleicht ist Ihr Sohn seelisch nicht ganz in Ordnung. Krankhafte Anfälle oder so etwas. Auch Vererbung gilt viel vor Gericht. Wenn er zum Beispiel vom Vater oder von der Mutter jähzorniges Wesen vererbt hat...

POLANSKÁ: Vererbung? Wenn er etwas herhat vom Vater oder von der Mutter?

JOURNALIST *erschrocken*: Aber ich wollte Sie nicht beleidigen, Frau Polanská. Ich weiß sehr gut, daß Sie eine brave Frau sind.

POLANSKÁ: Vererbung? Wenn er etwas von der Mutter...

JOURNALIST: Aber Frau Polanská – ich wollte bloß sagen, ich habe bloß gemeint...

POLANSKÁ: Ja, ja, Vererbung! Von mir hat er's – von mir hat er's, der Franz, er kann nichts dafür, der arme Junge – er kann nichts dafür! Von mir hat er's geerbt! Von mir!

JOURNALIST *lächelt*: Ach so, ich verstehe Sie sehr gut, Frau Polanská! Sie möchten ihm gerne helfen, und deswegen...

POLANSKÁ: Ja, ja, ich will ihm helfen! Sie denken, daß ich es nur so sage, aber Sie müssen es mir glauben, daß es in mir war! Mein ganzes Leben lang war es in mir, dieses verfluchte Morden! Ich werde es Ihnen erzählen, nicht einmal gebeichtet hab ich es, noch keinem Menschen habe ich es gesagt, sooft ich auch zur Beichte

gehe. Aber Ihnen werde ich das alles erzählen, damit Sie es in die Zeitung geben. Soll mich die Polizei nur holen kommen! Sollen auf mich die Leute nur mit den Fingern zeigen! Das ist mir jetzt ganz egal! Lange genug hab ich mich verstellt, aber jetzt pfeif ich auf alles! Meinem Jungen will ich helfen! Warum soll er um meinetwillen leiden? Vererbung ist das. Ich werde Ihnen die Wahrheit sagen – ich bin eine Mörderin!

JOURNALIST *wird während ihrer Rede nervös, ironisch*: Sie sind eine Mörderin?

POLANSKÁ: Ja. So ist es.

JOURNALIST: Und wen haben Sie denn ermordet, Frau Polanská?

POLANSKÁ: Wen ich ermordet habe? Niemanden hab ich ermordet, aber ich wollte es tun. Nur hatte ich nicht die Kraft. Aber mein Junge – der hat die Kraft gehabt, der hat es durchgeführt.

JOURNALIST: Nun ja, so durch den Kopf gehen einem verschiedene seltsame Gedanken.

POLANSKÁ: Nein, nein, das ist mir nicht bloß so durch den Kopf gegangen. Da! Sehen Sie! *Zerrt das Schubfach auf und nimmt ein Küchenmesser heraus.* Da, sehen Sie dieses Messer hier! Mit dem hab ich einen erstechen wollen! Das ist schon zwanzig Jahre her. Damals war ich Stubenmädchen beim Finanzrat Martin in der Marienstraße. Da war ich noch ein ganz junges Mädel, eben vom Lande gekommen.

JOURNALIST: Wen wollten Sie denn damals erstechen?

POLANSKÁ: Den ersten Menschen, der mich zum ersten Mal in meinem Leben lieb hatte. Den wollte ich totschlagen. Niemand hat mich vorher lieb gehabt. Wir waren viele Kinder und haben zu Hause nie ein gutes Wort gehört. Und plötzlich kommt einer und sagt mir: „Sie sind hübsch, Fräulein“, und streichelt mich, küßt mich, verführt mich!

JOURNALIST: Und heiratet Sie nicht. Das alte Lied.

POLANSKÁ: Wäre es nur das! Wäre es nur das! Daran hab ich nie gedacht. So ein Herr. Er war der Bruder von der gnädigen Frau, bei der ich diente. Mit seinen Schmeicheleien hat er mich weich gemacht, wie die Wäsche im Seifenwasser. Wenn die Wäsche einmal drinliegt in dem Trog da, dann kann man alles mit ihr machen. Man muß sie nur zwischen die Fäuste nehmen, und alles geht runter, wenn man's feste anpackt. Die Farbe und auch alle Flecke.

JOURNALIST *zur Seite*: Ganz gut gesagt. Es wird doch etwas mehr draus als nur eine gewöhnliche Nachricht. *Nimmt Papier aus der Tasche und stenographiert:* Vergleiche einer Wäscherin oder die Philosophie einer Waschfrau. Das kann man direkt in den Titel geben, fett gedruckt, auf die erste Seite.

POLANSKÁ: So ist es mir passiert. Ich bin zu ihm in die Wohnung gegangen, zu diesem Herrn, und ich war damals sehr glücklich. Aber auf einmal hat er mich nicht mehr aufgefordert, zu ihm zu kommen, und glaubens mir, es war mir bange.

JOURNALIST: Deshalb wollten Sie ihn umbringen.

POLANSKÁ: O nein, damals war ich ja noch eine dumme Gans vom Lande. Und ich hab auch alles genommen, wie es kam. Ich hab geglaubt, es muß so sein. Aber dann ist etwas geschehen, und da hab ich gewußt, daß es nicht so sein muß, daß es so nicht in Ordnung sein kann. Er hat mir gesagt, ich soll die blaue Bluse anziehen, die er mir gekauft hat, und abends zu ihm kommen, er gibt ein kleines Fest in seiner Wohnung. Also hab ich mir Ausgang genommen und bin hingegangen. Es waren noch zwei Freunde von ihm da, zwischen die er mich gesetzt hat, und eine Dame, die hat neben ihm gesessen – „eine Dame". Später hab ich dann gesehen, was das für eine Dame war. Die hat zu ihm gepaßt – dieses Weibsbild. Na – wir haben belegte Brötchen gegessen und Wein getrunken. Dann haben sie Halbdunkel gemacht. Nur eine Tischlampe mit rotem Schirm hat gebrannt, und seine beiden Freunderln wurden sehr zudringlich zu mir und zwangen mich, mehr zu trinken. Er hat mir gesagt, daß wir hier nicht bei einer Dorfmusik sind und daß ich mich wie eine Dame benehmen soll. Da war ich noch so unsicher, ich bitte Sie – ein Gänschen vom Lande! Ich hab wirklich nicht gewußt, wie ich mich benehmen soll. Und erzürnen wollte ich ihn auch nicht. – Da hab ich mir alles gefallen lassen. Plötzlich fängt einer an – die Damen müssen sich jetzt ausziehn. Die andere war gleich dabei. Nur ich wollte nichts davon wissen. Da hat er mich beiseite genommen und hat mir einen Krach gemacht, er müsse sich für mich schämen – ich sei doch sonst nicht so zimperlich gewesen, und ich soll mich fix scheren, wenn ich Fisimatenten machen will. Oder ob ich nicht doch lieber sein nettes Annerl bleiben will und schön folgen. So habe ich allen Mut zusammengenommen, hab Schnaps und Wein

in mich hineingeschüttet – und die Schweinekerle haben mich ausgezogen. Die Dame hat das alleine besorgt. Sie hat den Rock und die Bluse eins, zwei unten gehabt. Na ja, die wollte sich einfach zeigen. Sie hat rosarote Batistwäsche mit Spitzen angehabt.

JOURNALIST *lüstern*: So?

POLANSKÁ: Na ja, aber ich hab mich geschämt für meine langen Barchenthosen. Aber die geilen Kerle haben nicht Ruhe gegeben, ehe ich mich ganz ausgezogen habe bis auf die Strümpfe – die hätte ich mir aber nicht runterziehen lassen. Da konnten sie machen, was sie wollten. Und ich hatte einen schöneren Körper als diese Dame.

JOURNALIST: Aber, aber...

POLANSKÁ: Und dann haben sie ganz dunkel gemacht und solche Sachen getrieben, daß mir der Kopf rumging und ich nicht mehr wußte, was geschah. Am Morgen haben mich meine beiden neuen Liebhaber in einer Droschke nach Hause gebracht. Mir war in einem Zug schlecht, und ich habe nichts von mir gewußt. Am nächsten Tag habe ich Fieber gehabt und konnte kaum stehen – und die Gnädige hat gefeixt. Ja, abends bummeln gehn, lauter Vergnügungen und Genüsse, da will man dann natürlich nicht arbeiten! Am Ersten soll ich meine Sachen packen und gehn. Ich habe sie gehaßt für jedes Wort, das sie gesprochen hat. Lauter Vergnügungen, lauter Genüsse hat sie mir vorgeworfen! Und ich hatte noch das Kotzen im Mund und das Heulen in den Augen, wenn ich an die Genüsse vom vorigen Tag gedacht habe. Und die Gnädige kanzelt mich ab, wie ihr Bruder gestern nacht, als ich mich nicht ausziehen wollte. – Und da ist etwas in mir hochgestiegen! Ich weiß nicht, ob es der Satan war. Und wenn ich in meiner Kammer auch auf Knien betete, es hat mir nicht geholfen. Als dann am Abend der Herr zum Essen gekommen ist, war ich schon ganz verrückt. Ich habe das Küchenmesser genommen, dieses Küchenmesser da!, und bin über ihn hergefallen und hab ihm das Messer mit aller Kraft in den Körper gestoßen.

JOURNALIST *aufgeregt, entsetzt*: Haben Sie ihn erschlagen?

POLANSKÁ: Ich hab ihn – ins Herz hab ich ihn treffen wollen –, aber vielleicht ist er ausgewichen, oder die Klinge ist abge-

rutscht von der Brieftasche, das weiß ich nicht, mein Messer ist ihm in den Arm gegangen, so daß das Blut nur so gespritzt hat.

JOURNALIST: Hat man Sie damals verhaftet?

POLANSKÁ: Die haben sich gehütet. Die ganze Familie hat sich auf mich gestürzt, alle haben mich festgehalten, ich bin aber ohnmächtig zusammengebrochen. Und sie mußten mich aufs Bett tragen. Am nächsten Tag hab ich meine Siebensachen gepackt und bin, so krank ich war, gegangen. Das Messer hab ich mir mitgenommen, zum Andenken. Dafür hab ich meinem Herrn Liebhaber die blaue Bluse dortgelassen, die er mir geschenkt hat.

JOURNALIST: Mit den Behörden haben Sie nichts zu tun gehabt, Frau Polanská?

POLANSKÁ: Schreiben Sie nur alles auf, junger Herr, geben Sie das alles ruhig in die Zeitung; die Frau Polanská ist gar keine anständige Frau. Sie ist eine gefährliche Mörderin. Nur hat sie nicht die Kraft gehabt, die Morde auszuführen. Aber ihren Sohn hat sie dazu gebracht. Der Franz Polanský ist ein ganz unschuldiger Mensch, das müssen Sie hineinschreiben, er ist nur ihr Opfer, ein Opfer seiner Mutter, er hat alles geerbt von Frau Anna Polanská – schreiben Sie's hinein!

JOURNALIST: Morde? Haben Sie denn noch so etwas gemacht?

POLANSKÁ: Gemacht, gemacht! Mein Sohn hat einen Mord gemacht und ist unschuldig. Und ich habe nichts gemacht und bin doch schuldig! Und nicht nur an einem Mord. An hundert Morden, zu denen ich nicht Kraft genug hatte und auch keine Zeit. Da drinnen, in dem Waschtrog da, da drinnen liegt meine Kraft begraben und meine Zeit. Das ist meine Wiege, mein Bett und mein Sarg, das sag ich immer. Da drinnen stecke ich schon fünfundzwanzig Jahre lang und wasche Batist und Seide und zartes Leinen, die mir nicht gehören und die ich auch gerne gehabt hätte. Und ich habe die Frauen beneidet, die das getragen haben. Ich war ja auch jung und hübsch. Auch ich hätte gerne die feine Wäsche getragen – aber ich habe nur die Fäuste geballt, und – *sie lacht konvulsivisch und schlägt auf das Holz* – mit den geballten Fäusten hab ich die Wäsche gerieben, bis sie rein war wie frisch gefallener Schnee. Na, manchmal hab ich mich auch schöngemacht, hab mir ein Paar fremde Seidenstrümpfe und ein Hemd

aus Batist angezogen – aber das ist schon ewig her. Meine Jugend, meine Schönheit und meine Hoffnungen sind in dem Seifenwasser ertrunken, und ich habe alles ausgeschüttet. Längst, längst. Ich weiß, daß Sie es mir heute kaum glauben können, aber es ist doch wahr, daß ich hübsch war und daß mir alle Männer nachstellten.

JOURNALIST: Warum nicht? Warum nicht? Ich glaub's Ihnen.

POLANSKÁ: Einer von meinen Geliebten war Polizist. Hu, war der eifersüchtig. Nicht einmal tanzen hab ich mit einem anderen dürfen. Aber wie ich schwanger geworden bin, hat er mir lang und breit auseinandergesetzt, daß er nur provisorisch angestellt ist und ans Heiraten gar nicht denken darf. Und daß ich mir das Kind nehmen lassen soll. Ich hab Glühwein getrunken mit Zimt, wie es mir die Freundinnen geraten haben. Aber es hat mir nichts, überhaupt nichts geholfen. Da hat er mir zugeredet, ich soll einmal mit dem Polanský schlafen, und ihm dann aufschwatzen, es sei sein Kind.

JOURNALIST: Nein, lassen wir die Toten ruhen. Ich muß schon gehen.

POLANSKÁ: Nein, junger Herr, jetzt müssen Sie noch bleiben, jetzt kommt noch eine Mordgeschichte für die Zeitung. Die müssen Sie auch drucken lassen. Das wird ein Leckerbissen sein für die Leser zum Kaffee morgen in der Früh. Mein Herr Polizist hat also wollen, ich soll mit dem Polanský gehen, damit er das Kind auf ihn schieben kann. Auf einmal war er nicht mehr eifersüchtig, mein Liebhaber. Und vorher hat er sich doch lustig gemacht über den Polanský. Diesen soliden Geschäftsdiener, der mir immer Blumen gebracht hat und rot geworden ist, wenn er mich gesehen hat. Ich wollt nichts davon wissen, den armen Polanský so hereinzulegen, aber mein sauberer Freund hat so lange auf mich eingeredet, bis ich vom Tanzsaal mit dem Polanský nach Hause gegangen bin. Und mein Polizist ist uns nachgeschlichen bis an die Haustür, ob ich mit dem Polanský wirklich ins Haus gehe. Er wollte verhindern, daß ich mir's noch überlege. Am nächsten Tag wäre ich fast erstickt, so schlecht war mir's, wie damals nach jener ekelhaften Nacht mit dem Bruder der Gnädigen. Auf einmal hab ich den Polizisten so gehaßt, daß ich am Abend das Messer zum Stelldichein mitgenommen habe und diesen Schuft erschlagen

wollte! – Damals hab ich es mir sehr gut überlegt und hab gewußt, daß der Stich nicht danebengehn wird.

JOURNALIST: Haben Sie ihn erschlagen?

POLANSKÁ: I wo, er ist doch überhaupt nicht gekommen. Er hat mich ja verkuppelt und keine Verpflichtungen mehr gehabt. Ein Ehrenmann. Lange hab ich nicht den Mut gehabt, dem Polanský zu sagen, daß ich schwanger bin. Erst wie man mir's schon angesehen hat, bin ich damit herausgerückt. Der arme Narr hat sich so gefreut, daß er Vater wird und daß wir gleich Hochzeit machen müssen. Da hat mir der Gefoppte so leid getan, und ich wollte das Kind nicht austragen, um keinen Preis, auch wenn es mein Leben kosten sollte. Aber keine Hebamme hat es machen wollen, ich war schon im siebenten Monat. Und wieder hab ich Glühwein getrunken, vom Tisch bin ich gesprungen, vor der Mutter Gottes hab ich gekniet – und hierher, an diese Teufelswand von dem Waschtrog da, hier in der Mitte, wo ich mein Leben lang stehe – auf diese Wand hab ich meinen Bauch gedrückt. Und hab gewaschen mit zusammengepreßten Fäusten die Hemden jener glücklichen Frauen, die nicht schwanger waren. Da hat ich mein altes Messer genommen und hab es in mich gestoßen, damit wir beide krepieren. Ich und das Kind. Und im Blut bin ich auch zusammengesunken.

JOURNALIST *entsetzt*: Sie haben das Kind in sich getötet?

POLANSKÁ: Man hat mich ins Spital gebracht, und dort hab ich zwölf Tage im Fieber gelegen. Wie ich wieder zu mir gekommen bin, hat man mir mein Kind gezeigt – den Franzl. Ich hatte ihn nicht getötet.

JOURNALIST: Na, das ist ja noch gut ausgegangen.

POLANSKÁ: Ja, ja, ich hab ihn nicht getötet, den Franzl – und vielleicht war es auch gut so. Ich hab ihn liebgewonnen. Und Polanský hat ihn auch schrecklich lieb gehabt. Der hat den ganzen Tag an meinem Bett gesessen und mich auch geheiratet. Er hat nur eine Sorge gehabt. Ob der Bub nicht auch tuberkulös sein wird wie er. Ich hab eine andere Sorge gehabt. Ob der Bub nicht mein Blut erben wird. Immerzu hab ich daran gedacht. Ob wohl der Franzl nicht mein Blut...

FRANTIŠEK *tritt auf und wirft den Hut auf den Tisch*: Guten Tag, Mutter.

MUTTER *schaut ihn erschrocken an.*

FRANTIŠEK: Was sagst du dazu? Du weißt doch, daß man mich verhaftet hat. Na, hier waren sie ja auch bestimmt schon – gescheite Herrn!

POLANSKÁ *blickt den Sohn starr an.*

FRANTIŠEK: Hast du vielleicht auch geglaubt, daß ich diese Frau Bergmann ermordet hab?

JOURNALIST: Wieso hat man Sie entlassen? Verzeihen Sie, ich bin Berichterstatter von der Zeitung, Redakteur.

FRANTIŠEK: Da wär ich ja beinahe in die Zeitung gekommen. Was sagst du, Mutter? Fast wäre ich berühmt geworden. Den Mörder haben sie schon. Es ist der Sohn von der Hausmeisterin. Und ich hab seit fünf Stunden nichts gegessen. Hunger hab ich, Mutter.

POLANSKÁ *schaut abwechselnd auf den Sohn und auf den Journalisten, der seine Notizen zerreißt.*

FRANTIŠEK: Hunger hab ich, Mutter, hörst du nicht? Volle fünf Stunden hab ich keinen Bissen im Mund gehabt. Also was starrst du denn so? Gib mir lieber etwas zu fressen – wie oft soll ich noch bitten?

POLANSKÁ *zuckt zusammen, bindet ihr Kopftuch um, und gebückt wie eine alte Wäscherin stapft sie zum Herd*: Na ja, na ja, ich geh ja schon, Franzl, ich geh ja schon, ich geh ...

Vorhang.

PICCAVER IM SALON GOLDSCHMIED, GEMSENGASSE

Eine Begebenheit aus dem Prager Leben

PERSONEN

Alfred Piccaver
Angelo Neumann, Theaterdirektor
Oscar von Grosser, Rittmeister
Fritz von Savertal, Kadett
Vilém Vymetal, leitender Opernregisseur
Kamil Sonnenschein, Hopfenhändler
Carmen, Haushälterin im Salon
Gisa, Dame

Zimmer. Klavier, Stuhl. Aus dem Nebenzimmer treten Rittmeister von Grosser und der Kadett ein, beide im Mantel.

RITTMEISTER *betrunken*: Lieber Fritz, bist du mir nicht böse, daß du so lange warten mußtest?

KADETT: Ach wo, Herr Rittmeister!

RITTMEISTER: Mußt bedenken, daß ich schon zweiundvierzig Jahre alt bin. Hehehe!

KADETT: Jawohl, Herr Rittmeister.

RITTMEISTER: Aber nein! Dabei bin ich immer noch ein fescher Kerl. Besonders wenn ich einen Schwips habe und ein bissel angeliesen bin. Darum hast du auch etwas länger warten müssen.

KADETT: Das macht nichts, ich bin auch erst runtergekommen.

RITTMEISTER: Und es gefällt dir doch hier, nicht wahr?

KADETT: Herr Rittmeister, melde gehorsamst, jawohl.

RITTMEISTER: Das glaub ich dir. Als ich zum erstenmal hier war, da war ich auch begeistert. Dann ließ mein Interesse etwas nach, und jetzt komme ich nur noch aus Gewohnheit her. Jeden Tag, schon seit zweiundzwanzig Jahren, lieber Fritz.

KADETT: Schon zweiundzwanzig Jahre. Existiert denn dieses Lokal schon so lange?

RITTMEISTER: Du grüner Junge! Schon seit dem Mittelalter!

KADETT: Schon seit dem Mittelalter?

RITTMEISTER: Eben, seit dem Mittelalter. Ich denke wenigstens. Übrigens, die Carmen wird's ganz bestimmt wissen. Die Carmen. Laufschritt. Gleich werden wir's erfahren. – Carmen!

CARMEN *kommt herbeigelaufen*: Was wünschst du, mein lieber Oscar? Willst wohl etwas mit mir anfangen.

RITTMEISTER: I wo. Ich will dich etwas aus der Geschichte fragen.

CARMEN: So? Was denn? Das wird wieder mal was Schönes sein.

RITTMEISTER: Wie lange existiert dieser Salon hier?

CARMEN: Das war im sechsundsechziger Jahr während des Kriegs mit den Preißen.

RITTMEISTER: Na, hab ich's nicht gesagt, daß es noch im Mittelalter war?

CARMEN: Damals war ich noch ganz jung.

KADETT: Na ja, im Mittelalter!

CARMEN: Das ist überhaupt das älteste Haus in Prag. Da stecken wir den Pulverturm zehnmal in den Sack.

KADETT: So lange sind Sie schon hier?

CARMEN: Ja, ja! Mein Gott! Wie oft bin ich hier schon treppauf, treppab gelaufen. Schön war's hier in meinen jungen Jahren. Da konnten wir uns unseren Schatz ganz nach Belieben wählen, und die Herren spendierten uns auch allerlei Geschenke. Aber dann kamen diese Preißen.

RITTMEISTER: Und die waren schneidig, wie?

CARMEN: Na, und ob. Fingen gleich an zu schrein, daß es 'ne echt österreichische Schlamperei sei, no, und dann führten sie diese Taxe ein – 'nen Gulden.

KADETT: Und kamen dann auch preußische Offiziere?

CARMEN: Das möcht ich sagen. Selbst Bismarck war hier.

KADETT: Was?

RITTMEISTER: Donnerwetter. Ja wieso hab ich ihn hier nie gesehen?

CARMEN: Da warst du noch im großen Teich, mein lieber Oscar. Das war noch im sechsundsechziger Jahr. Als wär's heute, so kann ich mich noch erinnern, als er das Haus betrat. Er war in Zivil, aber die Preißen haben ihn doch erkannt – alle Offiziere sprangen auf, wie von der Tarantel gestochen – no...

KADETT: Habt acht!

CARMEN: No, und Bismarck sagt ihnen: „Setzt euch nur, meine Herren – ich bin ja auch nicht aus Holz ..." Er nimmt Platz – blickt um sich – plötzlich sieht er die Pretiose – geht mit ihr hinauf ...

KADETT: Na so was.

CARMEN: Nach einer Weile kehrte er zurück, und da bin ich ihm in die Augen gefallen – ja, und dann gab er mir einen preußischen Taler. Dann saß er wieder unten, blickte eine Weile umher und winkte die Angela herbei.

RITTMEISTER: Sapperlot – wie alt konnte er damals wohl sein?

CARMEN: Da war er noch jung. Er hat ja noch gegen Morgen mit der Silva angebändelt. Wie er den Salon verläßt, da sagen die Offizieren: Na, der ist wahrhaftig nicht aus Holz, der ist aus Eisen. *Sie flüstert.* Und so nennt man ihn bis heute „eiserner Kanzler". Diesen Namen hat er von hier.

KADETT: Aha, das hab ich schon mal gehört – der eiserne Kanzler.

CARMEN: Na ja, aber dann ist er nicht mehr gekommen. Schade! So 'n nobler Gast.

KADETT: Na eben! Graf und Kanzler.

CARMEN: Deswegen nicht, aber weil er viermal im Zimmer war.

GISA *kommt herein*: Madam Carmen, Sie sollen runterkommen.

CARMEN: Is gut – ich geh ja schon.

GISA *will weggehen.*

RITTMEISTER: Warte, Gisa!

GISA: Laß mich in Ruhe! Mit mir willst du dich immer nur unterhalten, und dann gehst du mit Lenchen. Zur Unterhaltung bin ich dir gut genug.

RITTMEISTER: Aber, Gisachen, hab ich dir nicht genug Gäste mitgebracht, sogar aus dem Kaiserhaus? Du könntest schon den Titel einer Hoflieferantin bekommen.

GISA: Was kann ich noch groß bekommen. Unlängst in der Früh in meinem Zimmer hab ich dem Erzherzog Friedrich, diesem alten Knacker, gesagt, er soll mir gefälligst den Buckel runterrutschen – und er wollte mich wegen Ehrenbeleidigung des Kaiserhauses anzeigen.

CARMEN *kommt herein*: Die Herren belieben bitte in den Salon zu gehen. Hier muß es frei bleiben.

RITTMEISTER: Warum denn?

Carmen: Irgendwelche Herren wollen ins Séparée gehen und wünschen nicht gesehen zu werden.

Rittmeister: Adelige?

Kadett: Offiziere?

Carmen: I wo, Zivilisten, aber sie wollen nicht, daß man sie sieht.

Rittmeister: Na, wir werden sowieso bald gehen müssen. *Beide links ab.*

Neumann und Vymetal *kommen herein.*

Vymetal: Niemand hat uns gesehen, Herr Direktor.

Neumann: Gott gebe es. Was würde die Theaterwelt sagen, wenn sie erführe, daß ich, Angelo Neumann, der keinen Schritt zu Fuß macht, der nicht einmal ins Café geht, daß ich, Angelo Neumann, in solch einem Lokal erscheine.

Vymetal: Herr Direktor, ich habe Ihnen ja auch abgeraten.

Neumann: Und überdies – wer weiß schon, ob dieser Kerl überhaupt kommt.

Vymetal: Mir können Sie keine Schuld geben, ich habe mein möglichstes getan. Ich habe Frau Pospíšilová geschickt...

Neumann: Herr leitender Opernregisseur, ich habe Sie bereits mehrmals darauf aufmerksam gemacht, Sie sollen jedes Mitglied meines Theaters bei seinem Titel nennen, den ich ihm verlieh. Keine Frau Pospíšilová, sondern die Oberbefehlshaberin der linken Garderobe im Parterre.

Vymetal: Jawohl. Also, ich schickte die Oberbefehlshaberin der linken Garderobe im Parterre Frau Pospíšilová in die Wohnung des Herrn Hopfenhändlers Sonnenschein, in dessen Gesellschaft sich dieser Amerikaner befand, er möge ihn heute nochmals herholen.

Neumann: Na, und was antwortete dieser Hopfenhändler?

Vymetal: Er konnte ihr nichts Bestimmtes versprechen. Er sei angeblich mit dem Amerikaner eingeladen, doch wolle er versuchen, den Amerikaner herzubringen. Da aber der Amerikaner in aller Frühe weiterfährt, kann er es nicht garantieren.

Neumann: Ja, und was meinen Sie – wird er kommen?

Vymetal: Ich habe schreckliche Angst, daß es uns nicht gelingt. Ich bitte Sie inständigst, mir dann den Mißerfolg nicht in die Schuhe zu schieben – ich habe alles getan.

Neumann: Und singt er wirklich so gut?
Vymetal: O Herr Direktor, dafür stehe ich ein. Ich habe Caruso gehört, ich habe Battistini gehört, ich habe Arimandi gehört, aber so eine Stimme, wie dieser Amerikaner sie hat, habe ich noch nie gehört.
Neumann: Wenn dem tatsächlich so ist, dann werde ich es nicht bereuen, daß ich es gewagt habe, ein Lokal wie dieses zu betreten. Ich habe eine einzige Lebensaufgabe gewählt, Talente zu suchen und zu entdecken.
Vymetal: Das ist kein Talent – das ist ein Genie.
Neumann: Und da konnten Sie ihn nicht gleich engagieren? Sie wissen doch, daß Sie in einem solchen Fall absolut frei schalten und walten können. Mir wäre wenigstens dieser peinliche Weg erspart geblieben.
Vymetal: Aber Herr Direktor, ich habe mich ihm sofort vorgestellt, nachdem er zu Ende gesungen hatte, und ich habe ihm auch ein Engagement mit einer Anfangsgage von hundertfünfzig Kronen angeboten.
Neumann: Sie sündhafter Verschwender werfen mit meinem Geld nur so herum!
Vymetal: Aber es ließ ihn ganz kalt. Das Brauhaus seines Vaters würde weit mehr abwerfen.
Neumann: So hätten Sie ihm den Titel eines lyrischen Landestenors anbieten sollen.
Vymetal: Ich habe ihm so etwas angedeutet, aber er antwortete mir, daß der Titel eines Bierbrauers in Amerika mehr bedeutet.
Neumann: So hätten Sie ihm sagen sollen, daß er berühmt werden würde.
Vymetal: Ja, auch das hab ich ihm gesagt, doch er erklärte, daß sein Bier in Amerika und Hoboken genug und übergenug berühmt sei.
Neumann: Das ist ein komischer Kauz! Ja, warum hat er denn hier überhaupt gesungen?
Vymetal: Ihm ist hier eine Dame ins Auge gefallen, doch sie schenkte ihm keine Beachtung. Gestern gab's nämlich im Hotel de Saxe ein erzherzogliches Festessen – und es kamen von dort in einem fort Offiziere her, so daß sie keine Zeit hatte, auf ihn zu achten. Er wollte aber um jeden Preis Eindruck auf sie machen.

Und als Herr Mádl, der hiesige Klavierspieler, anfing, die Mattinata zu spielen, da riß er den Mund sperrangelweit auf.
NEUMANN: Und die Dirne?
VYMETAL: Die mußte gerade hinauf und hörte ihn nicht mal.
NEUMANN: Wie heißt denn die Dirne?
VYMETAL: Fräulein Gisa – das heißt, ganz bestimmt weiß ich's nicht, ich komme nur selten hierher.
CARMEN *tritt ein*: Was wünschen die Herren zu trinken?
VYMETAL *zu Neumann*: Im Séparée müssen wir Champagner bestellen.
NEUMANN: Bringen Sie uns einen schwarzen Kaffee.
CARMEN: Aber bitt schön – ja, Herr Direktor.
NEUMANN: Sie wissen, wer ich bin?
CARMEN: Ja, Herr Direktor, wer kennt Sie nicht?
NEUMANN: Sollten Sie Freikarten fürs Theater wünschen, so können Sie jederzeit welche bekommen.
CARMEN: Danke. *Ab.*
NEUMANN: Bitte noch ein paar Worte.
CARMEN: Ja, gern.
NEUMANN: Könnten Sie nicht Fräulein Gisa zu uns bestellen?
CARMEN: Aber selbstverständlich – sofort. *Ab.*
VYMETAL: Geniale Idee, Herr Direktor, das Mädel wird uns noch nützlich sein.
NEUMANN: Ja, Talente entdecken erfordert einen stärkeren Geist als Kriege gewinnen. Auch der große Napoleon ...
GISA *kommt herein*: O je – das sind Gäste vom Napoleon – aus der Königshofer Straße.
NEUMANN: Habe ich das Vergnügen mit Fräulein Gisa?
GISA: Na, vorläufig haben Sie mit mir noch kein Vergnügen gehabt – aber Sie können's noch haben.
NEUMANN: Ich habe an Sie eine besondere Bitte.
GISA: Aber was für Besonderheiten – mich überrascht nichts – ich bin alles gewöhnt.
NEUMANN: Es handelt sich, bitte schön, um etwas anderes. Können Sie sich noch an diesen Amerikaner erinnern, der gestern hier war?
GISA: Was für einen Amerikaner? Wohl ein Onkel Sam aus Vysočan, oder? Von dieser Art kommt 'ne ganze Wucht her!

VYMETAL: Der da gestern mit Sonnenschein zusammen saß.

GISA: Ah ja, dieser Romeo, der's auf mich abgesehen hatte. Ich hatte gerade Dragoneroffiziere aus Brandejs hier, deshalb konnte ich mich um die neuen Gäste nicht kümmern.

NEUMANN: Wir möchten aber, daß Sie Interesse für ihn zeigen, sollte er heute wiederkommen.

GISA: Aha, ich versteh schon – 's wird wohl ein fremder Prinz sein, wie?

NEUMANN: Nicht im entferntesten, doch wir möchten, daß Sie uns helfen, ihn in Prag seßhaft zu machen.

GISA: Warum nicht? Was bekomm ich dafür?

VYMETAL: Wir würden Ihnen fünfzehn Gulden geben.

NEUMANN: Sollten wir ihr nicht lieber den Titel eines Ehrenmitglieds des Landesballetts anbieten?

VYMETAL: Ich zweifle, daß so ein Mädel Verständnis für diese Ehre aufbringen könnte.

NEUMANN: Erbärmliche Subjekte – diese Gefallenen.

CARMEN *bringt den Kaffee*: Bleiben die Herren hier?

VYMETAL: Wie meinen Sie, Herr Direktor?

NEUMANN: Wir müssen uns selbstverständlich verstecken, damit mich hier niemand sieht.

CARMEN: Also ins Séparée. *Ab.*

RITTMEISTER und KADETT *treten ein.*

RITTMEISTER: Also gehn wir. Mein Leben lang will ich diesen Puff nicht mehr betreten.

KADETT: Wirklich, Herr Rittmeister.

RITTMEISTER: Aber das sag ich schon seit zweiundzwanzig Jahren jeden Abend. *Bemerkt Neumann. Zu Gisa:* Wer ist das?

GISA: Ein Theaterdirektor.

RITTMEISTER: Aha. Von der Stadt Wien in der Hybernergasse.

GISA: Nein, vom Landestheater.

RITTMEISTER: Das kenn ich nicht. Also tschüs, Gisa. *Ab mit dem Kadetten.*

NEUMANN *zu Gisa*: Also haben Sie mich verstanden?

GISA: Bin ich denn von gestern? Dieser Amerikaner muß hierbleiben, und damit basta. Was soll da Amerika. Will er dort das große Los ziehen? Er soll in Prag bleiben. Ich such auch nicht mein Glück unter den Indianern.

NEUMANN: Vor allem müssen Sie ihn, Fräulein, wieder zum Singen ermuntern.

GISA: Keine Sorge, der wird schon nach meiner Pfeife singen. Wie oben mein Grammophon, wenn ich die Kurbel drehe.

CARMEN *kommt zurück.*

NEUMANN: Also ich verlasse mich völlig auf Sie, Fräulein.

VYMETAL: Das Fräulein wird uns nicht enttäuschen. *Beide ab.*

GISA: An mir soll's nicht fehlen.

CARMEN: Weißt du, daß mir der Rittmeister heute die Zeche schuldig geblieben ist?

GISA: Bei dem kannst du nicht draufzahlen. Für den garantiert das ganze Regiment.

CARMEN: Aber ärgern tut's mich doch. Ich wollte mir morgen diese niedlichen weißen Schuhe kaufen, die bis hinauf an die Knie reichen, weißt du?

GISA: Die würde ich mir nicht kaufen, ich habe schöne Waden.

CARMEN: Das macht aber grad schöne Beine.

GISA: I wo. Und dieses Schnüren. Achtzig Löcher in einem Paar, und dabei muß ich eins, zwei angezogen und ausgezogen sein.

Es klingelt.

CARMEN: Noch Gäste, sapperlot, das ist aber heute ein Rummel. *Ab.*

Aus dem Lokal Musik.

GISA: O je – ein Walzer. Da will ich mal 'ne Sohle aufs Parkett legen. *Ab.*

PICCAVER und SONNENSCHEIN *kommen herein.*

PICCAVER: Dount mai soul. Da bin ich wieder.

SONNENSCHEIN: Aber es ist doch schön hier, Mister Piccaver.

PICCAVER: O nein – hätte ich's nicht Ihnen zuliebe getan, ich wäre nicht hergegangen. Am liebsten würde ich mich mal ausschlafen. In zwei Stunden muß ich wegfahren.

SONNENSCHEIN: Hat es Ihnen gestern denn hier nicht gefallen?

PICCAVER: Not et ol. Nicht im geringsten.

SONNENSCHEIN: Aber das Mädel doch?

PICCAVER: Yes – yes. Ze gerl wos very nais. Ein reizender Käfer, doch sie hat überhaupt keine Notiz von mir genommen.

SONNENSCHEIN: Aber ja, Sie haben ihr sehr gefallen. Ich hab's gemerkt, aber sie konnte sich nicht um Sie kümmern, sie hatte ihre Stammgäste hier.

CARMEN *tritt ein*: Die Herren befehlen?

SONNENSCHEIN: Was werden wir trinken?

PICCAVER: Haben die hier kein amerikanisches Bier?

CARMEN: Das führen wir nicht.

SONNENSCHEIN: Also wohl Champagner.

PICCAVER: Ol rait, tschempenj.

CARMEN *ab*.

GISA *kommt herein*: Sieh mal an, die gestrige Bekanntschaft. Darf ich näher rücken, Schätzchen?

PICCAVER: Mister Sonnenschein, was heißt Schätzchen?

SONNENSCHEIN: Aber nichts, das ist ein kleiner Schatz.

PICCAVER: Ol rait.

GISA: Ich freue mich so sehr, daß du heute gekommen bist.

PICCAVER: Wirklich? Ol rait.

GISA: Du darfst mir nicht böse sein, daß ich dich gestern links liegenlassen mußte. Ich hatte so 'ne Wut, du hast mir gleich gefallen.

PICCAVER: Du mir auch. Ol rait.

GISA: Ich hab das wohl gesehn, und das hat mich auch sehr gefreut, du mein Amerikanerbursch.

PICCAVER: Ol rait.

GISA: Jetzt mach mal 'nen Punkt mit dem Reiten. Hör mal, dein Amerika muß aber schrecklich groß sein. Frau Kleinová hatte einen Bruder in London, und der erzählte, daß er eine Stunde mit dem Zug fahren muß, wenn er im Meer baden will. Wohnst du auch so weit?

PICCAVER: Noch weiter.

GISA: Na servus! Das fehlte mir noch, nach Mĕlník fahren müssen, um zu baden. Und hör mal, was ist mit diesen Wolkenkratzern?

CARMEN *bringt Wein*.

PICCAVER: Die haben wir. Bis fünfundfünfzig Stock hoch.

GISA: Jessusmankotte. Wenn also der Salon im ersten Stock ist, dann müssen die Damen bis in den fünfundfünfzigsten hinauf aufs Zimmer laufen? Das wäre was für mich. Du, ihr habt dort aber ein blödes Land. Wirst doch nicht zurückkehren wollen?

PICCAVER: Ja, das muß ich. Ich kann nicht hierbleiben.

GISA: Wieso denn nicht. Hast du dort etwa 'ne Puppe?

PICCAVER: Aber nein – ein Brauhaus.

GISA: Hier hast du ganze Säcke voller Brauhäuser, und was für welche, mein Lieber. Warst du schon mal bei den Fleks?

PICCAVER: Nou. Noch nicht.

GISA: Da siehst du, daß du nichts kennst. Laß mich in Ruhe mit deinem Amerika und bleib schön hier. Ich wohne nicht im fünfundfünfzigsten Stock, da wirst du's bequemer haben.

PICCAVER: Du gefällst mir – aber ich habe Sehnsucht nach Amerika. In einer halben Stunde fahre ich mit dem Zug nach Hamburg, und abends fährt mein Dampfer ab.

GISA: Mach mir doch nicht die Pferde scheu – abends fahren keine Dampfer. Von der Palackýbrücke fährt der letzte um sieben Uhr und im Winter überhaupt nicht.

PICCAVER: Nein, nein, Mädchen, ich muß...

GISA: Ich bitt dich, wenn du dort keine Kleine hast, mußt du dich doch mopsen.

PICCAVER: O nou. Ich habe meine Musik. Wenn ich Langeweile habe, setz ich mich ans Klavier und sing mir was vor.

GISA: Ich weiß, du singst sehr schön.

PICCAVER: Woher weißt du das?

GISA: Ich hab dich doch gestern gehört, wie du angefangen hast.

PICCAVER: Ja, warum bist du denn weggegangen?

GISA: Ich mußte, es tat mir auch sehr leid.

PICCAVER: Wirklich? *Umarmt sie.*

GISA: Sehr leid, mein Junge. Weißt du, daß ich dich bis hinauf ins Zimmer gehört hab und mich nicht einmal sehr um den Gast gekümmert habe?

PICCAVER: Das freut mich wirklich. Hast du gern Gesang?

GISA: Na, und ob, da kann ich ganz närrisch werden, wenn hier jemand singt. Weißt du was? Sing mir was vor.

PICCAVER: Aber mit dem größten Vergnügen, wenn du es wünschst.

GISA: Also gehn wir in den Salon zum Klavier. *Alle ab.*

Musik und Gesang.

NEUMANN und VYMETAL *kommen herein.*

Applaus.

NEUMANN: Fabelhaft. Der Kerl hat aber eine Stimme. Ich würde ihm sofort hundertzwanzig Kronen monatlich geben und zehn Kronen Honorar für jede Vorstellung. Ich würde ihn meinen lyrischen Kammertenor nennen.

VYMETAL: Jetzt nur alles richtig anstellen.

Hinter der Szene Applaus.

PICCAVER, SONNENSCHEIN und GISA *kommen zurück.*

GISA: Junge, Junge, wie du singst – ich könnte dich wirklich liebhaben.

PICCAVER: Schade – in einer Stunde fährt mein Zug. *Schaut auf die Uhr.*

GISA: Aber fahr doch nicht. Ich werde dir dein Amerika ersetzen.

PICCAVER: Na, eine Weile könnte ich noch bei dir bleiben.

GISA: Na prima, Junge. Bist brav.

PICCAVER: Na, also komm.

NEUMANN *vertritt ihm den Weg*: Pardon, mein Herr. Ich bin Angelo Neumann.

PICCAVER: Sie wünschen?

NEUMANN: Ich bin Direktor des Königlichen Landestheaters.

PICCAVER: Na gut. Ol rait.

NEUMANN: Und ich will Sie engagieren.

PICCAVER: Pardon – Sie sehen doch, daß ich gerade engagiert bin.

NEUMANN: Pardon – ich meine ein Engagement an meiner Oper.

GISA: Herrgott, da wärst du hier ein berühmter Mensch.

NEUMANN: Ja, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Sie ein berühmter Mann sein werden. Ich habe mein Ehrenwort einem jungen Musiker gegeben, daß ich ihn berühmt machen werde, und ich habe mein Ehrenwort auch gehalten. Wissen Sie, wer das war? Richard Wagner.

PICCAVER: Den kenne ich nicht.

GISA: Weißt du, wie ich dich liebhaben werde? *Sie flüstert ihm etwas ins Ohr.*

PICCAVER: Das kenne ich.

NEUMANN *reicht ihm den Kontrakt*: Also unterschreiben Sie, junger Mann.

PICCAVER: Aber, Pardon – in einer Stunde fahre ich weg.

GISA: Du denkst wohl, ich laß dich weg? So schnell laß ich einen Jungen, den ich liebhabe, nicht los.

PICCAVER: Wirst schon müssen, Liebchen.

GISA *fängt an zu weinen*: Dann scher dich lieber gleich. Ich will mit dir mein Lebtag nichts mehr zu tun haben. Da bin ich mir selbst zu gut, daß ich mit jemandem, den ich liebhabe, für ein paar Minuten gehe, und der spritzt mir dann für immer nach Amerika davon.

NEUMANN: Das Mädel macht's großartig. Da muß sich meine Frau verstecken, und das ist eine Gräfin – die Johanna Buska.

PICCAVER: Beruhige dich, Gisa. Ich bleib halt noch – hm, einen Tag hier.

GISA *weint*: Auf deinen Tag pfeif ich. Ich will, daß du zu mir kommst, solange wir uns liebhaben.

PICCAVER: Na gut, da bleib ich halt länger hier.

GISA: Ja, und morgen haust du nach deinem blöden Amerika ab!

PICCAVER: Nein! Nein!

GISA: Wart mal! Unterschreib das da, daß du hier wenigstens ein Jahr bleibst.

PICCAVER: Ein Jahr?

NEUMANN *reicht ihm den Bleistift*: Das gnädige Fräulein spricht absolut in Ihrem besten Interesse.

GISA: Und in meinem auch.

PICCAVER: Wenn es in deinem Interesse ist, dann muß ich unterschreiben.

NEUMANN: Wie ein echter Gentleman.

PICCAVER *unterschreibt.*

GISA *schreit vor Freude*: Du hast es unterschrieben? *Umarmt ihn.*

PICCAVER: Ja, und jetzt kann ich so lange hierbleiben, wie ich will. *Zieht den Überzieher aus.*

NEUMANN *zieht das Geld heraus. Zu Gisa*: Bitte, Fräulein, hier, für Ihre Mühe. Sie haben es brillant gespielt.

GISA: Lassens sein. *Läuft zu Piccaver.* Ich bin so froh!

Vorhang.

ABTEILUNG C

Protokoll eines Wochentags in einem Krankenhaus

PERSONEN

Arzt
Ferda Kahan
Pepík Vostrý
Vinca Ráhno
Róza

Ordinationsraum im Krankenhaus. Ferda, Pepík Vostrý, Arzt.

FERDA: Oje, Herr Doktor, das tut weh.

DOKTOR: Meinen Sie, daß es mir Spaß macht? Und teuer ist dieses Salvarsan. Fast zu schade für solche Herren wie Sie.

FERDA: Und verdammt weh tut's, Herr Doktor.

DOKTOR: Das ist schon die letzte Injektion. In einer Woche werden wir Sie wieder der Polizei übergeben.

FERDA: Wieso der Polizei?

DOKTOR: Na, da wir Sie von der Polizei bekommen haben, müssen wir Sie wieder dorthin zurückstellen. Übrigens, lange werden Sie dort nicht bleiben. Sie haben nur achtundvierzig Stunden bekommen, nicht wahr. Ihre Freundin mußte mehr kassieren. Die wurde gerichtlich bestraft, und zwar für Kuppelei. Ich habe es in der Zeitung gelesen. Wieviel hat sie eigentlich bekommen?

FERDA: Sechs Wochen. Und nach Abbüßung der Strafe muß sie in die Frauenbesserungsanstalt in Kostomlaty.

DOKTOR: Da sehen Sie, was für ein Glück Sie hatten. Und da wollen Sie noch jammern wegen der paar Salvarsanspritzen. *Zu Pepík:* Und wie steht's mit Ihnen?

PEPÍK *nimmt den Verband vom Hals ab*: Es ist schon trocken, Herr Doktor.

DOKTOR *untersucht ihn*: Wie denn trocken. Noch ordentlich mit dem Quecksilber salben, verstehen Sie? *Ab.* Habe die Ehre.

FERDA: Du, Pepík, hast du nicht 'nen Glimmstengel?

PEPÍK: Du spinnst wohl. Wo soll ich ihn denn geklaut haben? Niemand kommt uns besuchen, um uns wenigstens 'ne Zigarette zuzuwerfen.

FERDA: Stimmt, niemand kommt uns besuchen. Mutter schämt sich für mich. Solange sie glaubte, daß ich einmal irgendeine Schwester meiner noblen Mitschüler heirate, womöglich eine Gräfin, umsorgte sie mich von oben bis unten. Aber jetzt, da ich ein Zuhälter bin – und obendrein Syphilitiker – läßt sie mich ganz schön zappeln.

PEPÍK: Und deine Puppen – warum kommen die nicht her? Deine Hörigen? Das ging immer Ferda hin und Ferda her – und jetzt pfeifen sie auf dich.

FERDA: Ich bin froh, daß sie nicht herkommen. Was soll ich auch hier mit ihnen. Mir ist nach ihnen nicht bange. Das heißt – außer der Ludva, weißt du? Dieses Mädel tut mir leid. Die war zu schade für das Geschäft. Ein liebes Ding war das. Und ich denke, daß ich sie auch ziemlich lieb hatte.

PEPÍK: Aber du hast dich doch nie um sie gekümmert. Du hast doch die Róza gehabt.

FERDA: Na ja, die Róza. Das ist ein anderer Fall. Das war eine Interessengemeinschaft. Die würde übrigens herkommen, wenn sie könnte.

PEPÍK: Na freilich, sie kann nicht. Sie hat 'ne schwere Sitzung. Brummt im Kittchen und knackt Läuse.

RÁHNO *tritt ein*: Servus, meine Herren. Da bin ich also.

PEPÍK: Servus, alter Ráhno. Was hat dich hergetrieben?

RÁHNO: Ich dachte mir, daß ich mich a bisserl um euch kümmern müßte. Ihr wißt doch: die Kampa – eine Familie. Ob ihr nicht etwas braucht, wie? Habt ihr nicht 'ne Giftnudel für mich?

PEPÍK: Cha cha – 'ne Giftnudel! 'ne Giftnudel hab ich nicht, aber mit 'ner Quecksilbersalbe kann ich dir dienen.

RÁHNO: Pfui Spinne, darauf pfeif ich was. Bin ich denn ein Thermometer? Und du, Ferda, du Liebling aller Damen und Dirnen – hast noch ein Wehwehchen, wie?

FERDA: Es geht. Was gibt's Neues auf der Kampa?

RÁHNO: Neues? Tja – in der Čertovka gibt's immer noch Wasser, der Kneiper im Peklo verkauft immer noch nicht auf Pump, beim Fuchs werden immer noch Leichen begraben, und im Hotel Garni gibt's immer noch Würstel ohne Kren.

FERDA: Und meine Bekannten? Was sprechen die über mich?

RÁHNO: Nun, große Freude würdest du nicht haben. Du sollst alles verdorben haben und seist jetzt selbst verdorben.

FERDA: 'ne schöne Bande! Ich habe sie verdorben. Allen habe ich geholfen. Die Hejls wären vor Hunger krepiert, wenn ich der Ludva nicht etwas verschafft hätte.

RÁHNO: Von der Kupplerin.

FERDA: Und wer hätte es ihr geben sollen? Der Kaufmann, bei dem sie war, hätte es ihr nicht geborgt. Er zahlte ihr dreißig Kronen monatlich. Und von der Frau am Riegerkai bekam sie fünfzig Kronen für eine Stunde.

PEPÍK: Es ist aber 'ne schmutzige Arbeit.

RÁHNO: Cha cha, wie man's nimmt.

RÓZA: *steckt den Kopf in die Tür, sieht Ferda*: Na also, da bist du ja. *Reicht ihm die Hand.* Ojemine, der Pepík Vostrý ist auch hier. Wo hast du sie denn eingefangen – diese Kinderkrankheit? und der alte Ráhno – sieh mal an ...

RÁHNO: Ich bin nur zu Besuch hier.

RÓZA: Ich weiß doch. Wo hätten Sie denn etwas einfangen sollen, Sie Veteran. Also, wie geht's, Ferda?

FERDA: Wieso bist du hier? Bist doch im Knast, oder?

RÓZA: Na, wie lange denn noch? Ich war sechs Wochen dort, das genügt doch, möcht ich meinen. Hab mir dort 'ne ziemlich hohe Bildung angeeignet.

FERDA: Du mußt doch noch nach Kostomlaty!

RÓZA: Richtig. Man hat mir aber gnädigst erlaubt, eine Pause einzulegen. Man hat mir vierundzwanzig Stunden Aufschub gegeben, damit ich meine geliebten Eltern besuchen kann – heute bin ich aus dem Knast gekommen, und morgen muß ich mich wieder melden.

PEPÍK: Inzwischen machst du dich aus dem Staub, wie? Wie du gebaut bist ...

RÓZA: Soll ich mir die Fersen wund laufen, du Schafskopf? Oder gleich nach Amerika verduften? Schon in Holeschowitz fassen

mich die Bullen beim Schopf. Ich fahre in aller Seelenruhe nach Kostomlaty. Dort spiel ich den heiligen Schwestern solche Flausen vor, wie fromm ich bin und wie ich mich nach meinem Vaterhaus sehne – und eins, zwei bin ich wieder zu Hause. Bin ich denn von gestern, um mich da nicht auszukennen?

FERDA: Und warum hat man dir sechs Wochen aufgebrummt? Und obendrein Kostomlaty? Das ist doch zuviel des Guten.

RÓZA: Weil mir vor Gericht die Galle überlief. Dieses blöde Ausfragen. Warum ich dieses Handwerk ergriffen habe? Warum ich nicht lieber etwas Anständiges getan habe? Da ging ich in die Luft. Wieso ist das keine anständige Arbeit? Was heißt anständige Arbeit? Als ich morgens halb sechs in die Fabrik ging und mich nicht einmal waschen konnte und den ganzen Tag Dampf und Rauch schlucken mußte und dafür täglich einen Gulden bekam, das war doch eine anständige Arbeit, nicht? Oder soll ich Dienstmädel spielen und reichen Bälgern, mit Verlaub, den Hintern abwischen, mich ausschimpfen lassen, den Fußboden scheuern – und abends kriecht der gnädige Herr noch zu mir in die Kammer und beliebt mir einen Fratz zu machen. Das ist eine anständige Arbeit, das bestrafen Sie nicht, meine Herren, stimmt's? Und so ein reiches Frauenzimmer, das überhaupt nichts tut, wird auch nicht bestraft. Den ganzen Tag liest sie Romane, läßt sich die Pfoten maniküren, liegt den ganzen Tag auf dem Bauch, und abends dreht sie sich auf den Rücken. Das ist doch 'ne saubere Arbeit. Wem habe ich was zuleide getan? Die Mädel bekamen Geld, die Herren amüsierten sich. Und das waren noble Herren, so noble wie Sie, löbliches Gericht. Die Herren werden nicht bestraft, hab ich recht, löbliches Gericht?

FERDA: Und was haben die Richter gesagt?

RÓZA: Ich solle mich mäßigen. Du kannst dir denken, wie ich mich gemäßigt hab. Ich bin an den Tisch gesprungen und habe geschrien: Wenn Sie nicht wären, wären wir nicht. Wenn keine Gäste wären, wären keine Kuppler.

PÉPIK: Das hast du richtig gesagt.

RÓZA: Ja, sehr gut. Sie haben mir sechs Wochen aufgebrummt und Kostomlaty.

FERDA: Aber recht hast du gehabt. Ich hätte es ihnen auf der Polizei auch sagen sollen.

PEPÍK: Du kommst ja noch hin. Dort kannst du quatschen, was du willst.

RÁHNO: Die werden auf deine Weisheiten sicher schon warten.

FERDA: Ob sie warten oder nicht, ich werde es ihnen schon drehen und deuteln. Was, ich soll ein Zuhälter sein? Und warum? Weil ich vom Mädel Geld nehme? Hab ich denn nicht selbst gearbeitet? War ich nicht Kellner? Und daß mir das Mädel etwas zugegeben hat? Wo steht es, daß nur der Mann der Frau geben muß und nicht die Frau dem Mann? Wenn eine Mannsperson eine Mätresse aushält, dann ist es in Ordnung, und wenn jemand von seiner Geliebten ein paar Gulden bekommt, dann schnappen sie ihn und photographieren ihn, weil er ein Zuhälter ist. In der ganzen Welt leben die Männer von den Weibern. Wenn irgendein Schönling eine reiche Kuh heiratet und von der Mitgift lebt, so ist das in Ordnung? Aber wir sind Zuhälter!

PEPÍK: Wenn schon! Mach nicht so 'n Wind. Das Salvarsan ist dir aber mächtig in den Kopf gestiegen. Wenn's die Herren wünschen, dann sind wir halt Zuhälter – na und was! Ist es denn eine schlechte Arbeit? Schau dir mal den Fritz Grün an.

FERDA: Wer ist denn Fritz Grün?

PEPÍK: Waas? Du kennst den Fritz Grün nicht?

RÁHNO: Ich auch nicht.

PEPÍK: Na ja – du. Du kennst das, was auf der Moldau schwimmt, das kennst du, du Flößer. Aber der Ferda, der sollte es wissen. Der Zuhälterkönig. Lauter Brillanten hat er, und sonntags fährt er im Gig nach Baumgarten. Jede Woche mit einem anderen Mädel. Weiber hat er, ohne Flachs, genug – die größte Auswahl. Er liefert sie sogar nach Argentinien und Ägypten.

FERDA: Und wo nimmt er die Mädel her?

PEPÍK: Er hat seine Leute, die sie ihm zuführen. Freilich nur ausgesuchte Mädel. Ich arbeite auch für ihn. Solche Käfer hab ich ihm gebracht. Kannst du dich noch an die Máňa erinnern? Die man Máňa Zuspeis genannt hat? Auch die hab ich ihm zugestellt, und jetzt schreibt sie ihm aus Pennsylvanien, wie fein es ihr ergeht. Das hat mir Grün selbst gesagt, und wenn ich aus dem Spital zurückkomme, darf ich wieder für ihn arbeiten. Du, Ferda, ich hab 'ne Idee. Weißt du was – du könntest auch für ihn arbeiten. Du kannst dich ruhig auf mich berufen.

FERDA: Und wo treff ich ihn?

PEPÍK: Er geht jeden Tag ins Café Savoy.

RÁHNO: Hör mal, Pepík, könnt ich nicht auch für ihn arbeiten?

RÓZA *lacht*: Na, servus. Du würdest ihm schöne Bienen liefern. In dich ist doch jede gleich verschossen.

PEPÍK: Wen willst du ihm denn liefern, ich bitt dich! Dem Fritz Grün! Wohl die alte Kahánková, wie?

RÁHNO: O du mein lieber Gott, da würde ich mich aber freuen, wenn die alte Kahánková nach diesem Pankrácsylvanien verkauft wäre – oder wie's heißt.

FERDA: Hast du 'ne Zigarette, Róza?

PAPÍK: Und für mich?

RÓZA: Eine hab ich. *Sie bricht die Zigarette auseinander.* Jetzt könnt ihr sie teilen – ihr Zuhälterkönige!

Vorhang.

ZU BESUCH BEI MAXIM GORKI

Draußen in Saarow-Pieskow, wo Maxim Gorki wohnt, schlafen nun die Gemächer der vornehmen Villen hinter verschlossenen Fensterläden, auf dem Scharmützelsee schwimmen keine Jachten, aus dem Kurhaus ist keine Jazzbandmusik zu hören. Auch die Verbindung mit Berlin ist kompliziert, die meisten Züge fahren im Winter nicht, und man muß in Erkner und in Fürstenwalde umsteigen und auf den Anschluß warten, wenn es überhaupt einen gibt. Nur hie und da treffen Filmgesellschaften aus Berlin ein; sie drehen in der freien Natur, schnell und fröstelnd, Aufnahmen im Schilf am Seeufer, im Wald unter den Kiefern oder auf den mit rotem Sand bestreuten Wegen; dann springt man rasch in die Automobile, um sich erst während der Fahrt abzuschminken. Ansonsten herrscht Stille in Saarow.

Im Sanatorium Saarow hat nun der ewige Wanderer Maxim Gorki seine Wohnung. Seine Wohnung? Es sind zwei Hotelzimmer mit irgendeinem abscheulichen Farbendruck an der Wand, und Maxim Gorki wirkt hier so vorläufig, so fremd, so auf dem Sprung, um weiterzuziehen, wie vor dreißig Jahren, da er über die Steppe wanderte, in Scheunen schlief und als Bäcker im Keller arbeitete, wo von den Leuten nur die Beine zu sehen waren, und da er Menschen kennenlernte, die einander wegen zehn Kopeken ermordeten, bettelnde Wolgaschlepper und Flößer, die einander um eines Weibes willen haßten und erschlugen, obwohl sie Vater und Sohn waren. Im Garten sind die Birken gefällt, weil es keine Kohle mehr gibt, und vom See steigt der Nebel auf, die Umrisse der Landschaft verwischend. Im Winter und im Nebel sind wohl alle Gegenden einander ähnlich; hier bei Berlin gleicht die Landschaft der um Tiflis ...

Wo Gorki ist, ist Rußland. Sein Schreibtisch und der Tisch, der in der Mitte des Arbeitszimmers steht, sind überhäuft mit Papieren, Zeitschriften, Bürstenabzügen, Büchern, Broschüren, die mit kyrillischen Buchstaben beschrieben und bedruckt sind. Gorkis Sohn, Maxim Maximowitsch, ist hier, auch Gorkis Freunde wohnen im selben Stock. Und immer, wenn jemand hinauskommt, um ihn zu

besuchen, sind Russen hier, Auswanderer, die in Berlin leben, Freunde, die aus Rußland kommen, junge Dichter, die mit ihm über die Zukunft reden wollen, alte Dichter, die mit ihm über die Vergangenheit sprechen wollen, besonders über zwei tote Freunde: Tolstoi und Tschechow. Was vom literarischen Rußland in Berlin lebt, schreckt nicht vor dem umständlichen Weg nach Saarow zurück, um bei Gorki Tee zu trinken und um ein wenig zu debattieren. Es leben viele hier vom literarischen Rußland: Nikolai Minski, ein alter Lyriker, der Dramatiker Alexej Remisow (dessen Stück „Das Spiel des Teufels" man bald in Prag spielen wird), Andrej Bely, der einen großen Roman, „Petersburg", und der „Die silberne Taube" geschrieben hat, der Romanschreiber Graf Alexej Tolstoi, der Dichter Wladislaw Chodassjewitsch, der Prosaiker Saitschek, der futuristische Dichter Boris Pasternak, der moderne Novellist Ilja Ehrenburg, dessen „Weg des Julio Jurenito" von Devětsil ins Tschechische übersetzt wurde und dessen bessere Arbeit „Dreizehn Pfeifen" heißt, der Literarkritiker Schklowski, dessen wildes Wanderleben dem von Gorkis Jugend in nichts nachsteht und dem man – wenn er erzählt – nächtelang zuhören kann, der philosophische Volkskundler Peter Bogàtyrew, der in Archangelsk Sagen und Aberglauben studiert hat, ehe ihn die nachrevolutionären Schicksale nach Prag führten, wo er eine interessante vergleichende Studie über das „tschechische Puppentheater und die russische Bänkelkunst" schrieb, und die reizende Übersetzerin von Gorkis Schriften ins Englische, die schöne Baronin Beckendorff.

Oft sind bei Gorki nur zwei oder drei Leute, oft jedoch gibt es in seinem Zimmer nicht genug Stühle, so viele Freunde sind hier, und alle unterhalten sich mit ihm, anfangs im gedämpften Ton der Ehrfurcht, doch sehr bald lachend, widersprechend und sich erregend wie Menschen, die von der Richtigkeit ihrer Sache überzeugt sind. Es ist Gorki, der diese Distanzverletzung hervorruft, da er ein aufmerksamer, Belehrung annehmender, lustiger und sehr junger Debattierer ist.

Sein hochgekämmtes Haar ist dicht und dunkelbraun, nahezu schwarz, nur an den Schläfen ein wenig ergraut. Von ganz anderer Farbe ist sein kräftiger, breiter Schnurrbart, der sich an den Mundwinkeln nach unten krümmt: er ist hell und von rötlichem Schimmer. Die Nase breit und kurz. Er trägt keine russische, an der Brust

zuknöpfbare Jacke, die man in den Tagen, da das „Nachtasyl“ für uns neu war, „Gorki-Bluse“ nannte. Damals war es Mode, den Pepel in der Maske des Dichters zu spielen, und so haben wir ihn uns damals vorgestellt: breit, vierschrötig, zerrissene Hosen, hohe Stiefel. Aber so sieht Gorki nicht aus. Er ist sehr lang, und seinen recht schmalen Körper hält er nonchalant gebeugt. „Daheim“ in Saarow geht er immer ohne Mantel, in gestrickter grauer Weste mit Ärmeln, in gestreiften englischen Hosen, mit grauen Gamaschen auf gelben Halbschuhen. Man könnte meinen: ein Stabsoffizier, der auf Jagd aus ist.

Kommen neue, von seinen Freunden eingeführte Besucher, wird er rührend verlegen, fast machtlos. Er empfängt sie an der Tür mit einer tiefen Verbeugung, die wir Westler nur aus russischen Dramen und Romanen kennen. (Man möchte sich unwillkürlich umsehen, ob neben der Tür nicht eine Ikone hängt, vor der man sich bekreuzigen soll.) Mit einem Wink deutet er an, wohin man sich setzen kann, und überläßt es seinem Gast, zu sagen, was er auf dem Herzen hat. Sind es Gäste aus der Tschechoslowakei, fängt er selbst an, mit regstem Interesse zu fragen. Zuerst erkundigt er sich nach der politischen Situation und wie lange sie etwa noch dauern könnte. Er hört zu und fällt mit Fragen ins Wort.

„Ist Masaryk wieder gesund?“ Er erhält eine bejahende Antwort. – „Er steht in aller Frühe auf, ich weiß es von Capri her. Und die, die in aller Frühe aufstehen, haben eine gute Konstitution. Grüßen Sie ihn herzlich von mir“, fügt er mit einer Verbeugung hinzu. „Es ist der einzige Professor, der eine vorausblikkende Politik betrieben hat. Andere Professoren, Gott sei ihnen gnädig – Miljukoff, Pochrowski, Struve, o weh! Kennen Sie beispielsweise unseren Professor L., der in Prag lebt?“

„Es tut mir leid, Alexej Maximowitsch, ich kenne ihn persönlich nicht.“

Gorki lacht übers ganze Gesicht. „Sie kennen ihn persönlich nicht? Da kann ich Ihnen nur aufrichtig gratulieren.“

Dann wird das Gespräch auf die tschechische Literatur gelenkt. Er hat nicht viel gelesen: einen Roman von Julius Zeyer, ein Buch von Hladík, zwei, drei Humoresken von Jaroslav Hašek. Er würde aber gern etwas über die modernen Strömungen hören; er

fragt nach den jüngeren Romanciers, nach ihren Sujets, ihrer Richtung, nach neuen Dramen, neuer Lyrik ...

„Ich möchte mich nur vorläufig informieren; bald bekomme ich eine sehr ausführliche Information. Vom nächsten Monat an möchte ich mit meinen Freunden Schklowski und Chodassjewitsch eine große Zeitschrift herausgeben; sie wird ‚Besjeda' heißen. Eine völlig unpolitische, der Kunst und Wissenschaft gewidmete Zeitschrift. Romain Rolland wird über die französische, Ellins über die belgische Literatur referieren. In der ersten Nummer werde ich auch einen großen Aufsatz über die tschechische Literatur bringen, und ich verhandle über einen Querschnitt der tschechischen Wissenschaft. Ich habe viel Interessantes aus der Tschechoslowakei gehört ..."

„Warum kommen Sie nicht mal hin, Alexej Maximowitsch?"

„Ich werde mal hinkommen. Ich hab mich schon entschlossen. Bricht in Deutschland die Revolution aus, so fahre ich in die Tschechoslowakei. Ich bin der Revolution schon müde. Dann fahre ich sofort."

„Das kann noch lange dauern, kommen Sie doch früher. Prag ist wunderschön, Sie haben dort unzählige Verehrer. Sie könnten in Prag und Brünn einen Vortrag halten und sehr viel Geld verdienen, in Mark wären es viele Millionen."

Gorki lacht. „Soll ich auf meine alten Tage noch zum Währungsspekulanten werden?"

„Vielen Ihrer Verehrer würden Sie eine Freude machen! Kommen Sie, Alexej Maximowitsch!"

Und was meinen Sie, was Gorki gesagt hat? Er antwortete so, wie auch ein kleiner Handlungsgehilfe geantwortet hätte. Seine Worte lauteten, wie kaum etwas anderes bezeichnend für die Bescheidenheit dieses großen Mannes: „Ich würde doch kein Visum bekommen. Ich müßte die Gesandtschaften ablaufen, und man würde mir das Visum zu guter Letzt doch nicht geben."

„Alexej Maximowitsch, Sie brauchen doch nur ein Wort zu sagen, und die tschechoslowakische Gesandtschaft in Berlin schickt Ihnen bestimmt sofort alle Dokumente. In Prag und Brünn würde man Sie mit allen Ehren empfangen ..."

Er wendet sich an seine russischen Freunde. „Es ist eine alte Sehnsucht von mir, Prag zu sehen. Wenn es so leicht wäre." – „Aber

es geht ganz leicht", redet man ihm zu, „ganz leicht." – „Aber ich habe dort viele Feinde..." – „Keiner wird es wagen, auch nur ein Wort gegen Sie zu sagen..." – „Sie meinen, daß ich dort vortragen könnte? Es würde doch niemand hinkommen." – „Aber, Alexej Maximowitsch! Jedes Kind kennt Ihren Namen. Zeitschriften drukken so oft Ihre Aufsätze, doch davon werden Sie wahrscheinlich nichts wissen, weil Sie bestimmt keine Honorare für den Nachdruck Ihrer Arbeiten bekommen."

„Hurra!" Gorki lacht übers ganze Gesicht. „Wenn ich nach Prag fahre, kaufe ich mir einen großen Hut und sammle in den Redaktionen Geld ein." – „Kommen Sie nur nach Prag, Alexej Maximowitsch. Sie werden bei Ihrem Vortrag volle Säle haben. Unbedeutende russische Schauspieler haben ausverkaufte Vorstellungen, und Rußlands größter Schriftsteller sollte vor einem leeren Saal sprechen?"

Gorki ist schon völlig einverstanden. „Vielleicht mach ich's. Ich würde etwas aus meinem neuen Roman lesen. Da werden alle weinen. Aber lange werde ich nicht sprechen, ich kann nicht besonders gut vortragen. Ein Schauspieler könnte dann einige meiner Sachen rezitieren... Ich will mir's noch überlegen. Ich komme bestimmt nach Prag, bevor ich nach Rußland zurückkehre."

„Sie wollen zurück nach Rußland, Alexej Maximowitsch?" Gorki bejaht es. „Natürlich. Ich gehöre doch nach Rußland. Hierher bin ich nur gekommen, um mein Buch zu Ende zu schreiben. Zu Hause konnte ich nicht arbeiten. Viel Politik, viel Interventionen, viel Inanspruchnahme. Wenn ich fertig bin, kehre ich nach Rußland zurück." – „Sind Ihnen die Sowjets freundlich gesinnt?" – „Ja, wir sind Freunde."

Gorki wendet sich an zwei der Besucher, mit denen er besonders befreundet ist, die dem Lager der linken Sozialrevolutionäre angehören und somit den Sowjets feindlich gegenüberstehen, und er wiederholt: „Ja, wir sind Freunde, die Bolschewiki und ich." Dann erst zuckt er mit den Achseln und fügt mit einer gewissen Einschränkung hinzu: „Allerdings nicht gerade gut freund, aber ich kann jederzeit nach Hause zurück, und ich werde es auch tun." Wieder beginnt Gorki seine Gäste auszufragen, wie Stanislawskis Künstlertheater bei uns gefallen habe, der „Blaue Vogel", die Gsovski, welche russischen Stücke man kenne, welche Dichter. Jemand

erwähnt, daß das junge Mädchen, das zum erstenmal in unserer Gesellschaft ist, die tschechische Übersetzung eines Gedichts von Majakowski auswendig kennt. Gorki möchte die Übersetzung gern hören, aber das Mädchen, eine Tochter St. K. Neumanns, geniert sich, sie vorzutragen, obwohl sie Schauspielerin ist. Gorki will ihr Mut machen. „Als ich so jung war wie Sie, war ich mutiger..." – „Ja, Meister, wenn ich etwas von Ihnen aufsagen könnte, würde ich mich nicht schämen, aber Sie haben, leider, keine Gedichte geschrieben", erlaubt sich Fräulein Sonja Neumannová zu bemerken.

„Oh, ich habe auch Verse geschrieben. Aber aus guten Gründen habe ich sie nicht veröffentlicht..."

„Sehen Sie, Meister", fügt die kleine Sonja schnippisch hinzu, „Sie hatten also auch nicht mehr Mut als ich." Alles bricht in lautes Lachen aus, und Gorki lacht Tränen. Doch die gewitzte Antwort Sonjas half nichts. Sie mußte den „Linken Marsch", den sie kannte, rezitieren. „Levá! Levá!" bis zum Ende. „Wer schreitet dort rechts aus? Levá! Levá!" Alle applaudieren der Vortragenden, auch Gorki ist begeistert. Aus einem Haufen Handschriften, der auf der linken Seite des Schreibtisches wie ein Turm an der Ecke einer Burg emporragt, nimmt er den Bürstenabzug eines Theaterstückes und zeigt ihn. „Das ist ein Drama eines jungen Russen. Ein merkwürdiges Stück, ich werde daraus eine Probe in der ersten Nummer meiner Zeitschrift abdrucken. Vielleicht" – er wendet sich fragend an seinen Mitredakteur Schklowski –, „vielleicht drucke ich sogar das ganze Stück ab. Es wurde von Lunc verfaßt und heißt ‚Außerhalb des Gesetzes'. In diesem Stück müssen Sie die Isabella spielen, Sonja Stanislawowna. Setzen Sie sich dafür ein, daß man das Stück ins Tschechische übersetzt, es wird eine wunderbare Wirkung ausüben. Heute habe ich zum erstenmal eine tschechische Rezitation gehört..."

Nun wird über lautliche und grammatikalische Unterschiede der slawischen Sprachen gesprochen. Die Unterhaltung ist rege, die letzten Züge von Saarow sind schon längst weggefahren, und die Gesellschaft will dem Meister nicht seine kostbare Zeit rauben. Aber er nötigt jeden, sich wieder zu setzen. „Nach Fürstenwalde sind es nur acht Werst, und von dort fährt in der Nacht noch ein Zug." Deshalb bleibt jeder gern. Und stehen Sie endlich auf, so werden Sie von Gorki ins Treppenhaus begleitet, und wenn Sie schon weit weg

sind, winkt er Ihnen noch von der Veranda aus zu. Sie gehen „nur acht Werst“, das sind neun lange Kilometer, in Frost und Dunkelheit, und doch ist es ein fröhlicher Weg, da Sie gerade von einem Menschen kommen, der groß ist und dabei wie ein Kind, der ausgezeichnet ist und gut.

AUS DEM PRAGER SCHAUSPIEL

Prag, am 30. Juni.

Im Prager Künstlertheater wurde heute zum erstenmal das Mutterschafts-Drama des jungdeutschen Dichters Ernst Weiß „Leonore“ in Szene gesetzt, und zwar mit ähnlicher Wirkung (dem hektischen Zusammenstoß von Interesse und Widerwillen), mit der die junge deutsche Bühne im vorigen Jahr in einer aufsehenerregenden Matinee sein Drama „Olympia“ zu propagieren versuchte. Die Heldin des Stückes tötet vor der Niederkunft das Kind von Ernst, ihrem Geliebten, da der Vater des Kindes, ein Chemiker, der sich mit Erfindungen beschäftigt, es nachdrücklich von ihr verlangt. Sie heiratet einen ungeliebten Millionär, doch die unbezwingbare Sehnsucht nach neuer Mutterschaft treibt sie Ernst abermals in die Arme. Da diesen eine Ehe und Vaterschaft jedoch ins Verderben zu reißen droht, tötet sie auch diesmal das für ihn keimende Leben. Die brennende Problematik, die an Strindberg erinnernde Dialogform, die quälenden Momente der Weißschen Dichtkunst erregten und ermüdeten das Publikum gleichermaßen, doch waren die, die des Dichters Genie bewunderten, gewiß stark in der Überzahl. Fräulein Rahel Sansara vom Darmstädter Theater bot in der Titelrolle eine übermenschliche Leistung.

BERLIN VOR ...

Berlin, am 10. August.

Wovor? Vor dem Generalstreik? Vor dem Zusammenbruch? Vor der Revolution? Nicht zu sagen. Vielleicht kommt es zu gar nichts mehr. Der Gelähmte rafft sich auch nicht mehr zum Selbstmord auf. Das Einkommen sank bereits unter das Existenzminimum, die

Preise schnellten in zehn Tagen zehn-, zwanzig-, hundertfach in die Höhe – Summen, vor denen einem schwindelt. Ein viertel Pfund Schinken kostete noch vor einem Vierteljahr 10 Mark, heute kostet es 180000 Mark, ein Pfund Kalbfleisch 600000 Mark, ein Liter Milch 22000, ein Pfund Kartoffeln 23000, ein Ei 25000, ein Pfund Bohnen 60000, ein Pfund Zucker 90000 Mark, ein Laib schlechten Brots mit Sand 240000, eine Semmel aus schwarzem Mehl 12000, eine Tasse Kaffee im Kaffeehaus 80000, ein Kuchen 75000, ein Menü im einfachen Restaurant 500000, ein Pfund Butter vorgestern noch 375000, heute bereits 1000000 Mark.

Das ist aber noch nicht das schlimmste. Man kann nichts bekommen! Vor den Geschäften mit Milch und Butter stehen ununterbrochen 300 bis 400 Leute Schlange. Wie es scheint, legen die Bauern Vorräte an für den Fall einer Dollarsteigerung oder – einer Revolution. In den Markthallen werden um jedes Pfund neuer Kartoffeln Kämpfe geführt, gegen die die Polizisten, die vielleicht bei Verdun gekämpft haben, machtlos sind. Zucker und Kaffee konnte man eher während des Kriegs als jetzt bekommen. Ein Paar Schuhe kann man für 60 Millionen kriegen, ein Paar Strümpfe für 4 bis 5 Millionen, einen Herrenhut für 10 Millionen. Das heißt, man bekommt ihn nicht. Denn die Geschäfte sind entweder geschlossen, oder sie werden im Laufe des Tages geschlossen, um dem Ausverkauf vorzubeugen. Alle Textilgeschäfte und viele Geschäfte mit Artikeln des täglichen Bedarfs hatten gestern und heute zu.

Aber auch das ist wohl nicht das schlimmste. Das schlimmste ist, daß es bei diesem riesigen Geldbedarf nahezu kein Geld gibt. In den Banken betteln Milliardäre bei den untersten Beamten um eine Milliarde und sind froh, wenn sie aus Protektion eine Million bekommen, mit der sie das Mittagessen bezahlen können. Und wenn die Banken auch gern fremde Währung nehmen möchten, sie können sie nicht wechseln, da sie kein Geld dazu haben. In der Wechselstube des Tschechoslowakischen Bankvereins am Potsdamer Platz fuchteln Sie vergeblich mit tschechischen Banknoten in der Luft herum, die Angestellten und Kunden starren Sie nur gierig an wie Tantalus die Früchte über seinem Haupt. Die Bankhäuser bekommen von der Reichsbank keine Banknoten, da diese mit dem Drucken nicht nachkommt. Deshalb zahlen die Banken die Beträge, die der Kunde abheben will, nur mit Schecks aus. Sie geben jedoch

keine Schecks auf kleine Beträge aus, sondern einen Summarscheck. Denn die Beamten haben auch mit den hohen Schecks so viel Arbeit, daß sie Nachtdienst machen müssen und fast verrückt werden. Sogar die Bankdirektoren müssen arbeiten! Was aber nützt ein Scheck auf 160 Millionen Mark, wenn man der Hausfrau 10 Millionen Mark für Miete oder im Café ein Stamperl Kognak zahlen soll.

Die Reichsbank druckt jedoch. Sechzig Berliner Privatdruckereien sind mit dem Druck von Banknoten beschäftigt. Und jede von ihnen liefert täglich 26 Milliarden. Unter Kontrolle der Reichsbankbeamten. Dreimal täglich fahren bei diesen Druckereien Lastautos vor, von denen jedes Raum für 10 Milliarden Mark in Banknoten zu 20000 Mark hat. Das reicht aber nicht. Es müßte eine gleiche Menge Fünfmillionen-Banknoten gedruckt werden. Dazu gibt es jedoch nicht genug Papier mit Wasserdruck, und es ist ja auch Kleingeld nötig. Niemand ist imstande, eine Fünfmillionen-Banknote zu wechseln. Die Kellner, die auf solch eine Banknote Kleingeld zurückgeben sollen, werden vom langen Zählen krank.

Die Hektik ist so zügellos und unsinnig, daß es nicht überraschen würde, wenn morgen die Theosophen und Psychoanalytiker versuchen würden, die Herrschaft an sich zu reißen. Was man nicht alles in den Schlangen vor den Buttergeschäften hören kann: „Hätte man den Erzberger nicht umgebracht, so wäre es mit uns jetzt noch schlimmer." Oder: „An allem ist der Papst schuld. Er erlaubt es, weil Deutschland protestantisch ist." Oder: „Solange die Juden das Ruhrgebiet nicht räumen, wird's in Europa keine Ruhe geben." Man könnte es für einen Witz halten. Es ist jedoch todernst gemeint. Ebenso todernst sagte mir ein Dozent für Romanistik mit traurigem Blick auf seinen schäbigen Anzug: „Jetzt bin ich endlich Millionär. Ich bin neugierig, wie ich aussehen werde, wenn ich Milliardär geworden bin."

Prostitution treiben jetzt nur Amateurinnen, und am hellichten Tag. Als ich gestern das Café verließ, sprach mich eine Frau an und erzählte mir, ihr Mann sei Innenarchitekt, habe keine Aufträge und sei krank. Ob sie mit mir gehen könne. Ich hatte noch nicht geantwortet, da trat ein Mädchen zwischen uns und wollte die Frau wegstoßen. „Ich habe herrliches Haar und einen schönen Körper..."

Die Theater sind gut, die Operetten ziemlich gut besucht, die Vorstellung der „Räuber“ ist jeden Abend ausverkauft, in den Five-o-clocks wird mit Begeisterung Shimmy um Millionen-Preise getanzt, sozialistische Versammlungen haben wenig Zuhörer, und die einzige Stelle, wo allabendlich ganz Berlin Stelldichein feiert, ist der Lunapark, ein riesiges Berliner Vergnügungsunternehmen.

DER GESTRIGE TAG IN BERLIN

Berlin, am 11. August.

Es sind zu viele Eindrücke, um sich ein einheitliches Bild davon machen zu können, was im Augenblick in Berlin los ist. In der Hasenheide tagen, umgeben von zwanzig gepanzerten Automobilen mit Polizei, kommunistische Arbeiterräte, die den Beschluß faßten, den Generalstreik auszurufen.

Gleichzeitig tagt im Parlament die Sozialdemokratische Partei, und unten auf dem Königsring wird hinter Gewehrpyramiden die Vierjahrfeier der republikanischen Verfassung abgehalten. Ein Staatsfeiertag, Herren im Zylinder halten ellenlange Reden. Ein Aeroplan kreist über der Menschenmenge und wirft Druckzettel mit schlechten Gedichten ab, die Leute stürzen sich darauf und murren:

„Sie sollten lieber Banknoten drucken!“

Die Elektrischen fahren nicht, die Lastautos fahren in Richtung Volksversammlungen. In den Bäckereien wird Brot gekauft, es werden Sardinen und Würste gekauft. In die Badewannen, in sämtliche Kannen, Waschbecken und Gläser wird Wasser gefüllt, für den Fall, daß es kein Wasser geben sollte. In den Seifengeschäften werden eilig Kerzen gekauft. Keiner redet viel. Alle sind voller Sorgen: „Was wird heute abend sein?“ Und bei diesem Rummel, diesem Trubel wehen an den staatlichen Gebäuden schwarzrotgoldene Fahnen.

Gerüchte wechseln jeden Augenblick. In Neukölln wurde angeblich geschossen – in Moabit wurde geschossen – die Lokomotive eines aus Breslau einfahrenden Eisenbahnzugs wurde von Projektilen getroffen – in der Brunnen- und in der Ackerstraße wurden Lebensmittelgeschäfte geplündert – Cuno trat zurück, Stresemann

wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Man weiß überhaupt nichts. Es wird kluggeredet und nichts geglaubt. Polizei und Reichswehr fahren in Panzerautos und Tanks durch die Straßen.

NEUE DEUTSCHE BELLETRISTIK

Wenn auch ehrgeizige Kritiker, Theaterdirektoren, Verleger und andere Literaten nach neuen Talenten Umschau halten, um die Verbindung mit der Jugend und der neuen Moderne nicht zu verlieren, so ist leider objektiv festzustellen, daß weder die Kriegs- noch die Nachkriegsjahre in Deutschland eine neue Kunst und eine neue literarisch bedeutende Persönlichkeit hervorgebracht haben. Vergeblich versuchen die Berufsentdecker bald diesen, bald jenen Namen in den Himmel zu heben, bald wird der Expressionist Arnolt Bronnen, der Verfasser des Dramas „Vatermord", begeistert gelobt, bald wird der einfallsreiche Bert Brecht und seine Komödie „Trommeln in der Nacht" als ein neuer Stürmer hochgepriesen, und dann gibt es gleich wieder Demonstrationen für Ernst Toller, der als Opfer der bayrischen reaktionären Justiz zwar bemitleidenswert ist, dessen Stück „Maschinenstürmer" jedoch nur eine im Grunde fragwürdige Nachahmung der Hauptmannschen „Weber" darstellt. Noch schlimmer steht es mit der Prosa – es gibt in Deutschland keinen einzigen Romanschriftsteller oder Novellisten, der seit 1914 einen entscheidenden Erfolg gehabt hätte oder wenigstens besonders aufgefallen wäre. Ob der Krieg und seine demoralisierenden Folgen es bewirkt haben, ob es sich um die gedankliche Armut der deutschen Revolution oder um die Verachtung des Geistes und den Untergang der geistigen Berufe und besonders der Buchkultur handelt – das interessiert uns hier nicht. Tatsache ist, daß die junge Literatur in Deutschland von Schriftstellern betrieben wird, die ihre Fähigkeiten bereits vor dem Krieg erwiesen haben und nun dreißig oder vierzig Jahre alt sind.

An der Spitze dieser Generation steht zweifellos Leonhard Frank. Sein Erstlingswerk war der große Roman „Die Räuberbande" – die kollektiven Schicksale einer Gruppe proletarischer Kinder. Ihre romantisch abenteuerlichen Phantasien zerbrechen kläglich am engstirnigen Spießbürgertum der deutschen Kleinstadt (Würzburg), an

der niederträchtigen Machtbesessenheit des Lehrers und an der materiellen Not der Kinder; der Schluß des Romans verschwimmt im mystischen Nebel, und die Vision der Seele läßt sich nicht von der Wirklichkeit unterscheiden. Und so, wie Franks erster Roman schließt, so konsequent wird auch sein zweiter Roman, „Die Ursache“, durchgeführt: In dunklen Dostojewskischen Farben wird das Schicksal eines Menschen geschildert, der seinen Lehrer tötet, da dieser seine Jugend tötete. Nach der Herausgabe dieser beiden Romane flüchtete Leonhard Frank in die Schweiz, um nicht an den Schrecken des Bürgerkriegs teilnehmen zu müssen, und schleuderte von dort seine anklägerische Novelle „Der Mensch ist gut“ in die kriegführenden Länder. Die Tendenz der Novelle verhalf ihr zu einer riesigen Auflage, zu einem Erfolg, den seine beiden unverhältnismäßig kunstreicheren Romane nicht erreichten. Nach Erscheinen dieser drei Bücher – alle wurden ins Tschechische übersetzt – schrieb er als ernster Schöpfer fünf Jahre lang angestrengt an seinem neuen Roman „Der Bürger“, der bei Malik in Berlin herauskommen soll.

An zweiter Stelle der deutschen Erzähler steht der Arzt Ernst Weiß, dessen erstes episches Werk, „Die Galeere“, geistig unter dem Einfluß der psychoanalytischen Lehre des Wiener Professors S. Freud und künstlerisch unter dem Einfluß der Werke Knut Hamsuns entstand. Erstaunlich ist bei Weiß die Kunst, wie er ein Problem zu umreißen versteht (sein letzter Roman, „Nahar“, behandelt die Verwandlung eines leichten Mädchens in eine Tigerin), die Unermüdlichkeit seines ehrgeizigen Schaffensdranges und seiner Phantasie, was die Details betrifft. Die ins Ekstatische gesteigerte Sprache und seine Versuche, durch schroffe Situationen und Sexualität seinen Mut nachzuweisen, verwehren ihm, das Höchste auszusprechen.

Ebenso erstaunlich fruchtbar ist der Prager Max Brod, doch versteht er es besser, seinen Willen zu beherrschen. Er verfügt auch über eine größere Ruhe des Erzählens. Nicht weniger als fünfzehn Romane sind von ihm bei Kurt Wolff in München erschienen, und in allen ist seine Sprache, nach dem Vorbild Gustave Flauberts, von einer ruhigen Sorgfalt. Die Stoffe schöpft Max Brod, der politisch Zionist ist, mehr und mehr aus dem modernen Judentum und seiner Erotik. Abgesehen von seinem letzten (von Arne Novák in den

„Lidové noviny" hoch bewerteten) Roman „Franzi" – heute dem meistgelesenen Buch in Deutschland –, ist und bleibt der Roman „Tycho Brahes Weg zu Gott" sein Meisterwerk – ein historischer Roman über den Hofastronomen und Astrologen Kaiser Rudolfs II., der sein Sternensystem von den jungen Forschern übertroffen sieht und um das Verständnis der Jugend kämpft.

Miniaturmaler geistiger Nuancen ist Robert Musil, der durchschnittlich sechs Jahre lang mit erstaunlichem Fleiß an jedem seiner Bücher feilt. Äußere Ereignisse eliminiert er völlig, wodurch er sein Novellenbuch „Wandlungen" und seine große Komödie „Die Schwärmer" um den Erfolg beim Publikum bringt; sie rufen nur Begeisterung bei der Gruppe seiner Schüler hervor. Leichter erfaßbar ist lediglich sein klassischer Roman „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß", die Geschichte der Schüler einer Kadettenschule, die den Diebstahl eines Kameraden entdecken, unumschränkte Macht über ihn gewinnen und nun versuchen, dies zu sadistischen und geschlechtlichen Perversitäten auszunützen.

Der absolute Herrscher junger Lyrik, Franz Werfel, gab neben sechs Gedichtbänden und drei Dramen bisher nur einen Roman heraus. Sein Titel lautet „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig", und er verteidigt das Recht des Sohnes, seinen Vater zu töten, der danach strebt, ihm die Gesetze der alten Generation mit brutaler Macht aufzuzwingen; es ist lediglich die Ausdruckskraft Werfels, die sich die Aufmerksamkeit auf diesen Roman erzwang, doch seine Freunde loben den Lebensroman des Komponisten Giuseppe Verdi, den Werfel schrieb und aus dem er nur Proben veröffentlichte, als Einführung in eine neue Epoche der Prosa.

Als das erste Novellenbuch des jungen Mähren Hermann Ungar, „Knaben und Mörder", erschien, staunte man und sah in ihm eine neue Hoffnung; Thomas Mann gab ein begeistertes Flugblatt heraus, in dem er ihn als den deutschen Dostojewski pries. Durch die Häufung unverhüllter Schilderungen anatomischer Art versuchte Ungar in dem Roman „Die Verstümmelten" diese Hoffnung zu erfüllen, es gelang ihm aber nur, Entsetzen und Ekel zu erregen, wenn auch das Problem – das Zusammenleben mit einer häßlichen Greisin – gewiß von Bedeutung ist.

Die prosaischen Versuche des Dichters René Schickele lösen sich im Expressionismus, Lyrismus und in leerer Artistik auf.

Ein anderer deutscher Elsässer, Otto Flake, verfügt sicher über eine größere Konzentration, wenn er leider auch jeder modischen Bewegung allzu nervös und allzu feinfühlig unterliegt. Sein Roman „Horns Ring" jedoch gehört gewiß zu den stärksten Früchten der neuen Literatur; auch sein Buch literarischer und kultureller Aufzeichnungen in Form von Notizen eines reisenden Journalisten ist bemerkenswert. Die Kunst Flakes wirkt durch seine Weisheit – er ist der fähigste und aufgeklärteste Schriftsteller Deutschlands.

Begabt und obendrein kokett und maniriert ist auch Kasimir Edschmid, der „Die achatnen Kugeln" und „Die sechs Mündungen" schrieb und sich als ein Künstler herzlosen Stils präsentierte.

Alfred Döblin ist ein Pointillist: Er bedeckt die große Leinwand mit lauter kleinen Farbflecken ethnographischen, historischen oder gedanklichen Charakters, bis aus ihnen langsam und mächtig die Helden seiner Werke „Wallenstein" und „Die drei Sprünge des Wang-lun" hervortreten.

Epigrammatisch und ohne Handlung sind die Miniaturromane des Lyrikers Klabund, und auch dem an der beißenden Talmudistik von Karl Kraus geschulten Dichter Albert Ehrenstein ist seit seinem glänzenden „Tubutsch" kein Prosabuch mehr gelungen.

Es sind also nur – nachsichtig beurteilt – ein Dutzend erwähnenswert als Vertreter des neueren deutschen Schrifttums. Auch sie werden wohl von der großen Sturmwelle, die Deutschland bedroht, weggeschwemmt.

NICHT GEZEICHNETE TEXTE



DIE WASSERKATASTROPHE IM SAZAWAGEBIETE

Beneschau, 18. Juli, 8 Uhr abends.

Die furchtbaren Wirkungen, welche die Katastrophe in einem Umkreise von fast fünfzehn Kilometer Durchmesser für die gesamte Landbevölkerung gehabt hat, sind überhaupt auch nicht annäherungsweise abzuschätzen. Schon jene Teile der Gegend, welche außerhalb dieses Überschwemmungsgebietes gelegen sind, haben nur durch den zweistündigen Wolkenbruch entsetzlich gelitten, da das noch auf den Feldern stehende Getreide flach auf die Erde gepeitscht wurde, die Halme gebrochen wurden und die zur Heimschaffung auf den Feldern bereitgelegene Heuernte durch den Guß vollständig unbrauchbar wurde. Sind hier die Feldfrüchte schon völlig ruiniert, so ist der Feldschaden im Überschwemmungsgebiete ein noch fürchtbarerer, wo auf die Wiesen und Äcker ungeheure Sandmassen, Balken, Ziegel et cetera angeschwemmt und durch das Wasser in den Boden eingegraben wurden, daß es etwa drei Jahre dauern wird, bevor der Boden seine frühere Ertragsfähigkeit erreichen wird.

Auch der Schaden, den die ausgedehnte Teichwirtschaft des Sazawagebietes erleidet, ist nicht nur für heuer ein ungeheuerer, weil sämtliche Fische durch die angeschwemmten Materialien getötet oder bei den Dammbrüchen fortgeschwommen sind, sondern es wird auch für die kommenden Jahre merklich fühlbar sein, weil natürlich auch die ganze Brut zerstört ist. Wie groß der durch den Fischverlust entstandene Schaden ist, kann man sich am besten vor Augen führen, wenn man bedenkt, daß der dem Erzherzog Franz Ferdinand gehörende Konopischter Teich allein jährlich zwei- bis dreihundert Meterzentner Fische – die bekannten Konopischter Karpfen – auf den Markt bringt und die übrigen geborstenen Fischteiche, welche Privatpachtungen sind, ähnliche Erträgnisse hatten. Die Teiche in der Umgebung von Beneschau sind fast alle geborsten, nur die Dämme der beiden oberhalb von Konopischt gelegenen Teiche, der Podraz- und Papirnoteich, haben glücklicherweise den anstürmenden Wassermassen bis jetzt standgehalten.

Hätten diese Dämme nicht gehalten, so wären – wie bereits berichtet – die Wirkungen für Konopischt und so für die ganze Gegend noch furchtbarere gewesen, da durch den doppelten Wasserschwall der heute früh geborstene Damm des Konopischter Teiches, der erst voriges Jahr von Pionieren hergerichtet wurde, noch in der Nacht durchbrochen worden wäre.

Am furchtbarsten hat die Überschwemmung in der aus kaum dreißig Häuschen bestehenden Gemeinde Městečko gewütet, welche sechs Ortschaften, darunter Lhota Smikow, umfaßt. Hier wurde, wie bereits berichtet, die Mühle von den reißenden Fluten weggerissen, und die Frau des Müllers kam mit drei Kindern in den Wellen um. Die Leiche der unglücklichen Frau wurde heute morgens etwa eine Stunde unterhalb der Unglücksstätte aus dem Wasser gezogen. Die Kinder sind bis jetzt noch nicht gefunden worden. Bei den Rettungsarbeiten verunglückte hier ein Soldat, konnte aber – allerdings in ohnmächtigem Zustande – noch lebend aus den Fluten gezogen werden. Auf einer Wiese bei Městečko lag noch heute vormittags ein Wagen samt den eingespannten Pferden. Ihr Besitzer war früh, um noch Heu heimzuschaffen, auf die Wiese geeilt und dort von den Fluten überrascht worden; hierbei war der Wagen mit den Pferden gestürzt, und die Tiere ertranken. Auch sonst liegen auf Feldern und Wiesen der Umgebung ertränkte Schafe, Schweine und Rindvieh.

Es sind vierzig Gendarmen nach Městečko entsandt worden, um hier die Ordnung aufrechtzuerhalten. Man kann überhaupt nicht mehr erkennen, daß gestern hier noch Häuser gestanden sind und hier eine Landstraße und eine Steinbrücke vorhanden war.

Die, wie bereits berichtet, mit dem Automobil aus Prag in Konopischt eingetroffenen Herren, Statthalterei-Vizepräsident Dörfl, Landeskulturinspektor Brechler Ritter v. Troskowitz und Oberingenieur Schimek vom Baudepartement der Statthalterei, blieben bis abends hier.

Von einer projektierten Abreise des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Familie aus Konopischt ist bis jetzt durchaus nichts bekannt geworden.

KAISER WILHELM AN DEN PRINZEN HOHENLOHE

Ein scharfer Tadel wegen der Veröffentlichung der „Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig Hohenlohe-Schillingsfürst"

Berlin, 8. Oktober.
(Von besonderer Seite)

Kaiser Wilhelm hat an den Prinzen Hohenlohe auf Schloß Podiebrad eine Depesche gerichtet des Inhalts, daß er von den in den Journalen erfolgten Veröffentlichungen, welche sein Verhältnis zu dem Fürsten Bismarck und die Gründe der Entlassung desselben betreffen, mit der größten Entrüstung Kenntnis erhalten habe. Der Kaiser bezeichnet es als eine grobe Taktlosigkeit, daß ohne seine vorherige Erlaubnis Angelegenheiten, die seine Person betreffen und die unabsehbare Konsequenzen nach sich ziehen können, veröffentlicht wurden, und spricht aus diesem Anlasse dem Prinzen den schärfsten Tadel aus.

Dieses überaus scharf gehaltene Telegramm Kaiser Wilhelms bezieht sich auf die Veröffentlichung eines Teiles der „Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst", die im Auftrage des Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst erfolgt ist. Wir haben einen Teil aus diesen „Denkwürdigkeiten", die sich hauptsächlich mit der Entlassung des Fürsten Bismarck beschäftigen, in unserer Sonntagsausgabe veröffentlicht. Die Mitteilungen des Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst haben insbesondere durch dort wiedergegebene angebliche Äußerungen Bismarcks über Österreich sowie auch durch verschiedene Äußerungen, die der Kaiser selbst u. a. auch über das Verhältnis Deutschlands zu Rußland getan hat, großes Aufsehen erregt. Daß Kaiser Wilhelm selbst diesen Mitteilungen die größte Bedeutung beilegt, ist aus der oben mitgeteilten Depesche ersichtlich. In der uns übermittelten Nachricht heißt es, daß die Depesche des Kaisers an den „Prinzen Hohenlohe auf Schloß Podiebrad" gerichtet ist. Der Schloßherr von Podiebrad ist Fürst Philipp zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der Chef des Hauses und Bruder des Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst, in dessen Auftrag, wie mitgeteilt wurde, die Herausgabe der „Denkwürdigkeiten", über deren Veröffentlichung Kaiser

Wilhelm so entrüstet ist, erfolgte. Der Kaiser scheint also durch seine Depesche den Chef des Hauses Hohenlohe-Schillingsfürst für die Veröffentlichung verantwortlich zu machen.

DIE ANTWORT DES FÜRSTEN HOHENLOHE AUF DIE DEPESCHE DES DEUTSCHEN KAISERS

Fürst Philipp zu Hohenlohe-Schillingsfürst auf Schloß Podiebrad, Chef des Hauses Hohenlohe-Schillingsfürst, hat uns zu der Mitteilung ermächtigt, daß er auf die in unserer gestrigen Abendausgabe mitgeteilte Depesche Kaiser Wilhelms diesem ein Telegramm folgenden Inhalts gesandt habe: Er, Fürst Philipp zu Hohenlohe-Schillingsfürst, habe von der Art der Veröffentlichung der Memoiren des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst gar nichts gewußt. Die Memoiren seien Eigentum seines Bruders Alexander und werden von Professor Curtius in Straßburg herausgegeben. Er selbst, Fürst Philipp, habe von deren Inhalt keine Kenntnis gehabt, habe auf die Veröffentlichung keinen Einfluß genommen und überhaupt nichts davon gewußt.

Der Fürst teilte uns weiter mit, ihm sei wohl bekannt gewesen, daß die Veröffentlichung der Memoiren des Fürsten Chlodwig für spätere Zeit in Aussicht genommen war, er sei aber entrüstet darüber, daß gerade dieser Teil der Memoiren jetzt veröffentlicht wurde, und müsse sagen, daß der Kaiser über diese Veröffentlichung mit Recht ungehalten sei.

Die „Denkwürdigkeiten“ des Fürsten Hohenlohe

Die Bedeutung der Memoiren des Fürsten Hohenlohe ist durch die zuerst durch unser Blatt bekannt gewordene Depesche des deutschen Kaisers an den Chef des Hauses Hohenlohe-Schillingsfürst derart unterstrichen worden, daß sich das Interesse der gesamten politischen Welt in verstärktem Maße diesen interessanten „Denkwürdigkeiten“ zuwenden wird. Die Veröffentlichungen aus dem Nachlasse des dritten deutschen Reichskanzlers haben namentlich in der in unserer Sonntagsausgabe bereits erwähnten Reihe von Briefen, die durch die letzte Nummer von „Über Land und Meer“

bekannt wurden, eines der umstrittensten Kapitel der Geschichte des neuen Deutschen Reiches, das der Entlassung des Fürsten Bismarck, wieder zur öffentlichen Erörterung gestellt. Im Laufe der Jahre hat sich über die Umstände, unter denen die Entlassung des ersten deutschen Reichskanzlers erfolgte, wohl eine gewisse Klärung ergeben; immerhin ist aber noch vieles über die Entstehung der Differenzen zwischen Kaiser und Kanzler, über Art und Umfang der Meinungsverschiedenheiten und über die eigentlichen Ursachen des endlichen Bruches im dunkel geblieben. Es stand immer eine Version gegen die andere, und fast alle Mitteilungen, die an die Öffentlichkeit gelangten, waren mehr oder minder von der Parteistellung der Erzähler beeinflußt. Es ist selbstverständlich, daß die erwähnten Veröffentlichungen Hohenlohes aus dieser ernsten und bewegten Zeit um so größere Beachtung finden mußten, als Fürst Hohenlohe als ebenso ruhiger, objektiver wie sachkundiger Beobachter der Vorgänge in diesen hohen politischen und diplomatischen Sphären bekannt ist. Wir haben bereits darauf verwiesen, daß namentlich die Stellung einzelner Personen zu der Entlassung des Fürsten Bismarck durch die Briefe Hohenlohes in ein neues Licht gerückt wird, so zum Beispiel die Haltung der Kaiserin Friedrich und des Großherzogs von Baden, die aus den weiter unten noch mitgeteilten Briefen hervorgeht.

Noch sensationeller als die Mitteilungen Hohenlohes über innerpolitische Vorgänge, die zu dem Sturze Bismarcks beitrugen, wirken jene über die Stellung des Kaisers und des Kanzlers zu den großen Fragen der auswärtigen Politik. Wir erfahren da von tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten zwischen Kaiser Wilhelm und Bismarck über die Haltung Deutschlands zu Österreich und Rußland. Der Kaiser will dem Bundesgenossen unter allen Umständen die Treue wahren, selbst auf die Gefahr hin, mit Rußland und Frankreich in einen Krieg verwickelt zu werden, während der Kanzler anscheinend an der Neutralität Deutschlands in einem österreichisch-russischen Konflikt wegen Bulgariens festhalten wollte. Bismarck war in seiner Politik Rußland gegenüber gerade in jener Zeit noch durch den erst später veröffentlichten sogenannten Rückversicherungsvertrag eingeengt, und es ist begreiflich, daß er einen österreichisch-russischen Konflikt möglichst hinauszuschieben suchte. Dieser Rückversicherungsvertrag wird in den Briefen

Hohenlohes aus dieser Zeit nicht erwähnt, er scheint auch ihm damals nicht bekannt gewesen zu sein. Es ist ja schwer zu entscheiden, inwieweit jener Geheimvertrag die Haltung Bismarcks gegenüber österreichisch-russischen Differenzen bestimmt haben mag, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß er ihn oft in einem dem Bundesverhältnisse zu Österreich wenig günstigen Sinne beeinflußte. Zu diesen Meinungsverschiedenheiten zwischen Kaiser und Kanzler kam noch das Mißtrauen des Kaisers, der Bismarck in Verdacht hatte, die auswärtige Politik nach dem Kaiser unbekannten Plänen zu leiten. Dieses Mißtrauen ging so weit, daß der Kaiser dem Fürsten Hohenlohe – wie dieser in einem seiner Briefe anführt – sagte, „Bismarck habe nach St. Petersburg sagen lassen, daß der Kaiser eine antirussische Politik befolgen wolle". Es ist unseres Wissens auch zum ersten Male, daß der große Anteil, den die Meinungsverschiedenheiten über auswärtige Fragen in der Entlassung des Fürsten hatten, genauer festgestellt wird.

Es ist begreiflich, daß die „Enthüllungen" aus den „Denkwürdigkeiten" des dritten Kanzlers, besonders weil sie bedeutsame persönliche Äußerungen des Kaisers und intime Mitteilungen über die Anschauungen Kaiser Wilhelms in Fragen der auswärtigen Politik der großen Öffentlichkeit preisgeben, den lebhaften Unwillen des deutschen Kaisers erregten. Der Kaiser selbst hat in seiner Depesche an den Fürsten Philipp Hohenlohe darauf hingewiesen, daß diese Preisgebung unabsehbare Konsequenzen nach sich ziehen könnte. Eine der interessantesten wäre die in der lebhaften Diskussion der reichsdeutschen Presse über die Hohenloheschen „Denkwürdigkeiten" bereits mehrfach angeregte und geforderte Veröffentlichung des dritten Bandes der „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck, der bekanntlich erst dann der Öffentlichkeit übergeben werden soll, wenn die in erster Linie beteiligten Personen nicht mehr unter den Lebenden weilen.

DIE DEPESCHE DES DEUTSCHEN KAISERS

Berlin, 8. Oktober (Privat). Die hiehergelangte Nachricht der „Bohemia" über das Tadelsvotum Kaiser Wilhelms an den Fürsten Philipp zu Hohenlohe-Schillingsfürst hat begreiflicherweise das

sensationellste Aufsehen hervorgerufen. Während man bisher annahm, daß die Veröffentlichung der „Denkwürdigkeiten" des Fürsten Hohenlohe nach vorher gepflogenem Einverständnisse mit dem Berliner Hofe erfolgt sei, geht aus der Depesche des deutschen Kaisers hervor, daß das nicht der Fall ist. Sehr bemerkt wurde der scharfe Ton der Depesche, und in politischen Kreisen hat besonders der Hinweis in der Kaiserdepesche auf die möglichen Konsequenzen großes Aufsehen erregt.

KAISER WILHELM UND FÜRST HOHENLOHE

Berlin, 9. Oktober (Privat).

Das Aufsehen, das die durch die „Bohemia" erfolgte Mitteilung des Telegrammes Kaiser Wilhelms an den Fürsten Philipp zu Hohenlohe in Deutschland hervorgerufen hat, macht sich in einer immer lebhafteren Erörterung des Falles in der gesamten deutschen Presse geltend. Auch heute abend sind die Berliner Blätter voll von Kommentaren über das Kaisertelegramm und voll von berichtigenden und ergänzenden Bemerkungen zu der Situation bei der Entlassung Bismarcks.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" nimmt heute an leitender Stelle von der das Telegramm des deutschen Kaisers an den Fürsten Hohenlohe betreffenden Meldung der „Bohemia" Notiz und teilt gegenüber der „ungenauen Wiedergabe" dieser Depesche den Wortlaut des kaiserlichen Telegrammes wie folgt mit:

„Ich lese soeben mit Erstaunen und Entrüstung die Veröffentlichung der intimsten Privatgespräche zwischen Deinem Vater und Mir, den Abgang des Fürsten Bismarck betreffend. Wie konnte es zugehen, daß dergleichen Material der Öffentlichkeit übergeben werden konnte, ohne zuvor Meine Erlaubnis einzuholen? Ich muß dieses Vorgehen als im höchsten Grade taktlos, indiskret und völlig inopportun bezeichnen, da es unerhört ist, daß Vorgänge, welche den zur Zeit regierenden Souverain betreffen, ohne seine Genehmigung veröffentlicht werden." – (Aus einem Vergleiche dieses „authentischen Wortlautes" mit dem von uns veröffentlichten Inhalte der Kaiserdepesche ergibt sich, daß sie sich dem Sinne nach vollständig decken. Bemerkenswert aber ist, daß die von uns mitgeteilte

Stelle des Kaisertelegrammes von den „unabsehbaren Konsequenzen“ in dem von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichten Wortlaute der Depesche fehlt; sie ist, da sie leicht den Vorwurf der „Schwarzseherei“ begründen könnte, offenbar der offiziellen Redigierung zum Opfer gefallen. Die Red.)

INTERNATIONALE KASSENEINBRECHER IN PRAG?

Die Prager Polizei ist gegenwärtig scharf auf der Wache. Es liegt nämlich, Mitteilungen auswärtiger Polizeibehörden zufolge, die Vermutung nahe, daß eine berüchtigte Einbrecherbande, die seit längerer Zeit zahlreiche Städte Österreichs erfolgreich mit ihrer Tätigkeit beglückte, sich nach Prag gewandt hat. Es handelt sich um dieselben Verbrecher, welche vor kurzem den großen Einbruch im Czernowitzer Steueramte verübt und eine Beute von mehr als 100000 K gemacht haben. Wenige Tage später tauchten sie wieder in Laibach auf, und auch dort gelang ihnen ein überaus frecher und raffinierter Kasseneinbruch großen Stiles. Die Polizeibehörden fahnden eifrig nach den Mitgliedern der Bande – bisher erfolglos, trotzdem man deren Personalia, deren genaue Beschreibung, ja sogar deren Photographien besitzt. Diese Reise-Einbrecher sind nicht nur im meisterhaften Öffnen der eisernen Geldschränke würdige Epigonen von weiland Affendakis, Papakosta und Genossen, sondern sie stehen diesen Größen der Einbrechergilde auch an weltmännisch sicherem Auftreten und an Sprachkenntnissen nicht nach. Die Führer der Bande sind ein gewisser Eduard Wasinki, der sich gewöhnlich den Namen „Waniewski“ beilegt, ferner Koloman Dreßler aus Tarnopol, der sich als „Boriski aus Brooklyn“ vorzustellen pflegt, und ein junger, jedoch schon kriminalbekannter Bursch namens Joachim Schwarzer. Bis jetzt wurde in Prag selbst noch keine Spur von der Anwesenheit der Kasseneinbrecher konstatiert, doch ist man durch die Meldung von einer wahrscheinlichen Prag-Reise der Bande aufmerksam geworden, und die Prager Detektivs werden keine rechte Weihnachtsruhe halten können.

EINE MORDTAT AM WEIHNACHTSABEND

Die internationale Einbrecherbande in Prag

Ein Todesschuß am Heiligen Abend: Mit diesem gräßlichen Knalleffekt hat die Tätigkeit der internationalen Kasseneinbrecherbande aus Polen begonnen, welche in letzter Zeit – wie wiederholt berichtet – in Österreich ihr Unwesen getrieben hat, deren Namen und Signalement den Behörden bekannt und in den Zeitungen veröffentlicht waren und auf deren Ankunft in Prag die „Bohemia" schon in der am Dienstag nachmittag hergestellten Nummer aufmerksam gemacht hatte. „... die Prager Detektivs werden keine rechte Weihnachtsruhe halten können", so schloß unsere Warnungsnotiz. Die ganze Prager Polizei hat keine Weihnachtsruhe halten können.

Eines Mitgliedes der gefährlichen Bande ist man habhaft geworden. Ein schwacher Trost angesichts der Tatsache, daß ein ehrlicher, pflichttreuer Mensch, der wenige Minuten vorher bei Frau und Kind den Weihnachtsabend verbracht hatte, die Todeswunde durch Verbrecherhand empfing.

Die Nachricht von der Mordtat und der Flucht der internationalen Verbrecher verbreitete sich schnell in der ganzen Stadt, und schon in der Nacht war der Tatort von Neugierigen umlagert. Um acht Uhr morgens erschien bereits ein Bericht der „Bohemia" über die Tat, der das Publikum über die wichtigsten Einzelheiten unterrichtete.

Es kann gar kein Zweifel darüber obwalten, daß man es mit den routiniertesten Kasseneinbrechern zu tun hat; die gewiegtesten Kriminalisten erschraken, als sie die Einbruchswerkzeuge, die bei dem Verhafteten gefunden wurden, erblickten. Ob die Prager Einbrecher zu jener Bande gehören, die vor kurzem in Czernowitz „tätig" war, darüber ist nichts Bestimmtes bekannt. Jedenfalls spricht das Zusammentreffen der Tatsachen, daß die Ankunft der Verbrecher in Prag avisiert war, daß man es nicht mit Neulingen zu tun hat – die bei dem Verhafteten vorgefundenen Einbruchswerkzeuge sind stark abgenützt – und daß auch diese Einbrecher Polen sind, sehr dafür, daß beide Banden identisch sind.

Im folgenden der ausführliche Bericht über die Vorgänge, die sich am Weihnachtsabend in der Heinrichsgasse abspielten, und über die bisherigen polizeilichen Nachforschungen.

Auf der Lauer im Keller

In dem Eckhause des Wenzelsplatzes und der Heinrichsgasse (Nr. 2) gegenüber dem Palais der Assicurazioni generali befindet sich das Geschäft der Kaffeehandlung Ritter. Dienstag gegen neun Uhr abend erhielt der in dem Geschäfte angestellte einunddreißig Jahre alte Diener Karl Krejči von seinem Chef den Auftrag, die zum Keller führende Tür abzusperren. Krejči tat dies und begab sich dann zum Abendessen. Nach kaum einer Viertelstunde wollte er das Haustor abschließen und sah bei dieser Gelegenheit nochmals beim Keller nach, ob die Tür abgesperrt sei. Er war nicht wenig erstaunt, sie offen zu finden. Er dachte anfangs, daß ein Dienstmädchen einer der in dem Hause wohnenden Parteien vielleicht während seiner kurzen Abwesenheit in den Keller gegangen sei, um Kohle oder Holz zu holen. Er rief deshalb in den Keller: „Je tam někdo?" – „Kdo je tam?" (Ist jemand dort? Wer ist dort?) Er erhielt keine Antwort, hörte jedoch ein Lispeln von Männerstimmen. Sofort wurde in ihm der Verdacht rege, daß sich im Keller Diebe befinden. Er ging einige Stufen herunter, kehrte jedoch wieder zurück, um die Tür abzusperren und auf diese Weise die Einschleicher unter Schloß und Riegel zu bringen. Jetzt erst bemerkte er, daß er den Kellerschlüssel nicht bei sich habe. Indes stiegen drei Männer aus dem Keller und stießen ihn bei der Kellertür zur Seite. Zwei von ihnen flüchteten in die Heinrichsgasse, der dritte auf den Wenzelsplatz. Krejči begann aus Leibeskräften um Hilfe zu rufen.

Die Jagd nach den Verbrechern

Trotz den lauten Alarmrufen Krejčis suchten die Ertappten anfangs nicht laufend, sondern nur in sehr schnellem Schritt gehend das Weite: Sie wußten, daß sie sich sofort selbst verraten würden, wenn sie zu rennen anfingen.

Am kaltblütigsten benahm sich jener von ihnen, der auf den Wenzelsplatz einbog. Er soll sogar vor dem Hause, in welchem er mit seinen Komplizen ertappt worden war, den Hut gelüftet haben, damit es den Anschein habe, er verabschiede sich dort von jemandem. Tatsächlich war er auch im Augenblicke spurlos auf dem Wenzelsplatz verschwunden, bevor man noch eine Verfolgung des Flüchtigen eingeleitet hatte.

Die beiden anderen begaben sich eilig auf das gegenüberliegende Trottoir zum Gebäude der Assicurazioni generali und dann in schnellem Schritt in der Richtung zur Heinrichsgasse. Sie hatten jedenfalls schon vorher geplant, im Falle einer Entdeckung in den großen vierstöckigen Neubau zu flüchten, der an Stelle des ehemaligen Gasthauses „Zum Reitknecht" an der Ecke der Herren- und Heinrichsgasse gegenüber dem Postamte aufgeführt wird. Vor dem Hause, in welchem die III. deutsche Staatsrealschule und das deutsche tierärztliche Institut untergebracht ist, stellten sich ihnen viele Passanten entgegen. Der eine der Gauner suchte dennoch vorwärts zu kommen, um das nunmehr nur wenige Schritte entfernte Ziel, den Neubau, zu erreichen. Aber schon stürzten ihm die Passanten von beiden Seiten entgegen, die Hände des Verbrechers wurden gleichzeitig umklammert, und im Nu hielten ihn auch von rückwärts die Verfolger fest. Er war festgenommen.

Inzwischen hatte der andere Verfolgte, nunmehr laufend, die Fahrbahn der Heinrichsgasse überquert. Vor dem (von der Ecke der Bredauergasse aus gerechnet) zweiten Eingange der Hauptpost in der Heinrichsgasse stellten sich ihm Passanten entgegen, um ihn aufzuhalten.

Der Schuß gegen den Gefängnisaufseher

Unter diesen Passanten befand sich der beim hiesigen Strafgerichte bedienstete Gefängniswärter Franz Kaucky. Dieser breitete die Arme aus, um den Flüchtigen aufzuhalten. Der Gehetzte sieht den Mann in der Uniform, der sich ihm entgegenstellt, und in der Aufregung und Dunkelheit glaubt er wahrscheinlich, daß es ein Wachmann sei, den er nicht einfach mit den Händen beiseite stoßen könne. So hebt er die rechte Hand. Ein Schuß knallt durch die Nacht. Kaucky streckt die Hände in die Luft. Kein Aufschrei, kein Stöhnen. Lautlos sinkt er vor dem Postportal tödlich getroffen auf das Pflaster, das sich im Augenblick blutrot färbt. Entsetzt, aus Furcht vor einem zweiten Schuß, weichen die Leute im ersten Augenblick zur Seite. Das genügt dem Mörder. In großen Sätzen springt er wieder über die Fahrbahn zurück und biegt in die Herrengasse ein. An der Ecke, welche die um den Neubau errichtete Bretterverschalung bildet, wirft er seinen Pelz von sich und rennt

dann bis zum Ende des Neubaues. Hier biegt er nach links in das Sackgäßchen „Cip“ ein, das aus der Herrengasse den Zugang in die Meißnersche Reitschule bildet.

Der Mörder im Neubau?

Im Cipgäßchen hat der Mörder – so behauptet wenigstens der Postdiener August Mach, der eben die Stelle passierte – die um den genannten, an Stelle des Hauses „Reitknecht“ vom Architekten Buldra aufgeführten Hotelneubau führende Bretterverschalung überklettert. Das ist die letzte Nachricht, die man von dem Mörder hat. Ob er vielleicht im Innern des Neubaues wieder bis zur Heinrichsgasse gelaufen, neuerlich überklettert und durch die Heinrichsgasse, in welcher alle Aufmerksamkeit auf den am gegenüberliegenden Trottoir liegenden Kaucky konzentriert war, entflohen ist, ob er vielleicht durch die Meißnersche Reitschule in das ehemalige Palais Sylva-Taroucca und von hier auf den Graben entwischte, ob er sich etwa in die Schar der Verfolger mischte und so entkam oder ob er gar – der Glauben an diese ganz wahrscheinlichkeitslose Hypothese hat sich bei der auf dem Tatort harrenden Menge mit Hartnäckigkeit erhalten – noch immer im Neubau versteckt ist, davon ist nichts bekannt.

Die Suche nach dem Mörder

Der Neubau wurde über Weisung des sofort avisierten Bezirksleiters Polizeirat Židlicky und Bezirksinspektors Klaus von Polizeileuten umstellt, die Bodenlokalitäten der Nachbarhäuser, in die der Flüchtling eventuell über ein Dach hätte gelangen können, abgesperrt. Der Chef des Sicherheitsdepartements Reg.-Rat Olič und Reg.-Rat Zerboni trafen kurze Zeit nach der Tat in der Heinrichsgasse ein, nahmen den Tatort und die Überwachungsart in Augenschein und begaben sich sodann auf das Kommissariat auf dem Heuwagsplatz, wo Reg.-Rat Olič den Verhafteten einem Verhör unterzog.

Inzwischen waren auch andere Beamte des Sicherheitsdepartements auf dem Tatorte eingetroffen und unterzogen sich in Begleitung von Detektivs der gefährlichen Aufgabe, den Neubau nach

dem Mörder, der mit Hilfe seiner „Browning"-Repetierpistole im Handumdrehen hätte sechs Leute ins Jenseits befördern können, zu durchforschen. An der Spitze der gefahrvollen Expedition schritt Oberkommissär Protivenski, die Azetylenlampe in der linken, den erhobenen Revolver in der rechten Hand. Polizeikonzipist Vanasek und die Detektivs spähten nach den Seiten und nach rückwärts aus. Kein Sandhaufen, kein Ventilationsschacht, kein Stockwerk blieben undurchsucht. Aber bald kam der Laternenschein, der am vierten Stockwerk zu erblicken gewesen war, in das dritte, in das zweite ... und die Menge, welche unten atemlos dem Schein der Laternen gefolgt war, wußte: Alles Suchen war vergeblich geblieben.

Natürlich war noch immer die wenn auch schwache Möglichkeit vorhanden, daß sich der Mörder noch immer in dem Neubau verborgen halte, und der Belagerungszustand wurde noch immer nicht aufgehoben. Bis heute ist der Neubau von Polizeileuten umstellt. Und bis heute steht noch eine große Menschenmenge auf dem Tatort, diskutiert den projektierten Einbruch, die Bluttat, die Fluchtmöglichkeiten.

Eine Gerichtskommission ist bereits auf dem Tatorte erschienen. Der Präsident des Strafgerichtes Hofrat Wokaun wohnte im Sicherheitsdepartement der Polizei dem Verhöre des Verhafteten bei.

Der tödlich getroffene Passant

Der von dem Schuß des Mörders getroffene Franz Kaucky war – wie erwähnt – Gefängnisaufseher beim hiesigen Strafgerichte. Er sollte am Dienstag von zwölf Uhr mittags bis zum vorgestrigen Tage bis zwölf Uhr mittags mit andern neun Gefängniswärtern seinen Dienst im Strafgerichtsgebäude versehen. Es ist seit vielen Jahren beim hiesigen Strafgerichte Brauch, daß von den zehn Gefängniswärtern, auf welche an dem Heiligen Abend der Dienst fällt, einzelne derselben, und zwar die Verheirateten, auf einige Stunden beurlaubt werden, um den Heiligen Abend im Kreise ihrer Familie zubringen zu können. Kaucky hatte den Dienst am 24. püntlich um zwölf Uhr mittags angetreten und war sehr gut gelaunt, da er sich unter jenen befand, denen die Erlaubnis erteilt worden war, das Strafgerichtsgebäude auf einige Stunden verlassen zu dürfen. Er erzählte seinen Genossen, daß er seiner Gattin und seinem dritthalb Jahre alten

Söhnchen verschiedene Geschenke gekauft und daß er am Vormittag einen Christbaum geschmückt habe.

„Ich kann es nicht erwarten", sagte er, „wie sich meine Angehörigen über die ihnen von mir bereiteten Überraschungen freuen werden."

Gegen sechs Uhr entfernte er sich aus dem Strafgerichtsgebäude und teilte mit, daß er pünktlich um zehn Uhr abends erscheinen werde, um den Dienst fortzusetzen. Er verbrachte auch den Abend in bester Laune bei den Seinen und verabschiedete sich von ihnen nach dreiviertel neun Uhr abends. Um diese Zeit trat er von seiner Wohnung, die sich im Hause Nr. 25 in Žižkow befindet, den Weg in das Strafgerichtsgebäude an. Als er in die Heinrichsgasse kam, wurde gerade der eine der drei Einbrecher verfolgt. Kaucky wollte ihn aufhalten – da ereilte ihn das gräßliche Geschick.

Das Projektil – die Kugel einer Browningpistole, wie aus der später von Oberkommissär Protiwenski aufgefundenen Hülse hervorgeht – drang haarscharf durch die rechte Seite des Mützenschildes in den Schädel des Unglücklichen ein.

Nach der erlittenen Verletzung wurde Kaucky in die Polizeiwachstube auf der Unteren Neustadt gebracht, wo ihm zunächst der Polizeiarzt Dr. Feigl die erste Hilfe leistete. Sodann erfolgte die Überführung des Unglücklichen mittelst Wagen der Rettungsstation in das Allgemeine Krankenhaus.

Wie man den Angeschossenen agnoszierte

Nachdem Kaucky von dem Einbrecher durch den Pistolenschuß zu Boden gestreckt worden war, konnte die Identität des unglücklichen Opfers nicht festgestellt werden. Erst nach ein Uhr nachts erschienen im Sicherheitsdepartement der Polizeidirektion zwei Genossen des Angeschossenen, und zwar die Gefängniswärter Alois Drbohlav und Franz Kratina, und teilten mit, gehört zu haben, daß ein Gefängniswärter durch einen Schuß verletzt worden sei. Da ihr Kollege Franz Kaucky, der um zehn Uhr abends seinen Dienst nicht angetreten habe, obgleich er sonst sehr pünktlich war, sei ihnen der Gedanke gekommen, der Unglückliche könnte Kaucky sein. Deshalb seien sie kurz zuvor im Krankenhaus gewesen. Leider habe sich

ihre Ahnung erfüllt. Sie haben in dem Schwerverletzten, der sich in den heftigsten Schmerzen wand, den Kaucky erkannt.

Über Auftrag des Strafgerichtspräsidenten Herrn Hofrat Dr. Wokaun wurde vorgestern vormittags die Gattin Kauckys, welche von dem Unglück, von welchem ihr Mann betroffen wurde, keine Ahnung hatte, eingeladen, im Strafgerichtsgebäude zu erscheinen, wo sie ein Beamter in schonendster Weise von dem Vorfalle verständigte. Selbstverständlich machte die Mitteilung auf die arme Frau einen niederschmetternden Eindruck.

Franz Kaucky, der neunundzwanzig Jahre alt ist, hat das Schneiderhandwerk erlernt. Nach Ableistung seiner Militärdienstpflicht trat er als Gehilfe bei dem Uniformschneider Kučera auf der Kleinseite ein. Er erhielt nämlich eine erledigte Gefängniswärterstelle beim hiesigen Strafgerichte, um welche er sich beworben hatte, und trat sie am 1. November v. J. an. Er war ein sehr gewissenhafter Bediensteter, der stets seinen Dienst mit größter Pünktlichkeit versehen hat.

Kaucky im Krankenhause

Der unglückliche Franz Kaucky wurde in das Allgemeine Krankenhaus auf die chirurgische Klinik des Prof. Dr. Wölfler gebracht, wo ihm die sorgfältigste Pflege zuteil wurde. Gleich nach seiner Transportierung in das Allgemeine Krankenhaus konstatierten die Ärzte, daß sein Zustand hoffnungslos sei. Er war vorgestern bei Besinnung und konnte dem dort erschienenen Polizeikommissär Knotek auf einzelne Fragen teilweise antworten. Auch eine Gerichtskommission hatte sich vorgestern im Krankenhause eingefunden und konnte den Verletzten einvernehmen. Seine Gattin, den Verwalter des Strafgerichtsgebäudes und zahlreiche Genossen des Verletzten, die ihn vorgestern besuchten, konnte dieser erkennen. Er war auch imstande, einige Worte zu sprechen.

Gestern hatte sich sein Zustand sehr verschlimmert. Er hatte den ihm angelegten Verband herabgerissen, weshalb ihm ein neuer Verband angelegt wurde. Er erkannte gestern niemanden mehr und lag fast ununterbrochen in Agonie. Auch seine greise Mutter weilte gestern an seinem Krankenlager. Herr Strafgerichtspräsident Hofrat Dr. Wokaun hat sich wiederholt nach dem Befinden des Kaucky erkundigen lassen.

Franz Kaucky gestorben

Heute um halb fünf Uhr früh ist Franz Kaucky im Allgemeinen Krankenhause den erlittenen Verletzungen erlegen. Wie bereits erwähnt wurde, befand er sich seit gestern vormittags in Agonie. Seine Angehörigen, die heute bereits in den frühen Morgenstunden sich im Krankenhause eingefunden haben, wurden von seinem Hinscheiden verständigt.

„Stanislaus Adamski"

Jener der drei Einbrecher, der von dem Sicherheitswachmann festgenommen worden war, wurde dem Polizei-Kommissariate der Unteren Neustadt eingeliefert. Bevor der Bezirksleiter Herr Polizeirat Židlicky mit dem Verhafteten das Verhör vornahm, mußte dieser, da man bei ihm Waffen vermutete, seine Kleider ablegen. Adamski ist von großer Gestalt, breitschultrig, hat schütteres braunes Haar, Blattern im Gesicht, einen braunen Schnurr- und abgerundeten Kinnbart. Anfangs gab er auf die ihm gestellten Fragen gar keine Antwort. Man versuchte es mit ihm in polnischer, deutscher und tschechischer Sprache. Erst nach längerem Zureden erklärte er, Karl Czarnewski zu heißen.

Kurz nach seiner Einlieferung erschienen auf dem Kommissariate die Herren Polizeikommissär Knotek und Adjunkt Wejřik und veranlaßten seine Überführung in das Sicherheitsdepartement. Er wurde gefesselt und mußte in Begleitung der beiden Beamten einen Wagen besteigen. Im Sicherheitsdepartement wurde er zunächst von den Herren Kommissär Knotek und Adjunkten Wejřik einvernommen, worauf ihn der Leiter des Departements Herr Regierungsrat Olič einem mehrstündigen Verhör unterzog. Er gestand nach längerem Sträuben, daß er außer polnisch auch deutsch spreche, daß er nicht Czarnewski, sondern Stanislaus Adamski heiße, und gab dann ungefähr folgendes an:

Ich bin in Tarnow in Galizien geboren und habe weder Vater noch Mutter gekannt. Nur soviel weiß ich, daß ich katholisch bin und daß ich in Tarnow getauft wurde. In Tarnow habe ich ein Lehrerbildungsseminar besucht. Nach meinem sechzehnten Lebensjahre wurde ich wegen Diebstahls zu achtzehn Monaten Kerker verur-

teilt. Nach Abbüßung dieser Strafe ging ich nach Krakau, wo ich wiederum wegen Diebstahls, und zwar zu sechs Jahren schweren Kerkers, verurteilt wurde. Letztere Strafe habe ich in der Strafanstalt im Jahre 1896 abgebüßt. Sodann hielt ich mich in Lemberg auf und habe dort geheiratet. Ich bin Vater von vier Kindern. Die Namen meiner Frau und meiner Kinder werde ich nicht nennen, um ihnen keine Schande zu bereiten.

Am 22. d. nachts bin ich nach Prag gekommen und habe mich in einem Hotel, das sich in der Nähe eines Turmes befindet und dreistöckig ist, einlogiert. Bei meiner Ankunft in Prag hat mich ein Landsmann namens Čajkovski auf dem Bahnhofe erwartet. Diesen habe ich vor zwanzig Jahren in einer Zelle des Lemberger Strafgerichtes – wir befanden uns beide wegen Diebstahls damals in Untersuchung, die jedoch eingestellt wurde – kennengelernt. Er führte mich vom Bahnhofe in das Hotel, wo wir im ersten Stockwerk ein gemeinsames Zimmer bewohnten. Am 24. d. abends verließen wir das Hotel. Čajkovski führte mich in ein Haus. Er ging voraus. Als wir im Flur des Hauses anlangten, sagte Čajkovski: „Da wären wir", öffnete die Kellertür, und wir stiegen beide in den Keller. Kaum waren wir zehn Minuten drin, als wir unmittelbar vor der Kellertür Rufe und ein Geräusch vernahmen. Da an dem Schlosse der Kellertür herumhantiert wurde, glaubten wir, daß man uns im Keller einschließen wolle. Deshalb liefen wir die Stiege hinauf. Vor der Tür stand ein Mann, wir stießen ihn zur Seite und eilten auf die Straße. Da dieser Mann um Hilfe rief, ergriffen wir die Flucht. Ein Wachmann kam auf mich zu und wollte mich fassen. Ich lief auf die andere Seite der Gasse. Im selben Augenblick hörte ich einen Schuß fallen. Während ich die Flucht fortsetzen wollte, lief ich einem zweiten Wachmann, der von der entgegengesetzten Seite kam, in die Hände.

Die Unglaubwürdigkeit der Aussagen Adamskis

erhellt schon daraus, daß er von dem dritten Komplizen, der mit ihm und dem angeblichen Čajkovski im Keller gewesen sein soll, nichts wissen will. Er behauptet steif und fest, sie seien nur zwei gewesen, während sowohl der Diener Krejči als auch andere Zeugen mit vollster Bestimmtheit angeben, daß sie drei Männer gesehen haben. Auf die Frage, wo sie einbrechen wollten, erwiderte Adamski, sie

hätten nur die Absicht gehabt, im Keller zu stehlen. Über die Provenienz der Einbruchswerkzeuge befragt, gab Adamski an, dieselben von Čajkovski erhalten zu haben. Die bei ihm vorgefundene Browningpistole will er tags zuvor von Čajkovski um 60 Kr. gekauft haben; doch habe er sie bisher nicht bezahlt. Auf die Frage, weshalb er diese Waffe bei sich getragen habe, erklärte Adamski, er habe sie deshalb nicht im Hotel zurückgelassen, weil, falls sie in seiner Abwesenheit in dem Zimmer gefunden worden wäre, ihn dies hätte verdächtig machen können.

Der fingierte Schweinehändler

Selbstverständlich wurde Adamski bei seinem Verhöre eingehend über den Zweck seiner Reise nach Prag befragt. Er gab anfangs ausweichende und ganz widersprechende Auskünfte. Erst allmählich legte er sich eine Ausrede zurecht, indem er erzählte, er habe in Krakau in Erfahrung gebracht, daß sich einer seiner Bekannten namens Joskowski in Prag aufhalte. Dieser sei ein Schweinehändler und habe sich von ihm vor längerer Zeit 4800 Kr. ausgeborgt. Trotz Drängens habe er sein Geld nicht zurückerhalten können. Deshalb habe er gegen Joskowski die Pfändung erwirkt und habe dieselbe bei ihm in Prag durchführen wollen. Daß diese Angabe Adamskis eine plumpe Ausrede ist, geht schon daraus hervor, daß sich von den Exekutionsbescheiden des Gerichtes, die er ja in Händen haben mußte, um die Pfändung vornehmen zu können, keine Spur bei dem Verhafteten vorfand.

Adamskis Heirat

Bei seinem gestrigen Verhöre erzählt Adamski die Geschichte seiner Heirat. Er gab an, daß er nach Abbüßung seiner sechsjährigen Kerkerstrafe und nach seiner Übersiedlung nach Lemberg in letzterer Stadt in dem Hause, in dem er wohnte, ein siebzehn Jahre altes Mädchen kennengelernt habe. Dieses habe damals eine Klosterschule verlassen, sei eine Waise und vollständig mittellos gewesen. Er habe mit dem Mädchen, das ihm sehr leid tat, eine Bekanntschaft angeknüpft und dasselbe kurz darauf in Paris in der Kirche Marie Madeleine geheiratet. Seine Gattin habe keine Ahnung gehabt, daß

er gerichtlich abgestraft worden sei. Da er einige hundert Kronen erspart hatte, habe er ein Geschäft eröffnen wollen. Weil es jedoch in Lemberg vielen Leuten bekannt war, daß er eine längere Kerkerstrafe abgebüßt habe, habe er sich entschlossen, von Lemberg nach Warschau zu übersiedeln. Dorthin sei er auch mit seiner Gattin gereist, habe dort ein Geschäft eröffnet, dasselbe jedoch nach zwei Monaten wieder aufgegeben, worauf er mit seiner Frau nach Lemberg zurückgekehrt sei. Von seinen vier Kindern sei eines vor kurzem gestorben. Sein Vater sei Staatsbeamter gewesen, und er habe eine gute Erziehung genossen.

Der gefälschte Heimatsschein

Unter den Papieren, die bei dem angeblichen Adamski gefunden wurden, befand sich auch ein Heimatsschein, der auf den Namen Stanislaus Kulka lautet. Der den Adamski verhörende Polizeikommissär Herr Knotek stellte nach genauer Prüfung dieses Ausweispapiers fest, daß dasselbe gefälscht sei. Dies geht schon aus den Fehlern, welche die Stampiglie aufweist, hervor. Die Stampiglie lautet statt „gmina“ (Gemeinde) „gnina“, und dem Ort Lipka, in welchem Stanislaus Kulka geboren sein soll, ist der Bezirk Halicz beigedruckt. Die Gemeinde Lipka gehört jedoch zum Bezirk Krakau. Die Unterschrift des Inhabers des Heimatsscheines stammt, wie mit Bestimmtheit angenommen wird, von dem Verhafteten. Dieser gab nun an, er habe den Heimatsschein von einem Unbekannten, mit dem er zufällig in einem Eisenbahnzuge zusammengekommen sei, erhalten. Bei dieser Gelegenheit habe er von diesem Mitpassagier sieben Coupons von Bodenkreditlosen gekauft, und zwar habe er für die Coupons im ganzen sechs Kronen bezahlt. Der Unbekannte habe Geld gebraucht und die Coupons um jeden Betrag losgeschlagen. In einer Tasche Adamskis wurden auch tatsächlich sieben Coupons der Bodenkreditlose gefunden.

Adamski inszeniert den Hungerstreik

Seit seiner Verhaftung, die bekanntlich am Dienstag abend erfolgte, hat Adamski bis gestern abends keinen Bissen zu sich genommen. Er lehnte aufs entschiedenste jegliche ihm angebotene Speise ab. Die

Polizeibeamten drangen in ihn, Nahrung zu sich zu nehmen. Man bot ihm Kalbsbraten, Fische, Torte und andere Speisen an. Er blieb standhaft und lehnte alles ab. Dagegen verlangte er fortwährend Zigarren. Es wurden ihm einige verabreicht. Zigaretten wies er zurück. Verhört wurde er vorgestern und gestern vor- und nachmittags mehrere Stunden. Die Bemühungen, Näheres über seine beiden Komplizen von ihm zu erfahren, erwiesen sich als erfolglos. Er beharrte dabei, daß er nur mit dem angeblichen Čajkovski in dem Keller gewesen und sonst mit niemandem zusammengekommen sei. Auch den Čajkovski, sagte er, kenne er nur flüchtig. Die Polizei ist der Ansicht, daß der Verhaftete gar nicht Adamski heißt, und nimmt als feststehend an, daß er einer verzweigten internationalen Einbrecherbande angehört.

Adamski gibt den Hungerstreik auf

Erst gestern nach sieben Uhr abends gab Adamski dem Zureden der Polizeibeamten nach und erklärte, daß er ein Paprika essen wolle. Heute früh verlangte er Tee und eine Virginia.

Adamski dem Strafgerichte eingeliefert

Heute vormittags wurde Adamski dem Strafgerichte eingeliefert.

Ein vielsagender Kartenbrief

Bei der Durchsuchung der Taschen des verhafteten Adamski fand man einen in Prerau aufgegebenen und nach Kamitz bei Bielitz (in Schlesien) an ihn adressierten Kartenbrief in polnischer Sprache, der die Unterschrift „W." trägt und wie folgt lautet: „Kein Unglück? Hier ging es besser als in Galizien. Weder hoch noch niedrig, so hab ich es gern. Alles kurz ohne Umstände. Diesen Brief schreibe ich unterwegs; jetzt geht's nach Brünn. Mit Gruß W." Die Polizei nimmt an, daß dieser Brief von einem Mitglied der Einbrecherbande, vielleicht Wasziewski, herrührt und daß ihm der Genosse Auskunft gibt über die Erfolge, welche die Einbrecher in Schlesien erzielt haben. Außerdem hatte Adamski in der Westentasche einen kleinen Zettel, auf dem die Adresse eines Mannes, der sich im

Krankenhause in Graz in Pflege befindet, verzeichnet ist. Dieser Patient heißt „Karl Jarhuz". Seitens der Polizeidirektion wurde sofort nach Graz telegrafiert, um die Person dieses Mannes festzustellen. An barem Geld hatte Adamski in einer Brieftasche 120 Kr. Außerdem besaß er einen Militärpaß, der auf den Namen Stanislaus Adamski, Reservist des 30. Inf.-Reg. in Prerau, lautet.

Der Rock des Mörders

Wie bereits erwähnt wurde, hat der Einbrecher, nachdem er gegen Kaucky den Schuß abgefeuert hatte, seinen Winterrock ausgezogen und von sich geworfen, um die Flucht rascher bewerkstelligen zu können. In den Taschen des Winterrockes fand man einige Sperrhaken und einige zerrissene Karten der Prager elektrischen Bahn. Das Futter des Rockes trägt das Monogramm „E. B.".

Auffallend erscheint es, daß der Winterrock, den der verhaftete Adamski trägt, diesem zu klein ist. Man nimmt an, daß die beiden Verbrecher, bevor sie zur Ausführung des Einbruchsdiebstahls schritten, ihre Winterröcke gewechselt haben, denn der von dem Mörder weggeschleuderte Rock paßt dem Verhafteten ausgezeichnet.

Beide Röcke, der des Verhafteten und der des Mörders, stammen von demselben Schneider. Sie tragen die Adresse „H. Bornfeld, Lwow, Theatralia 11" eingenäht. Schon daraus geht mit Wahrscheinlichkeit hervor, daß sie auch in Lemberg miteinander verkehrt und nicht etwa – wie der Verhaftete glauben machen möchte – in Prag nach sehr langer Zeit sich wiedergesehen haben.

Die Tätigkeit der Einbrecherbande

In den letzten Wochen wurden nicht weniger als drei große Kasseneinbrüche verübt, und die Sicherheitsbehörden sind, wie bereits in der Weihnachtsnummer der „Bohemia" mitgeteilt wurde, der Überzeugung, daß die Täter einer und derselben Einbrecherbande angehören.

In der Nacht zum 3. November waren Diebe in die Kanzlei der israelitischen Kultusgemeinde in Graz eingebrochen. Dort erbrachen sie die Kassa und entwendeten ein Fünftel eines 1860er Loses,

die Hälfte eines 1864er Loses und eine Feber- und eine August-Rente.

In der Nacht zum 18. Dezember wurde in den Laden des Kaufmannes Johann Sebacz in Laibach eingebrochen, wobei die Gauner die eiserne Kassa sprengten und aus derselben 10000 Kronen in Noten, mehrere Goldmünzen und mehrere Säckchen mit Kleingeld raubten.

Kurz zuvor war ein ähnlicher Einbruchsdiebstahl in dem Bureau des Steueramtes in Czernowitz verübt worden, wobei die Diebe an 100000 Kr. aus der Kassa, die sie erbrochen hatten, entwendeten.

Von allen diesen Diebstählen wurde bekanntlich auch die Prager Polizeidirektion verständigt. In dem betreffenden Zirkular an diese hieß es: Gegenwärtig befindet sich eine gefährliche Einbrecherbande auf Reisen, welche es hauptsächlich auf Geldkassen abgesehen hat. An der Spitze der Bande steht Israel Kolman Dreßler aus Tarnopol. Er nennt sich auch Franz Boriski aus Brooklyn oder New York. Und der Bande gehören an: Edmund Wasnicki, Joachim Schwarzer und ein Mann mit einem kurzen Spitzbart. Die Bande – heißt es in dem Zirkular weiter – scheint sich nach Prag gewendet zu haben.

Vorsichtsmaßregeln der Prager Polizeidirektion

Gleich nach dem Empfang dieses Zirkulärs hat die Prager Polizeidirektion, der auch die Photographien dieser Individuen eingesendet worden waren, die umfassendsten Erhebungen in dieser Richtung eingeleitet und alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um der Gauner, falls sie tatsächlich ihren „Wirkungskreis" nach Prag verlegt haben sollten, habhaft zu werden. Zahlreiche hiesige Detektivs wurden beauftragt, insbesondere bei den Prager Geldinstituten und Juwelieren vorzusprechen und diese aufmerksam zu machen, damit, falls eine Kundschaft ihr besonderes Augenmerk den Kassen zuwenden sollte oder etwa unter irgendeinem Vorwand in die Nähe derselben würde gelangen wollen, um sich deren Konstruktion anzusehen, diese in unauffälliger Weise festgenommen werden könnte. Außerdem wurden in den letzten Tagen die Lokalitäten beziehungsweise Läden der Prager Banken und Goldwarenhändler sehr scharf bewacht und die Besitzer der Hotels und Einkehrwirts-

häuser aufgefordert, der Polizei sofort Nachricht zu geben, falls halbwegs verdächtige Personen polnischer Herkunft sich dort einlogieren sollten.

Die Einbruchswerkzeuge

Die bei dem verhafteten Stanislaus Adamski vorgefundenen Einbruchswerkzeuge deuten darauf hin, daß er wohl der gesuchten, überaus gefährlichen internationalen Bande angehört, die es auf die Sprengung eiserner Kassen abgesehen hat und vor keinem Hindernis zurückschreckt, um noch so feste Türen und Schlösser gewaltsam zu öffnen. Er hatte in seiner Tasche zwei zwar unansehnliche Sperrhaken, bei deren genaueren Besichtigung man jedoch nach der Gravierung erkennt, daß sie aus dem besten englischen Stahl verfertigt sind. Ferner hatte er unter dem Rock eine sogenannte „Maulstange" riesigen Kalibers, die ebenfalls aus feinstem englischem Stahl hergestellt ist, angebunden. Der vordere Teil dieser Stange hat die Form eines Haifischmauls mit zwei eingenieteten gezähnten Kinnbacken. Die obere Seite dieses Einbruchswerkzeuges ist auf der einen „Kinnlade" aufs feinste geschärft und zugespitzt, so daß die Stange selbst in die kleinste Öffnung eingetrieben werden kann, um dann als Brechinstrument verwendet zu werden. Die Stange ist dreigliedrig, und zwar derart fabriziert, daß sie noch durch zwei weitere Stangen ergänzt werden kann. Sie scheint übrigens bereits wiederholt von den Gaunern bei Einbruchsdiebstählen benützt worden zu sein, da der obere Teil der „Kinnlade" abgesprengt ist. Ferner wurde in dem Besitze Adamskis eine geladene automatische Browningpistole, welche auf sieben Schüsse eingerichtet ist, vorgefunden.

Bei internationalen Einbrechern ist es Sitte, daß, wenn sie sich zur Ausführung eines Einbruches begeben, die Einbruchswerkzeuge unter ihnen verteilt sind. Dies scheint auch diesmal der Fall gewesen zu sein, denn ein sogenannter „Feinbohrer" fand sich im Besitze Adamskis nicht vor. Diesen Bohrer dürfte einer der beiden Komplizen des Verhafteten bei sich gehabt haben. Ohne „Feinbohrer" pflegen Mitglieder einer solchen Bande nicht an die „Arbeit" zu gehen, denn erst nach erfolgter Bohrung des Eisens wird die Maulstange angesetzt, um die weitere Sprengung herbeizuführen.

Polizeiliche Erhebungen

Gleich Mittwoch früh wurden von der Polizei sämtliche Gendarmerieposten in den Vororten Prags von dem Vorfalle verständigt. Adamski wurde gleich nach seinem ersten Verhöre im Sicherheitsdepartement photographiert und sein Bild an die Sicherheitsbehörden in Lemberg, Krakau, Graz, Laibach, Wien und andere große Städte in Expreßbriefen abgesendet. Einer besonders gründlichen Einvernahme wurden die Bediensteten hiesiger Hotels und Einkehrwirtshäuser unterzogen, um sicherzustellen, ob nicht die Einbrecher dort einlogiert waren.

Im Sicherheitsdepartement erschienen vorgestern und gestern zahlreiche Personen, um durch ihre Angaben zur Ermittlung der zwei flüchtigen Gauner beizutragen. Man nannte der Polizei verschiedene Wohnungen, in denen in den letzten Tagen Personen, welche man mit den Gesuchten für identisch hielt, geweilt hatten. Sofort eilten Detektivs an die bezeichneten Orte, das Ergebnis ihrer Nachforschungen war jedoch in allen Fällen ein negatives.

Unter anderen hatte gestern ein Hotelier die Polizei verständigt, daß am Dienstag, dem 24. d., bei ihm ein Mann abgestiegen sei, der sich gegen Abend aus dem Hotel entfernte und bis gestern dorthin nicht zurückkehrte. Der Koffer desselben befinde sich im Hotel. Die Polizei ließ sofort den Koffer holen und öffnen. Es zeigte sich, daß der Koffer einem Reisenden gehörte, gegen den absolut kein Verdacht vorliegt. Dieser scheint die beiden Feiertage im Kreise seiner Bekannten in Prag zugebracht zu haben.

Ein Herr aus Polen, welcher noch in der Mordnacht in einem hiesigen Hotel in der Stubengasse festgenommen worden war, wurde nach kurzer Zeit wieder entlassen, da sich herausstellte, daß er mit den Einbrechern in gar keiner Beziehung stehe.

Wohin wollten die Einbrecher?

Daß es die Einbrecher auf das Rittersche Kaffeegeschäft abgesehen gehabt hätten, war von dem ersten Augenblicke an, da man wußte, es mit internationalen Kasseneinbrechern zu tun zu haben, ausgeschlossen. Was hätten sie auch dort stehlen sollen? Kaffeesäcke oder Zuckerhüte wegtragen? Oder die Kassa sprengen und drei-, viertau-

send Kronen stehlen, denn mehr bewahrt ein Kaufmann unter normalen Umständen nicht in Bargeld in der Geschäftskassa auf!

Da hätte es noch mehr Wahrscheinlichkeit für sich, daß sie in den im selben Hause in der Heinrichsgasse befindlichen Severinschen Goldwarenladen einbrechen wollten. Aber auch das ist unglaubwürdig. Es liegt sehr viel Gefahr dabei, gestohlene Goldwaren, Schmucksachen und Uhren zu verkaufen, der Verkaufspreis für gestohlene Waren ist minimal, der Verkauf der Beute hätte höchstens paar tausend Gulden betragen. Das hatten aber diese internationalen Meister des Verbrechens, deren vielseitige Virtuosität wir in unserer Weihnachtsnummer geschildert haben, nicht nötig. Die verüben doch kein Verbrechen aus Not, wie die Plebejer der Verbrechergilde. Die arbeiten doch mit Betriebskapital, mit teueren, unheimlich großen und raffinierten Einbruchswerkzeugen aus echtem Birminghamstahl und eingravierter englischer Stahlmarke, mit raffinierten Plänen. Und Kasseneinbrüche sind ihr Metier.

Die Ansicht, daß der Anschlag gegen die Postdirektion geplant war, ist allerdings auch nur eine vage. Aber sie hat viel für sich. Erstens hat die Einbrecherbande, welcher die Burschen zweifellos angehörten, bereits einmal ein staatliches Amt, das Czernowitzer Steueramt, mit Erfolg heimgesucht. Zweitens müssen sie noch die Beute von ihren letzten Einbrüchen besitzen, und es hätte sich nicht gelohnt, wegen paar tausend Kronen alles aufs Spiel zu setzen. Aber – und das ist drittens – befinden sich im Postpräsidium in einem gepanzerten Zimmer einige Millionen Kronen, die bei Nacht zwar eigens bewacht werden – aber wozu hat man Brownings! Viertens befinden sich zwischen dem Hause, in dem sie aufgescheucht wurden, und dem Gebäude der Hauptpost nur drei Häuser und der Hof des Waldeckschen Hauses auf dem Wenzelsplatz. Von den rückwärtigen Teilen der Häuser, eventuell über die Dächer hätte man in die Post gelangen können. Fünftens wird gerade bei der Post an den folgenden zwei Tagen gar nicht oder wenig gearbeitet, die Gefahr sofortiger Entdeckung war vermindert. Es steht fest, daß der Rittersche Keller nicht das Ziel, sondern die Operationsbasis der Einbrecher war. Die Postdirektion war als Ziel verlockend ...

Neuerliche Durchsuchung des Neubaues

Heute um sieben Uhr früh wurde der Neubau in der Herrengasse neuerlich durchsucht. Es war nämlich das Gerücht verbreitet, daß sich der gesuchte Räuber noch in dem Neubau befinde. Diese Gerüchte wurden noch dadurch verstärkt, daß erzählt wurde, ein Hund des Wächters des Neubaues, der sich sonst in den Räumen des Neubaues herumtreibt, wolle seit vorgestern den Neubau nicht mehr betreten. Infolgedessen hat die Polizei eine neuerliche Durchsuchung des Neubaues veranlaßt, und dieselbe fand bei Beleuchtung von Fackeln und Azetylenlampen heute um sieben Uhr früh statt.

Sämtliche beim Neubaue beschäftigten Arbeiter, welche die Räumlichkeiten daselbst kennen, beteiligten sich an der Durchsuchung. Die Führung übernahmen Polizei-Oberkommissär Protiwensky, Polizeikommissär Knotek, Polizeiarresthaus-Verwalter Wejřik, Konzipist Vanasek sowie Bezirksinspektor Klaus und Bezirksoberinspektor Swoboda mit seinem Spürhunde. Es wurden sämtliche Räume sowohl oben als auch unten auf das genaueste durchsucht, desgleichen auch die ausgedehnten Doppelkeller, von dem Gesuchten fand man jedoch keine Spur.

Photographien des Erschossenen und des Verhafteten

Wir haben schon gestern im Auslagkasten unserer Graben-Filiale das Bild des verhafteten Kasseneinbrechers „Adamski“ ausgestellt. Außerdem ist in unserer Auslage das Bild des erschossenen Gefängniswärters Kaucky zu sehen.

EDISON IN PRAG

Die Nachricht, daß der berühmte Erfinder sich in Prag aufhalte, verbreitete sich mit Blitzesschnelle in der Stadt, und während der Vormittagsstunden versammelten sich im Flur des Hotel de Saxe zahlreiche Personen, um den berühmten Erfinder zu sehen. Auch junge Erfinder oder Erfinderaspiranten hatten sich eingefunden, um sich Gutachten und Ratschläge zu holen. Ebenso erschienen Autographenjäger, auch eine Reihe von Photographen lauerten mit Ap-

paraten auf Mr. Edison, der aber selbst mit höflichem Bedauern den Empfang aller dieser Besucher ablehnte.

Den Besuchern der Prager Hotels ist ein Mitglied des Ordens der Barmherzigen Brüder bekannt, der beinahe täglich an den Türen der reichen Gäste für seine wohltätigen Zwecke anpochen kommt. Der Herr Frater sprach auch bei Mr. Edison vor und wurde als einer der wenigen vorgelassen. Der Erfinder erkundigte sich angelegentlich über die Organisation der Wohltätigkeit in unseren Ländern, plauderte einige Zeit in äußerst redseliger Weise mit dem frommen Bruder und entließ ihn hierauf mit einem Almosen für die Prager Kranken der Barmherzigen Brüder. Aus dem strahlenden Antlitz des Mönches konnte man ersehen, daß der Ordensbruder mit Mr. Edison zufrieden gewesen war.

Mr. Edison pflegte ziemlich lange der Ruhe, um sich von der gestrigen anstrengenden Fahrt zu erholen. Um zehn Uhr nahm er in seinen Appartements mit seiner Familie das Frühstück. Zu dieser Zeit gab auch Bürgermeister Dr. Groš seine Karte ab und machte den Damen mit einer Blumenspende seine Aufwartung. Der Bürgermeister lud Mr. Edison zur Besichtigung der Stadt ein. Edison versprach dieser Einladung im Laufe der nächsten Stunden Folge zu leisten.

Auch der amerikanische Konsul J. J. Brittain samt Gemahlin statteten der Edisonschen Familie im Laufe des Vormittags ihre Visite ab.

Unterdessen machten Edisons Schwiegersohn Herr Major Oeser mit seiner Schwägerin Miß Madeleine eine Fahrt im Auto auf den Hradschin und durch die Stadt.

Um ein Uhr fuhr Edison in Begleitung seiner Gattin und des Ehepaares Konsul Brittain mittels Automobils in das Rathaus, dessen Altertümlichkeiten ihm gezeigt wurden. Auch wurde ihm ein Album mit Ansichten Prags überreicht. Die Besichtigung währte bis Viertel drei Uhr nachmittags. Sodann betrachtete Mr. Edison die Apostel der astronomischen Uhr, deren Anblick leider gegenwärtig durch ein Gerüst sehr erschwert ist. Trotzdem schaute Edison mit sichtlichem Staunen auf dieses Wunderwerk technischer Kunst aus vergangener Zeit.

Edison reist morgen früh im Automobil nach Dresden ab.

EDISON IN PRAG

Thomas Alva Edison hat gestern nachmittags mit seiner Gemahlin und in Begleitung des amerikanischen Konsuls Brittain mehrere Sehenswürdigkeiten Prags besichtigt und um fünf Uhr im Rathause eine Mahlzeit eingenommen.

Für heute neun Uhr früh hat Edison sein Automobil zur Abreise nach Dresden vor das Hotel bestellt.

Der Fülle der anekdotischen Züge aus dem Leben des großen Erfinders, dessen Persönlichkeit durch seine Reise wiederum für uns in den Vordergrund der Aktualität getreten ist, sei hier noch einiges entnommen, das ihn in seinen menschlichen Tugenden und in seinen oft merkwürdigen besonderen Neigungen zeigt.

Edison und die Frauen

Man ist gewohnt, wenn man von dem berühmten Manne spricht, immer nur seiner rastlosen Tätigkeit im Laboratorium zu gedenken. Er hat die Welt mit seinen epochalen Erfindungen so viel beschäftigt, daß man unwillkürlich ihn sich nicht anders vorzustellen vermag als bei der Arbeit und nicht daran denkt, daß er ein zärtlich liebender Sohn, Gatte und Vater war und ist.

Mit seiner 1871 verstorbenen Mutter verband ihn die zärtlichste Liebe, war die Mutter es doch auch gewesen, die, als ihr Gatte in Vermögensverfall geriet, den Knaben selbst unterrichtete, die geistigen Fähigkeiten ihres „Al" frühzeitig erkannte und oftmals äußerte, daß ihm noch eine große Zukunft bevorstehe. Er hat es stets schmerzlich bedauert, daß die gute Mutter die Erfüllung ihrer Prophezeiung nicht erlebte, wenn es ihm auch beschieden gewesen ist, die letzten Lebensjahre der Eltern dadurch zu verschönen, daß er sie aus der Ferne unterstützen konnte. Den Vater nahm Edison später ganz zu sich.

Trotz weiter räumlicher Entfernung von der Mutter empfand er deren Tod doch so, daß er sich sehr vereinsamt fühlte und sich nun nach einer Gattin umsah. Der Sechsundzwanzigjährige fand sie in einer bei ihm beschäftigten Arbeiterin, Mary Stillwell. Seine Werbung war – so lesen wir in der „Voss. Ztg." – eigenartig; eines Tages stand er hinter dem Stuhl dieser Arbeiterin, die in ihre Hantierung

vertieft schien. Plötzlich aber sah sich das Mädchen um, blickte ihn scheu an und sagte: „Ich weiß, daß Sie es waren, Mr. Edison. Ich weiß immer, wenn Sie nahe sind.“ Darauf antwortete er zu ihrer nicht geringen Überraschung: „Ich habe in der letzten Zeit sehr viel über Sie nachgedacht, und wenn Sie mich haben wollen, würde ich Sie gern heiraten.“ Einen Monat später war die hübsche Angestellte seine Gattin geworden. Ihr war es zu danken, daß der rastlos arbeitende Erfinder in den wenigen Stunden, die er sich zur Erholung gönnte, eine wohltuende angenehme Häuslichkeit fand.

Leider wurde der Bund schon nach acht Jahren durch den Tod der Gattin gelöst. Edisons Schmerz um die geliebte Gattin war so groß, daß er auf ein langes Krankenlager geworfen wurde. Noch heute sprechen Angestellte Edisons von dieser ersten Gattin, die sich trotz ihres Glückes stets eine bescheidene Zurückhaltung bewahrt hatte und den Angestellten Edisons für ihre Ergebenheit an den Gatten freundschaftliche Dankbarkeit erwies, mit Verehrung und Achtung. Drei Kinder entstammten dieser Ehe, Marianne, Thomas Alva und William Leslie. Die ältesten beiden, die zur Welt kamen, da sich Edison viel mit der Verbesserung des Telefons beschäftigte, erhielten die dem telegrafischen Alphabet entlehnten Kosenamen Dot und Dash (Punkt und Strich). Die Tochter Edisons erregte übrigens bei der ersten Anwesenheit des Vaters in Europa schmerzliches Aufsehen; sie erkrankte an den Pocken und lag längere Zeit krank im Dresdener Stadtkrankenhause, genas aber vollständig von der schrecklichen Krankheit.

Erst nach längeren Jahren fand Edison dann in der Tochter eines reichen Erfinders und Fabrikanten landwirtschaftlicher Geräte seine zweite Gattin, die sich ebenfalls als verständnisvolle Gefährtin seines arbeitsreichen Lebens bewährte. Auch diese ungemein glückliche Ehe ward durch zwei Kinder, Magdalene und Charles, gesegnet. Die zweite Gattin begleitete 1889 den genialen Erfinder nach Europa und nahm an den ungewöhnlichen Ehrungen teil, die dem Erfinder damals auf der Pariser Weltausstellung von der Bevölkerung zuteil wurden.

Edisons Debüts

Über seinen Eintritt in den struggle for life pflegte Edison zu erzählen: „Sie wissen, daß ich mit elf Jahren Zeitungsjunge, newsboy, war. Um mir Geld für den Kauf von Büchern zu verschaffen, bin ich zum Direktor der Hudson-Linie gegangen und habe zu ihm gesagt: ‚Herr Direktor, ich bin ein Schüler, der kein Geld zum Studium hat. Ich will eine Zeitung herausgeben. Wollen Sie mir erlauben, sie in einem Wagen Ihrer Gesellschaft zu drucken und zu setzen? Wenn der Zug ankommt, verkaufe ich sie für fünf Cents, und so kann ich genug verdienen.'" Als der Bahndirektor verwundert zustimmte, fügte Edison hinzu: „Ich danke Ihnen, Herr Direktor, aber Sie wissen zweifellos, daß die Zeitungen von ihren Abonnenten leben. Wollen Sie mir nicht die Ehre erweisen und mein erster Abonnent werden?" Lachend gab der Direktor ihm fünfundzwanzig Dollar. Die Zeitung hieß „The Great Railway Trunk" („Der große Bahnkoffer") und war erfolgreich. Nachts konnte Edison arbeiten und studieren. Tagsüber rollte er im Eisenbahnwagen hin und her, um seine Zeitung fertigzumachen.

Edisons Hygiene

Originell sind die hygienischen Ratschläge, die Edison seinen Freunden zu erteilen pflegte. Sie lauten etwa dahin: „Stehen Sie in aller Frühe auf und kämpfen Sie gegen den Schlaf an. Früh aufzustehen ist nur eine Sache der Gewohnheit, der Geist ist dann ganz anders tätig, man sieht die Dinge anders, klarer, bestimmter. Zünden Sie Ihren Spirituskocher an, setzen Sie frisches Wasser auf, und wenn es kocht, trinken Sie auf nüchternen Magen einen halben Liter, und dann setzen Sie sich in Bewegung. Wenn Sie sich von der Vortrefflichkeit dieser Methode überzeugen wollen, brauchen Sie sich nur vor Antritt Ihres Marsches bei einem Kaufmann oder in einer Apotheke wiegen zu lassen und Ihr Gewicht zu notieren. Gehen Sie drei bis vier Stunden, ohne stehenzubleiben, und Sie werden sehen, daß Ihr Gewicht wenigstens ein bis zwei Pfund abnehmen wird. Wenn Sie drei Stunden gegangen sind, werden Sie in Transpiration sein. Dann können Sie sich nochmals wiegen lassen, und Sie werden sehen, daß ich recht habe. Das Fett ist

unnütz, man muß bequem gekleidet sein, darf kein zu enges Schuhwerk und keinen Gürtel, der die Hüften einschnürt, tragen. Ihre Kopfbedeckung muß außerordentlich leicht sein (Edison trägt im Sommer einen Panamahut, der 3000 K gekostet hat, ein Geschenk des Präsidenten Cleveland), da die Kopfnerven ungemein empfindlich sind."

EDISONS ABREISE VON PRAG

Auf die Nachricht hin, daß Th. A. Edison im Laufe des heutigen Vormittags Prag verlassen werde, sammelte sich vor dem Hotel de Saxe schon in den frühen Morgenstunden eine mehrhundertköpfige Menschenmenge an, die den großen Erfinder noch in letzter Stunde sehen wollte. Gegen zehn Uhr herrschte ein ziemlich lebhaftes Treiben. Es waren nämlich die beiden Automobile Edisons angefahren gekommen, und es entstand nun eine regelrechte Belagerung der Fahrzeuge. Der auf dem Josefsplatz postierte berittene Sicherheitswachmann und einige Wachleute zu Fuß suchten die sich drängende Menge von dem Fahrdamme der Elektrischen fernzuhalten. Punkt zehn Uhr erschien Edison. Hüte- und Tücherschwenken, Nazdar!-, Hoch- und Cheer-Rufe – man bekam auch das von Fußballwettspielen her bekannte „Well play!" zu hören – sollten dem Amerikaner den Abschied von Prag schwermachen.

Edison dankte, und als ihn ein dichter Menschenknäuel, den der Hotelier Herr Seltmann und sein Personal nur schwer lösen konnten, einige Minuten länger in Prag aufhalten wollte, zeigte er, daß er als richtiger Selfmademan sich und den Seinen den Weg bahnen könne. Schnell bestieg er mit Mrs. Edison und seinen beiden Kindern das Auto, grüßte höflich und fuhr, im zweiten Wagen gefolgt vom Ehepaar Major Oeser, in der Richtung Josefsplatz, Elisabethbrücke davon.

Der amerikanische Konsul Mr. Brittain und Gemahlin sowie der Freund und Schüler Edisons Herr Generaldirektor Dr. Kolben hatten sich im Hotel de Saxe eingefunden, um sich von der Familie Edison zu verabschieden.

Mr. Edison trifft heute in Dresden ein und wird daselbst im Hotel Bellevue absteigen.

PEPI SCHNELLÄUFER BEI DER ERÖFFNUNG DER KUNSTAUSSTELLUNG

Ich habe in der Zeitung gelesen, daß die Kunstausstellung des Vereines bildender Künstler am Samstag ihre Vernissage hat, und da bin ich hingegangen. Vorher aber habe ich in das französische Wörterbuch hineingeschaut, was das „Vernissage“ ist. Da habe ich gelesen, daß „vernis“ Lack heißt oder Firnis. Aha, habe ich mir gedacht, da wird man gelackt oder wenigstens angeschmiert, und habe mir meinen schäbigsten Anzug angezogen.

Wie ich hingekommen bin, hat gerade der Polizeikommissär Doktor Gellner, der was der berühmte Freidenker ist, sieben Bilder weggetragen. Es waren lauter Bilder von Kars, aber die Leute haben gesagt, sie sind von van Gogho – die Modelle seien nicht zu verkennen. Der Doktor Gellner hat die Bilder zum Polizeidirektor getragen, aber dem haben nur zwei gefallen, die anderen hat er wieder zurückgeschickt.

Ein Herr hat alle Leute begrüßt, das war – hör ich – der Obmann vom Verein, die Leute haben zu ihm gesagt: „Herr Rieber“, wahrscheinlich weil er immer *herüber* gelaufen ist, wenn jemand gekommen ist. Besonders ist er gelaufen, wie der Herr Hofrat von der Insel Campe gekommen ist und der Schloßhauptmann Zaplatil. Dann war noch der Präsident der Ärztekammer Herr Regierungsrat vom Petřin da, aber der war nur gemalt.

Auch sonst waren zahlreiche wohlgelungene Persönlichkeiten auf den Bildern porträtiert. Von Georg Jilowsky haben sich zwei Ochsen malen lassen. Dann sind Bilder von Egon Adler da, der hat wahrscheinlich in einem Sanatorium für Geisteskranke seine Modelle geholt: Die Brüder auf seinen Bildern sehen alle ganz meschugge aus...

Den Autor Friedrich Schiller hat Ferdinand Opitz modelliert. Besonders die Bauchmuskeln sind sprechend ähnlich. Von Wilfert dem Jüngeren stammt Wilfert der Jüngste; auch die Büste Wilferts des Jüngsten ist dem Papa gelungen. Vom Maler Ernst Ascher stammt das Bild eines Kunstphotographen; wenn der so photographieren würde, hätte er bald keine Kundschaften mehr. „Seh's an!“ hat ein Kunstkenner gesagt. Man kann's aber nicht ansehen. Es heißt auch nicht „Seh's an“, sondern „Cézanne“. Von Ernst Ascher ist

noch ein Bild da, das heißt: „Der Journalist". Ein sehr guter Titel, denn man sieht darauf die Stohlmädel in heliotropfarbenen Kleidern und noch eine Dame; vorne ist auch die Figur des Egon Erwin Kisch zu sehen mit einer brennenden Sportzigarette, sie ist sehr ähnlich. Von Otty Schneider stammt ein Bild des liebenswürdigen Dichters Hugo Salus, schön wie Orgeltöne und Glockenklänge. Zahlreiche Bilder aus Mähren werden den Ruhm der deutschen Künstler aus Mähren mehren – genug.

DIE VERHAFTUNG TOM JACKSONS

Die Mitternacht war schon da, Bierflaschen standen am Tisch, und doch war die Stimmung nicht so wie sonst. Besonders Max F. blickte wütend im Nachtcafé umher; von Zeit zu Zeit strich er mit der Hand sich lindernd über das Kinn. Aber auch wir anderen waren schlecht gelaunt. Und Konstatierungen – wie „Roheit" – machten sich von Zeit zu Zeit Luft. Die Erregung über den Vorfall, der sich eben vor dem Gebäude der städtischen Sparkasse ereignet hatte, zitterte noch nach. Da war der riesige Australier Tom Jackson, der weitaus größte unter allen den riesigen Ringkämpfern im Théâtre Varieté und wohl auch der ganzen Welt, mit drei Pragern, Bekannten von uns, des Weges gekommen. Ein kleiner Konflikt, wie sie im Nachtleben gang und gäbe sind und unter normal gebauten Menschenkindern nicht allzu schmerzhaft verlaufen, aber dafür oft Stunden währen. Diesmal war's umgekehrt. Tom Jackson hatte seinen gigantischen Körper gegen unsere Gesellschaft bewegt, sich tief zu Max hinabgebückt und ihm mit der flachen Hand einen Schlag über das Kinn versetzt. Der Angefallene war zurückgetaumelt. Der australische Riese hatte sich prüfend im Kreise herumgedreht, ob vielleicht noch jemand ein Tänzlein wagen wolle. Da das Resultat für ihn befriedigend ausgefallen war, hatte er sich zum Gehen gewandt und sich mit seinen Begleitern in ein berüchtigtes Haus in der Kotzengasse begeben, das nach einem ehemaligen Besitzer, dessen Namen ähnlich klang, das Haus des „Hamlet, Prinzen von Damen-Mark", genannt wird. Wir aber waren unseres Weges ins Café gegangen, wo wir gegenseitig unseren Haß gegen Tom Jackson nährten.

„Alle Ringkämpfer werden ohnmächtig, wenn der Jackson mit ihnen ringt, so eine Kraft hat der Kerl", wußte der eine.

„Der eine Sieg wurde ihm nicht gerechnet, weil er zu brutal gerungen hatte", berichtete der andere.

„So ein Mensch sollte einen Waffenpaß für seine Hände haben", brüllte ein Sozialreformer aus unserem Kreis.

„Du hättest dabeisein sollen", rief einer über die Kaffeehaustische dem buckligen Vinzenz zu, der blaß und schwächlich in der Ecke saß, „du hättest ihn erschlagen."

Die Stimmung will sich eben ins Lustige wenden. Da plötzlich wird es totenstill. Der ungeheure Australier kommt in den Saal. Er erblickt uns und mißt uns mit wilden Augen. Dann setzt er sich breitspurig uns gerade gegenüber. Einer von seinen Begleitern kommt zu unserem Tisch und will seine Unschuld an Jacksons Gewalttat klarlegen. Aber Robert G. brennt der ungesühnte Schlag, den sein Freund Max erhalten hat, noch im Gesicht. „Schau, daß du weiterkommst, du Sauhund", schreit er den Parlamentär an. Da erhebt sich der Champion in ganzer Größe von seinem Sitz. Seine Augen glänzen tierisch. Alle im Saal sind entsetzt aufgesprungen. Was wird geschehen? Einer aus der Gesellschaft des Meisterringers will ihn beruhigen, aber Tom Jackson schiebt ihn mit einem Finger weit aus dem Weg und steht etwa zwei Schritte vor Robert, der krampfhaft an seiner Virginia zieht.

„Who is a Sauhund?" fragt er, und ohne die Antwort abzuwarten, packt er den armen Robert beim Westenausschnitt und zieht den Burschen an sich, damit er sich nicht näher zu ihm bemühen müsse. Und berührt ihm mit den fünf Fingern, die er tatzenartig zusammengeschlossen hat, gerade oberhalb des rechten Auges die Stirne. Im Nu schwillt die Stelle blutunterlaufen an. Robert will auf ihn zu, aber wir halten ihn vor diesem Selbstmordbeginnen zurück.

„Sie dürfen ihn nicht schlagen, Sie sind nicht in Australien", teilte ich Tom Jackson mit, der noch immer an unserem Tische steht. Jetzt wendete er sich zu mir. Aber der lange Karl, der viele Jahre im Café Technik als Nachtportier eine Vertrauensstellung genoß, stellt sich zwischen mich und den Riesen hin und mißt ihn mit den Augen. Karls Dulcinea versucht ihn fortzuzerren. „Laß mich", herrscht er sie an, „vielleicht werde ich vor dem Kerl nicht auf den Bauch fallen." (Er sagt das in etwas anderen Worten.) Aber schließlich

läßt sich Karl doch wieder zu seinem Platz zerren, bevor er einen Denkzettel von dem Riesen in Empfang genommen hat. Robert hat den Saal verlassen, um die Wache zu holen.

Tom Jackson setzt sich schnaubend wieder zu seinem Platz. Wird er wieder aufspringen, wird er der Polizei folgen, wird er an Robert nochmals Rache nehmen? Eine Erregung sondergleichen hat rings den ganzen Saal gepackt.

Schließlich zahlt die Gesellschaft Jacksons und bricht auf. Vor der Kaffeehaustüre tritt der Polizist Čada – er ist um vier Köpfe kleiner als der Champion – auf diesen zu. Ohne viel Worte der Widerrede geht der Australier auf die Wachstube. Dort gibt er seine Personalien an: Tom Jackson, geboren 1870 in Wellington (Neuseeland), derzeit in Karolinental, Viaduktgasse 3, bei Frau Sejk.

„Ich habe ihn nicht geschlagen", wiederholt er unaufhörlich den Wachleuten, die auf die Kunde von dem Besuch des hohen Gastes von den Cavalets aufgesprungen und in die Wachstube geeilt sind, „ich habe ihn nicht geschlagen. Wenn ich ihn geschlagen hätte, läge er ja tot am Boden." Die Wachleute, denen ich dieses Argument übersetze, nicken intensiv mit dem Kopf. Es ist allerdings ein unwiderleglicher Beweisgrund.

Wir verlassen die Wachstube, aber Tom Jackson muß noch dableiben, „damit sichergestellt werde, ob die Angaben des Vorgeführten auf Richtigkeit beruhen". In Wirklichkeit will der Wachkommandant wohl nur in unserem Interesse vermeiden, daß er gleichzeitig mit uns das Lokal verlasse. Der Hüne ist verzweifelt auf einen Sessel gesunken.

„I must rest here – ich muß hierblieben?" fragt er ganz verstört.

Niemand versteht ihn. Da drehe ich mich um und tröste ihn: „Only for a few minutes – nur für wenige Minuten."

Aller Brutalität, die er gegen uns angewendet hat, ist vergessen. Er sitzt so hilflos da wie ein großes Kind und tut uns leid.

TOM JACKSON SCHREIBT

Der Ringkämpfer Tom Jackson sendet uns eine gelungene Zuschrift, die freilich – nach dem von Jackson kürzlich bewiesenen Mangel an Kenntnis der deutschen Sprache zu schließen – unter

dem Beistande eines deutschen Kollegen zustande gekommen sein dürfte. Sie lautet:

Sie haben mich, dear Sir, in Ihren zwei letzten Zeitungsnummern sehr mitgenommen, und das geschätzte Prager Publikum, welche diese articles betreffs meiner „Would-be"-Verhaftung gelesen, muß ja denken, daß ich ein wahrer Unmensch, ja so eine Art Barbar bin. Ich will hiermit nur betonen, daß dies nicht der Fall ist und daß ich mich im öffentlichen Leben als ein „perfect gentleman" zu betragen weiß, denn mein seliger Vater, der Schiffskapitän war, hat mir eine gute Erziehung zuteil werden lassen. Ich wundere mich sogar manchmal, daß unter seiner vortrefflichen Leitung nichts Besseres aus mir geworden ist. Nein, dear sir reporter, trotz meiner zwei Meter Länge und meiner 149 Kilos bin ich ein gemütlicher Mensch im Privatleben und bedauere es sogar manchmal, daß ich nicht um 30 Zentimeter kleiner bin. In dem Fall würde ich sicher nicht soviel Aufsehen erregen und hätten Sie meinen Ausflug nach dem von Ihnen genannten Hause, wo es berüchtigt sein soll, nicht so leicht kontrollieren können. Sie sehen, sich fortwährend „Riese" titulieren zu lassen, hat seine Licht- und Schattenseiten. Manchmal möchte ich mit Ihren 140 Pfund und 1,65 Meter gerne tauschen.

Sehr richtig haben Sie bemerkt, daß ich niemand schlagen wollte. Der betreffende Herr hat mich beleidigt, und da habe ich eben meine Visitkarte abgegeben. Zwar sagte einer der vortrefflichen Schutzleute auf der Polizeiwache, daß dies „a Schmarren" wäre, aber der gute Mann verstand eben meine Muttersprache nicht.

Beim Ringen packe ich eben zu, so gut ich kann, weil es um die „Wurst" geht, und habe auch die Absicht, dies weiter zu tun. Die anderen Ringer sind auch nicht von „Pappe", wenn sie auch keine 7 Fuß groß sind wie ich, und nehmen auch keine Rücksicht, wenn sie mir eins auswischen können.

So, da habe ich mich zum Schriftsteller entwickelt; eine ungeheuere und anstrengende Arbeit für mich. I don't like this business. Teilen Sie bitte Ihrem Leserkreise in kurzem mit, was ich Ihnen sagen wollte, damit man mich im Varieté nicht allzu schief ansehe und zuviel mit faulen Eiern werfe. Im voraus mein bester Dank.

Falls Sie mal Boxunterricht haben wollen, so stehe ich zur Verfügung, morgens von 11 bis 1 Uhr. (In der Lebensversicherung sind Sie ja?) Meine beste Hochachtung

Yours truly
Tom Jackson
Champion of Australia, Newseeland
und umliegende Dörfer

Unter dem Schreiben befand sich eine daktyloskopische Riesenspur des australischen Ringerdaumens nebst folgender Randbemerkung: „Dies ist mein Fingerabdruck, damit, wenn was in Prag geschieht, Sie kontrollieren können, daß ich nicht dabei verwickelt war!"

DIE SCHITTKAUER MÜHLEN IN FLAMMEN

Das Firmament über Prag war gestern abends von blutigem Rot überdacht, und die Feuerwehren, die von allen Seiten die Straßen durchfuhren, trugen dazu bei, die Aufregung in der Stadt zu erhöhen. Es wurde schnell bekannt, daß die alte Schittkauer Mühle, die gegenüber der Einmündung der Myslikgasse in den Riegerkai in der Moldau steht und mit der Sophieninsel durch einen Steindamm verbunden ist, in Flammen stehe. Im Nu hatten sich auf dem Riegerkai und auf dem Palackykai viele Hunderte von Neugierigen angesammelt, um das Emporschlagen der Flammen aus dem brennenden Gebäude in der Moldau und die aufgeregte Tätigkeit der Feuerwehrleute zu schauen, deren Silhouetten sich scharf von dem brennenden und glimmenden Gebälk abhoben.

Das brennende Objekt

Das Gebäude, das gestern bis auf den Grund niederbrannte, ist das Haus Nr. 2 der Schittkauer (ehemals Schipekschen) Mühlen und ist das älteste und am weitesten vom Ufer entfernte dieser Häusergruppe. Die Gruppe besteht aus fünf Gebäuden, und zwar: Am Ufer selbst befindet sich die ehemalige Vavrasche Mühle, die gegenwärtig dem tschechischen Nationaltheater als Magazin dient, unmit-

telbar gegenüber der Myslikgasse. Dahinter befindet sich, vom Ufer durch eine Brücke verbunden, das Wasserwerk und der Wasserturm der Oberen Neustadt (der höchste Wasserturm Prags), der im Jahre 1489 im Renaissancestil erbaut wurde und mit seiner riesigen, in letzter Zeit stark geneigten Kuppel in Zwiebelform eines der Wahrzeichen Prags darstellt. Rechts von dem Turm befindet sich die Kopeckysche Mühle, links hinter dem Turm ein einstöckiges Bedientenhaus des Wasserwerkes, das von einer mit mächtigen Kastanienbäumen bepflanzten Rampe umgeben ist – ein romantischer Winkel von intimstem Reiz, um dessen Erhaltung oft, zuletzt anläßlich des Projektes der neuen Brücke nach Smichow (in der Verlängerung der Myslikgasse), große Debatten abgewickelt wurden. Hinter diesem Beamtenhäuschen, noch etwas gegen die Sophieninsel zu, steht die eigentliche Schittkauer Mühle, die gegenwärtig nicht mehr als Mühle verwendet wird, sondern in der jetzt die Maschinengießerei und Metallwarenfabrik „Gebrüder Trnka" untergebracht ist. Dieses Gebäude ist einstöckig. In den ebenerdigen Lokalitäten befindet sich die Gießerei für Bierdruckapparate, die Kesselschmiede, das Magazin und der Trockenraum und im ersten Stockwerke die übrigen Werkstätten. Am Boden befinden sich Modellräume. Dieses Gebäude ist nur vom Riegerkai durch die Brücke zu erreichen, die an dem Turme vorbeiführt; von der Sophieninsel ist das Gebäude nicht zu erreichen, da dazwischen auf der Insel ein Proberaum des Nationaltheaters steht.

Die Entdeckung des Brandes

In der ebenerdigen Gießerei wird täglich bis vier Uhr gearbeitet. Die Arbeiter verließen zu dieser Zeit das Gebäude, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken, worauf die Werkstätten abgeschlossen wurden. Nur ein großer schwarzer Hund, der als Wächter vor Dieben dient und der seit seiner Geburt das Gebäude niemals verlassen hat, blieb dort, wie immer, als der einzige Bewohner des Moldauhauses zurück. Knapp nach sechs Uhr sah der Pumpenwärter Havliček, der im Hause des Wasserwerkes wohnt, einen grellen Lichtschein durch das Bodenfenster des Trnkaschen Objektes dringen. Havliček eilte über die Brücke auf die Steinmauer, als plötzlich das erste Fenster barst und ein roter Funkenregen in den dunklen Garten auf der

Rampe herabsprühte. Erschrocken prallte der Wärter zurück, ergriff eine Axt und spaltete die Türe, die in das Gebäude führt. Rauch und roter Feuerschein erfüllte das Stiegenhaus. Auf der hölzernen Stiege, die von der Werkstätte zu den Lagerräumen führt, war aus bisher unbekannter Ursache der Brand entstanden. Ehe noch der Wärter, der als erster das Feuer entdeckt hatte, das Haus verlassen hatte, stieg schon eine mächtige Feuersäule zum Himmel empor, die weithin den Brand verkündete.

Die Tätigkeit der Feuerwehren

Die Feuerapparate wurden sofort in Bewegung gesetzt, und wenige Minuten darauf rasselten von allen Seiten die Wehren Prags und der Vorstädte herbei und bahnten sich mit schrillem Trompetenton durch die Menschenmassen, die inzwischen die umgebenden Straßen füllten, ihren Weg. Im Laufschritt rückte ein großes Polizeiaufgebot heran, das die Mengen zurückdrängte, um für die Aufstellung der Feuerspritzen und für die Arbeit der Wehren freien Raum zu schaffen. Wasserschläuche wurden von den Wagen herabgeworfen, zwanzig und hundert Hände faßten zu, der schrille Pfiff der Dampfspritze ertönte mit einem Male, und schon ergossen sich in mächtigen Strahlen Wassermassen auf das brennende Objekt. Vor allem galt es, den Brand, der besonders die Dekorationsräume des Theaters wegen ihrer großen Feuergefährlichkeit bedrohte, und Wohnungen, die nur etwa zehn Meter vom Brandplatze entfernt waren, vor dem Feuer zu sichern. Die erschrockenen Bewohner hatten bereits mit Hilfe der Feuerwehrmänner die zunächst gelegenen Zimmer, deren Fenster durch die Glut gesprungen waren, geräumt und alle Anstalten getroffen, um ihre gefährdeten Wohnungen zu verlassen. Vor dem Wohnhause liegt eine bis in die Höhe des ersten Stockwerkes reichende Terrasse, an die das Dach des Trnkaschen Gebäudes anstößt. Von dort bemühten sich die Feuerwehren zuerst, das Feuer einzudämmen.

Für das brennende Holzlager war keine Rettung. Wie auf einem Köhlerhaufen glühten die Dachsparren, und die Flammen fraßen wütend das alte Fachwerk, während das trockene Holzmaterial dem Feuer immer neuen Stoff gab. Wild zuckten um den mächtigen Turmbau, der noch schwärzer als sonst in den Himmel ragte, die

Flammen, und wie aus dem Rachen eines Märchenungeheuers sprühte der Funkenregen auf das silbergraue Eis am Moldauufer und auf die schrägen Holzblöcke, die das Haus vor Eisblöcken schützen sollten, das Haus, das jetzt durch ein anderes Element vernichtet wurde.

Indessen arbeiteten die Feuerwehrmänner unermüdlich. Durch Rauch und Flammen drangen sie in das Innere des Gebäudes, und bis auf den Herd des Feuers richteten sie ihre Wasserstrahlen, die zischend und tötend niederprasselten. Noch war die Gefahr nicht abgewendet. In den daneben liegenden Häusern rannten in wilder Verzweiflung Frauen und Kinder umher, während die Gattin des Besitzers, Frau Trnka, vor Schrecken ohnmächtig auf den Steinfliesen lag. Polizeiarzt Dr. Kalmus bemühte sich um sie, und es gelang ihm, die Bewußtlose ins Leben zurückzurufen und sie zu beruhigen. Die Möbelstücke und Einrichtungsstücke der bedrohten Objekte wurden im Stiegenhaus des Wasserwerkes deponiert.

Langsam wich das Element zurück vor dem Ansturm der schützenden Feuerwehren. Das ausgebrannte Dach wurde schwarz, während darunter kleine Flämmchen das Zerstörungswerk fortsetzten. Die Gefahr für die Umgebung war beseitigt, und es blieb nur noch die Aufgabe übrig, den Brand zu löschen und die Ruinen vor dem Zusammensturze zu bewahren. Da klang aus einem ebenerdigen Raum neben den Stiegen das Wimmern eines Hundes.

Es war der treue Wächter des Hauses, zu dessen Lager der stickende Rauch gedrungen war. Sein wütendes Bellen war unbemerkt geblieben, jetzt drang ein Feuerwehrmann zu ihm und befreite das halb betäubte Tier aus seiner bedrohten Lage. Willig ließ sich der Hund, den sonst niemand berühren durfte, auf den Armen heraustragen. Sein schwarzes Fell war halb versengt, und traurig blickten die Augen. Erschrocken eilte ein Werkmeister herbei, um vor dem bissigen Tiere zu warnen. Es rührte sich aber nicht und wurde auf dem Rocke eines Feuerwehrmannes gebettet.

Der Brand war indessen gänzlich eingedämmt; die Feuerwehren der Vororte rückten vom Brandplatze ab, und ein glühender Schutthaufen, aus dem ab und zu eine raucherstickte Flamme schlug, sank langsam in sich zusammen.

Der Schaden

Der angerichtete Schaden ist ein sehr bedeutender. In den Fabriksräumen sollen sich Maschinen und Apparate im Werte von 60000 Kronen befunden haben. Außerdem ist das ganze Haus, das aus Fachwerk bestand, wie erwähnt, vollständig niedergebrannt. Die Fabrik war bei der städtischen Versicherungsanstalt auf einen hohen Betrag versichert. Das niedergebrannte Gebäude war Eigentum der Prager Stadtgemeinde, von der es Herr Trnka gemietet hatte.

Am Brandplatze waren alle Feuerwehren aus den Stadtteilen Prags, ferner aus Weinberge, Smichow, Nusle und Koschiř erschienen. Ferner sah man: Polizeipräsidenten Křikava, Reg.-Rat Zerboni, Zentralinspektor Rehne mit den Oberinspektoren Klaus und Moučka, Bezirksleiter der Oberen Neustadt Oberkommissär Dr. Sklenička, Polizeiarzt Dr. Kalmus und viele andere Polizeibeamte, weiters Branddirektor kais. Rat Vejdělek und viele Stadtverordnete erschienen, die die Budgetsitzung im Rathause wegen des Brandes unterbrochen hatten, darunter Stadtrat Dr. Emler, der bekanntlich als Geschäftsleiter des Vereines „Alt-Prag“ wiederholt für die Erhaltung der Schittkauer Mühlen um deren romantischen Charakter willen öffentlich eingetreten ist. Auch vom Platzkommando waren mehrere Stabsoffiziere erschienen; sie erklärten sich bereit, die Bereitschaft des 11. Infanterie-Regiments aus der Albrechts-Kaserne im Laufschritt auf die Brandstätte zu entsenden, doch erwies sich dies als unnötig, da die Polizei beizeiten den Zugang zur Brandstätte vom Palackykai und vom Riegerkai sowie die zur Aufschwemme und zur Dampferhaltestelle führende Rampe durch Wachkordons abgesperrt hatte.

Um dreiviertel sieben Uhr war der Brand lokalisiert, und um halb acht Uhr konnten bereits die ersten Feuerwehren abfahren. Natürlich glimmten die Balken noch weiter, und es mußten die ganze Nacht Feuerwehrleute in dem brennenden Objekte arbeiten.

Ein Brand der Schittkauer Mühlen während des Dreißigjährigen Krieges

Die Häusergruppe der Schittkauer Mühle ist in der Zeit von 1858 bis 1868 zweimal vom Feuer heimgesucht worden. Historisch interessant aber ist eine Feuersbrunst, von der die Mühlen während des Dreißigjährigen Krieges heimgesucht worden sind. Im Jahre 1648, als die Schweden die Stadtteile am Moldauufer ein Vierteljahr lang unter Königswinter vergeblich belagerten, war der schon damals zweihundert Jahre alte Wasserturm der Oberen Neustadt von Smichow aus beschossen worden. Es gelang, den unteren Teil des Turmes vor den Flammen, die die Kuppel und den Dachstuhl ergriffen hatten, zu retten, aber die niederprasselnden Funken steckten die Mühlen in Brand und vernichteten sie.

EIN WITZ DES BETTLERS

Das Testament der imaginären Werte

Vor kurzem berichteten wir vom Tode einer Prager Straßentype, des unter dem Namen „Wilhelm von Prag" bekannten Bettlers Wilhelm Muneles. Er war von der Elektrischen in der Niklasstraße wuchtig zu Boden gestoßen worden und im Isr. Spital an den Folgen dieses Unfalles gestorben. In den zerfetzten Kleidern des Bettlers hatte man etwas Überraschendes gefunden: ein Testament. Darin hatte er dem Spital der Barmherzigen Brüder, in dem er wiederholt Unterkunft gefunden hatte, wenn er entkräftet auf der Straße zusammengesunken war, fünfhundert Kronen testiert, einer Pflegerin, die ihn dort von Zeit zu Zeit zu Reinlichkeit gezwungen hatte, zweihundert Kronen, der Sicherheitswache, die ihn oft wegen Bettelei oder Trunkenheit aufgegriffen und ihm ein willkommenes Asyl verschafft hatte, zweihundert Kronen und einem Polizisten, der ihn nicht weniger als hundertmal verhaftet hatte, hundert Kronen und der Familie, bei der er zuletzt im Hohlwege auf dem Hradschin gewohnt hatte, fünfundzwanzig Kronen.

Die Auffindung dieses Testamentes weckte Rührung – ein Bettler hatte in seinem Testament nicht bloß seiner Obdachgeber und seiner Wohltäter, sondern auch jener gedacht, denen er während seines

Lebens Ungelegenheiten gemacht hatte. Aber dieses Gefühl verflog sehr schnell, als man sicherstellte, daß er das Geld, über das er letztwillig verfügt hatte, überhaupt nicht besaß, daß es sich bloß um einen Witz des Bettlers gehandelt habe, da dessen ganzes Vermögen in vierzig Hellern bestand. „Wilhelm von Prag" hatte also noch nach seinem Tode den Menschen, mit denen er am meisten in Berührung gekommen war, ein Schnippchen schlagen und speziell seine Verfolger mit der Hahnenfeder noch tüchtig frotzeln wollen und noch über seinen Tod hinaus die ironische Großtuerei geübt, die er zu Lebzeiten durch das Tragen von Büchern und den erfundenen Hinweis auf seine schriftstellerische Tätigkeit dargetan hatte. Vielleicht aber war die Abfassung der imaginären Legate doch mehr als ein Witz. Vielleicht wollte er doch seine Dankbarkeit erweisen und wie irgendein anderer im Testamente seine Freunde bedenken. Daß er das Geld, über das er verfügte, gar nicht besaß – was liegt daran.

EIN RAUBMORD IN SMICHOW

In der Nacht von Ostermontag auf Mariä Verkündigung wurde in Smichow eine räuberische Bluttat verübt, die in der Umgebung der Mordstätte rasch die Feiertagsstimmung in Entsetzen verwandelte. Der mit einer Hacke durch vier tödliche Hiebe im Hofe seines Gasthauses „Zum Löwen" niedergestreckte Wenzel Jelinek war eine im Smichower Volke sehr bekannte Persönlichkeit gewesen, weshalb die ohnedies mit kaltblütiger Roheit verübte Tat noch größeres Aufsehen hervorrief. Wir erfahren über den Vorfall:

Der Schauplatz der Tat

Im Hause Nr. 310 in Smichow hatte der Gastwirt Wenzel Jelinek das Gasthaus „Zum Löwen" inne, zu dem der Eingang im Winter bloß von der Komenskygasse aus führt, während sich der Garten bis zu der parallel verlaufenden Palackystraße erstreckt, wo er durch eine niedrige, mit Plakaten beklebte Mauer von der Straße getrennt ist. Zwischen dem Gastlokale und dem Garten befindet sich ein kleiner Hof. Von diesem Hofe aus führt die Stiege zu Jelineks Wohnung, neben der Stiege liegt ebenerdig die Wohnung eines

Bierführers Měchura, deren Fenster auf den Hof hinausführt. Die eine Längsseite des Gartens bildet eine Glasveranda, die offensteht und die von einem Dilettantenverein benützt wird; am oberen Ende dieser Veranda ist eine Bühne samt Souffleurkasten erhöht, die Kulissen und Latten pflegen nahe der Mauer im Garten zu liegen. Die jenseitige Grenze bildet eine Bretterwand – der Flur des Nachbarhauses –, die in den Hof des Hauses Nr. 310 mündet, so daß dieses ein Durchhaus aus der Palackystraße in die Komenskysträße darstellt; das Tor des Nachbarhauses ist aber abends gesperrt. Das Tor in der Komenskystraße pflegte Jelinek um zwölf Uhr nachts zu sperren.

Der Überfall

Dies tat er auch gestern nachts und begab sich dann in das Gastlokal zurück. wo er mit seinem Kellner die Rechnung machte. Um halb ein Uhr nachts war diese beendet, Jelinek gab das Geld – zirka 100 bis 150 K – in einen drahtgeflochtenen Geldkorb, auf dem sich ein für die Geldsorten dreifach geteilter Deckel befindet, wickelte ihn in eine Serviette ein und sperrte dann das Gasthaus von außen ab. Dann begab er sich mit dem Kellner zur Haustüre in der Komenskystraße, öffnete diese und entließ den Kellner nach Hause, wieder hinter ihm absperrend. Dann ging er durch die Flur in der Richtung zu seiner Wohnung. An der Stelle, wo die Hausflur in den Hof mündet, sprang nun aus der Dunkelheit ein Mann von rückwärts auf ihn zu und versetzte ihm mit der scharfen Seite einer Hacke einen Hieb auf den Hinterkopf. Jelinek fiel an die Wand – an deren Blutspuren dies erkenntlich ist –, raffte sich aber dann auf und wankte, obwohl er tödlich getroffen war, drei Schritte in der Richtung gegen seine Wohnung weiter. Hier in der Mitte des Hofes, wo sich ein Kanal befindet, versetzte ihm der Täter drei weitere Hiebe mit der Axt. Jelinek taumelte zurück und blieb an der Stelle, wo er den ersten Hieb empfangen hatte, leblos liegen.

Raub und Flucht

Der Täter wickelte nun die um die Kassette gewundene, vollkommen mit Blut befleckte Serviette auf, knöpfte dem bewußtlos Daliegenden den Rock auf und entnahm diesem ein Notizbuch und entfloh dann mit der Kassette in der Richtung zum Garten. Das Vorhängeschloß der vom Hof in den Garten führenden Gartentüre erbrach er mit der Hacke, legte dann die Hacke im Hofe nieder, begab sich in den Garten bis zur Mauer an der Palackystraße. Hier nahm er eine der – wie erwähnt – auf dem Boden liegenden Kulissenlatten, legte sie hart an dem Nachbarhause an die Mauer an und kletterte auf ihr auf die Mauer. Von dieser konnte er leicht in die Palackystraße hinunterspringen.

Beim Aufheben der Latte dürfte ihm die geraubte Kassette hinderlich gewesen sein, er warf sie daher weg. Man fand sie samt zwei Zweihellerstücken später an der Mauer. Außerdem fand man neben dem Körper Jelineks die Kerze, die er in der Hand gehalten hatte. In den Hosentaschen Jelineks fand man zwei Rollen mit Silbergeld, die dem Mörder entgangen waren.

Die Entdeckung der Bluttat

Gegen ein Uhr nachts erschien der Bierführer Měchura aufgeregt bei einem in der Smichower Hauptstraße postierten Polizisten und machte ihn darauf aufmerksam, daß im Hofe des Hauses ein Mann liege – wahrscheinlich ein Betrunkener. Dessen Röcheln habe ihn aus dem Schlafe geweckt. Der Polizist begab sich nun in das Haus Nr. 310, wo man an den ungeheuren Blutlachen und an den Verletzungen des Bewußtlosen sofort erkannte, daß sich hier ein Unglück ereignet habe. Der nächste Moment belehrte darüber, daß ein Verbrechen vorliege, und jetzt wurden die Polizeibeamten alarmiert. Noch in der Nacht erschienen Polizeirat Protiwenski, Kommissär Knotek und Direktor Wejřik vom Sicherheitsdepartement mit Detektivs und der Bezirksleiter von Smichow Polizeirat Habersberger mit Wachleuten am Tatort. Hier hatten inzwischen die Tochter Jelineks und die übrigen Hausbewohner mit Wasser, das Frau Měchura mit einer ihr gehörigen Milchkanne aus der Pumpe schöpfte, den Schwerverletzten abzuwaschen und zum Bewußtsein

zu bringen versucht. Dies gelang nicht. Polizeiarzt Dr. Brejcha ließ nach Anlegung eines Verbandes den Überfallenen mittels Ambulanzwagens der Smichower Rettungsstation in das Allgemeine Krankenhaus auf die deutsche chirurgische Klinik Prof. Schloffers überführen. Trotz aller Bemühung konnte es nicht einmal gelingen, den Unglücklichen zum Bewußtsein zu bringen. Um dreiviertel sieben Uhr abends erlag er nach achtzehnstündigem Todeskampfe seinen furchtbaren Verletzungen. Die Leiche wurde behufs Vornahme der gerichtlichen Obduktion in das Pathologische Institut geschafft.

Die Erhebungen

Polizeihund „Rolf", der gleichfalls sofort an den Tatort gebracht worden war, stöberte im Augenblick die zur Gartentüre führende Spur auf und verfolgte sie schnurstracks durch den Garten bis zu der an die Mauer angelehnten Kulissenlatte. In der Palackystraße aber, die auch während der Nacht sehr stark frequentiert wird, konnte er die Spur nicht wieder auffinden. Auch sonst fand sich keine wichtige Spur. Es fiel bloß auf, daß der Souffleurkasten der Liebhaberbühne in der Gartenveranda umgeworfen war. Frau Jelinek und die Bediensteten behaupten, daß er am Abend noch ordnungsgemäß an seinem Platze gestanden sei. Es wäre nun möglich, daß sich der Mörder vor der Sperrstunde des Hauses an oder nach seinem Verlassen des Gasthauses im Souffleurkasten versteckt gehalten und erst später in den Hof begeben habe. Dagegen scheint allerdings der Umstand zu sprechen, daß die Gartentüre in den Hof vom Hof aus mit der Hacke erbrochen worden ist und – wie es scheint – erst nach der Tat, wie daraus zu schließen ist, daß der Täter die Hacke hart an der Gartentüre wegwarf. Gegen diese Annahme spricht wiederum die Unwahrscheinlichkeit, daß der Täter im Hofe gelauert hätte, ohne sich den Weg zur Flucht vorzubereiten.

Ein Gummiabsatz, alt und abgetreten, wurde in der Nähe der Kulissen gefunden und in Verwahrung genommen – ob er dem Täter gehörte, ist freilich noch durch nichts erwiesen.

Nächst der Auffindungsstelle der Kassette lagen Papierschnitzel – Reste eines zerrissenen Kuverts mit der Stampiglie „K. k. Evidenzhaltung des Steuerkatasters Smichow" als Umschrift des Reichs-

adlers. Die Adresse des Kuverts ist gedruckt und lautet an die k. k. Steuerdirektion in Smichow.

Am Morgen wurden sofort die Verhöre aufgenommen. Naturgemäß wurde zunächst der Entdecker der Tat, der seit drei Jahren stellungslose Bierverfrächter Měchura, einvernommen. Als Detektivinspektor Binder in der Wohnung Měchuras erschien, befand sich gerade der vierundzwanzig Jahre alte Schneidergehilfe Janda bei ihm, der im Nachbarhause wohnt und mit Měchura bis spät nachts im Gasthause „Zum Löwen“ gewesen war. So wurde auch Janda vorgeladen. Beim Besuche des Detektivinspektors fiel diesem auf, daß das Lavoir in der Wohnung Měchuras blutig sei. Frau Měchura klärte dies sofort damit auf, daß sie bei der Hilfeleistung an Jelinek diesen mit dem Lavoir abgewaschen habe. Hingegen gibt die Tochter Jelineks an, daß bei der Hifeleistung kein Lavoir, sondern nur eine Milchkanne verwendet worden sei. Im übrigen scheinen keine zwingenden Verdachtsmomente gegen Měchura vorzuliegen. Wohl hätte er die Flucht in die Palackystraße fingieren können, aber dann hätte er wohl die Latte vorher an die Mauer angelegt und nicht erst nach der Tat; und daß dies nach der Tat geschah, geht aus der Auffindung der Kassette bei den Kulissen hervor. Einer zu Irreführungszwecken vollführten wirklichen Flucht in die Palackystraße und einer Rückkehr in die Wohnung hätte er sich erst recht nicht aussetzen dürfen, da man ihn leicht hätte bemerken können. Měchura gibt an, daß er bis elf Uhr im Gasthaus „Zum Löwen“ gesessen und dann direkt schlafen gegangen sei. Auf dem Hofe habe er – bevor er das Röcheln vernahm – nichts Verdächtiges gehört.

Der Schneidergehilfe Janda ist gleichfalls bis elf Uhr im Jelinekschen Gasthause gewesen. Er gibt an, daß ihm ein fremder junger Bursche aufgefallen sei, der in das Gasthaus gekommen sei und sich darin verdächtig umgeblickt habe. Der Fremde habe sich, ohne etwas zu sich zu nehmen, gleich entfernt, nachdem er den Kellner etwas gefragt hatte. Der Kellner, der sofort einvernommen wurde, stellt entschieden in Abrede, von einem fremden Mann etwas gefragt worden zu sein.

Diese Widersprüche waren naturgemäß einen Augenblick lang auffallend, aber da sich herausstellte, daß die beiden Männer nicht im geringsten verdächtig werden können, so ist ersichtlich, daß es

sich sowohl bezüglich des Lavoirs als auch des fremden Mannes nur um Irrtümer handelt.

Jelinek, der das Gasthaus „Zum Löwen“ vor einem Jahre übernommen hatte, war früher Gastwirt in Koschirsch gewesen, und dort waren auch fragwürdige Exemplare der Koschirscher Bevölkerung seine Gäste gewesen. Einige haben dem Wirt auch bis nach Smichow die Treue bewahrt, und es ist nicht unmöglich, daß es einer von diesen war, der ihn umgebracht hat. Jedenfalls muß der Täter mit den Verhältnissen im Jelinekschen Gasthause vertraut gewesen sein. Der Wirt pflegte nämlich nicht allein zu bedienen, besonders während des Gartengeschäftes im Sommer halfen ihm und dem Kellner beim Bedienen der Gäste auch seine Frau, seine ältere achtzehn Jahre alte Tochter und seine im Alter von siebzehn und sechzehn Jahren stehenden Söhne aus; die jüngste vierzehn Jahre alte Tochter war nie in der Gastwirtschaft tätig. Vor Mitternacht, wenn sich die Gästeschar lichtete, begaben sich die Familienangehörigen Jelineks in ihre Wohnung, und dieser schritt nach Geschäftsschluß mit der Tageskassa immer allein über den Hof nach Hause. Auf die Kenntnis dieser Tatsache hatte der Mörder seinen Plan aufgebaut.

Das Mordinstrument

Das Mordinstrument ist eine handgemachte, geschmiedete Hacke, die sehr scharf ist. Sowohl an der Schneide als auch an der breiten Schlagfläche findet sich viel Blut – woraus hervorgeht, daß die Hiebe mit beiden Seiten geführt worden sind. Der Stiel ist stark verbrannt, insbesondere am oberen, an den Stahl angrenzenden Teile ist das Holz ganz schwarz; an zwei Stellen weist das Holz des Stieles alte Sprünge auf. Das Beil dürfte eher aus einem Haushalte als aus einer Werkstätte stammen und zum Holzspalten und Kohlezerkleinern verwendet worden sein. Der Stiel ist 38 Zentimeter lang. Der Eisenteil verbreitert sich gegen die Schneide zu, wo er 9 Zentimeter mißt. Vom Rücken bis zur Schneide mißt das Beil 15,5 Zentimeter.

Die Nachforschungen nach der Provenienz dieses einzigen Corpus delicti werden eifrig gepflogen, und es wäre für die Polizei von entscheidender Wichtigkeit, über die Herkunft des Beiles einen Anhaltspunkt zu erhalten. Gegenstände, die der Mörder zu versetzen oder zu verkaufen versuchen könnte und die hiebei auf seine

Spur führen könnten, wurden ja nicht seine Beute, sondern nur Bargeld, und des für ihn wertlosen Notizbuchs, das schwarze Lederdeckel und Rotschnitt hatte, hat er sich wohl längst entledigt.

Kundmachung

An den Straßenecken wird heute eine Photographie des Beiles mit folgendem Begleittext affichiert werden:

„In der Nacht zum 25. März l. J. gegen halb ein Uhr früh hat ein unbekannter Täter im Hofe des Gasthauses ‚U lva' in Smichow, Komenskygasse Nr. 310, den Gastwirt Wenzel Jelinek, als dieser nach Geschäftsschluß das Lokal und die Haustüre abgesperrt hatte und sich mit dem Erlöse des Tages in seine an demselben Hofe gelegene Wohnung begeben wollte, überfallen, durch Beilhiebe auf den Kopf niedergeschlagen, um die Tageslosung von ungefähr 100 bis 150 K beraubt und ist flüchtig geworden. Außerdem hat der Täter dem Gastwirt aus der Brusttasche ein Notizbuch mit schwarzen Lederdeckeln und rotem Schnitt entwendet.

Die Provenienz des neben abgebildeten Beiles ist bisher unbekannt. Es ist geschmiedet, mißt vom Rücken bis zur Schneide 15,5 Zentimeter, die Schneide selbst ist 9 Zentimeter breit und scharf zugeschliffen. Der Stiel ist 38 Zentimeter lang, in der Nähe des Eisens stark abgebrannt und weist auch sonst stark abgebrannte Stellen auf.

Augenscheinlich hat zwischen dem Täter und seinem Opfer ein heftiger Kampf stattgefunden, und es ist nicht ausgeschlossen, daß der Täter mit Blut besudelt ist oder Kratzwunden aufweist.

Eine Personsbeschreibung des Täters fehlt.

Jedermann, der über den Täter, die Herkunft des Beiles oder den Verbleib des Vormerkbuches Aufschluß zu geben vermag, wolle hievon dem Sicherheits-Departement der k. k. Polizeidirektion Anzeige erstatten.

K. k. Polizeidirektion Prag."

Mit einer schrecklichen Bluttat endete das Osterfest. Der Mörder, der in der Ostermontagsnacht aus dem Hinterhalte den Gastwirt Wenzel Jelinek im Hofe des Löwenwirtshauses in Smichow mit vier furchtbaren Beilhieben zu Boden streckte und mit seiner Beute durch den Garten über die Plakatmauer in die Palackystraße entfloh, hat sich noch immer der Freiheit zu erfreuen. Noch ist kein Licht in das Dunkel der grausen Mordtat gedrungen, noch fahnden die Behörden, des Erfolges entratend, nach dem Täter. Das Opfer ist tot, und sein Mund kann nicht mehr gegen seinen Mörder zeugen.

Die Polizei hat die Nacht über ihre Suche nach dem Täter fortgesetzt und Streifungen durch Smichow, Koschirsch, Radlitz und zahlreiche Gastlokale unternommen. Dabei wurden 30 Personen verhaftet, die sämtlich eingehenden Verhören unterzogen wurden, ohne daß Verdachtsmomente sich ergaben, welche auf die Spur des Täters hätten führen können. Von Bedeutung ist nur die Aussage einer Zeugin, welche in der Nacht auf Dienstag zur fraglichen Stunde durch die Smichower Palackystraße ging und einen Mann sah, der gegen die Schwarzenbergstraße und dort in der Richtung des Smichower Bahnhofes floh. Die Nachforschungen konzentrieren sich nun auf dieses Individuum.

Auch wurden die Hausbewohner verhört, ihre Aussagen ergaben jedoch keinen weiteren Anhaltspunkt. Immerhin besteht weiter die Ansicht, daß es sich um eine mit den Ortsverhältnissen wohlvertraute Person handelt, die als Täter in Betracht kommt. Die Polizei forscht nach früheren Stammgästen des ermordeten Wirtes, die in seinem Gasthause in Koschirsch, das Jelinek früher innegehabt hatte, verkehrten.

Die Gerichtskommission

Heute um zehn Uhr vormittags fand sich auf dem Tatorte die Gerichtskommission ein, bestehend aus dem Staatsanwalte Sandmann und dem Untersuchungsrichter Hloušek, denen sich auch die Polizeiräte Protiwenski und Habersberger zugesellten. Die Gerichtskommission nahm einen Lokalaugenschein vor, der die bisher gemachten Beobachtungen bestätigte. An der Plakatmauer in der

Palackystraße, die der Mörder auf seiner Flucht überstieg, wurde ein eingerahmtes Plakat gefunden, dessen Bild zerrissen war. Der Mörder scheint auf der Flucht in den Rahmen hineingesprungen zu sein und dabei das Bild durchgerissen zu haben.

Vor der Stätte des Mordes stehen den ganzen Tag über zahlreiche Menschen, die eifrig diskutieren und mit Entsetzen nach den Fenstern der Wohnung blicken, aus der das laute Wehgeschrei und Weinen der Angehörigen des ermordeten Wirtes dringt. Ein Wachposten patrouilliert ständig um das Haus. Morgen wird die Obduktion der Leiche vorgenommen werden und Freitag das Begräbnis Jelineks vom Malwazinkafriedhofe aus stattfinden.

Für die Ermittlung des Mörders oder für die Lieferung solcher Anhaltspunkte, die zu der Ergreifung des Mörders führen, hat die k. k. Polizeidirektion eine Belohnung von 1000 Kronen ausgeschrieben. Alle auf die Mordtat bezüglichen Mitteilungen werden mit strengster Diskretion behandelt.

DER RAUBMORD IN SMICHOW

Suche nach Josef Litera

Am heutigen Tage wurden die Stammgäste des Löwenwirtshauses einvernommen, insbesondere natürlich jene Leute, die am Ostermontag dort gezecht hatten. Besondere Wichtigkeit scheint man den Aussagen eines neunzehnjährigen Selchergehilfen namens Josef Litera beizumessen, der bisher noch nicht ausfindig gemacht werden konnte. Es wurden daher umfassende Nachforschungen nach dem Verbleib dieses vermeintlich wichtigen Zeugen eingeleitet.

Josef Litera ist 1894 in Milowitz bei Jungbunzlau geboren und dorthin zuständig, gelernter Selchergehilfe, aber schon lange arbeitslos. Er hat ein rundes Gesicht mit Bartanflug, ist mittelgroß und mit grauem Überzieher oder hellem kurzem Raglan und hartem schwarzem Hut bekleidet.

Einige Anzeichen scheinen darauf hinzudeuten, daß der Mörder bei einem Lackierer oder Handschriftenmaler in Arbeit gestanden sein dürfte. Naturgemäß wurden in dieser Richtung eifrige Recherchen eingeleitet.

Heute um halb fünf Uhr begann im Deutschen Pathologischen Institut die Obduktion der Leiche des ermordeten Wenzel Jelinek. Die Obduktion wurde, nachdem die Leiche und ihre Wunden vom Polizeiphotographen Friedrich photographiert worden waren, vom Gerichtsarzt Dr. Kalmus und Dr. Marx im Beisein von Polizei- und Gerichtsbeamten vorgenommen.

DER RAUBMORD IN SMICHOW

Einen Raubmord aus dem Hinterhalt, wie es der vorgestrige ist, kennt die Prager Kriminalchronik der letzten Jahre nicht. Es hat sich bei den letzten Raubmorden immer um Fälle gehandelt, da die Täter sich unter verschiedenen Vorwänden in den Wohnungen oder Geschäften ihrer Opfer einfanden (Krtscher Mord, Magda Novotny oder Trafikantin Bartak) oder sie töteten, wenn sie sie unter einem Vorwande an irgendeinen abgelegenen Platz gelockt hatten (zum Beispiel Mord in den Schanzen). Diesmal aber stand der Mörder seinem Opfer nicht Auge in Auge gegenüber, hier hat er im Dunkel des Hofes zu nächtlicher Weile aufgelauert, um dann aus der Ecke auf den Ahnungslosen zuzuspringen und ihn von rückwärts mit Axthieben niederzustrecken. Dabei hat der Mörder seine beispiellos tierische Tat in ihren Einzelheiten wohl erwogen, seine Kenntnis der lokalen Verhältnisse und der Gewohnheiten des zum Opfer Ausersehenen kaltblütig ausnützend. Ein Mißlingen seines ruchlosen Planes war vollkommen ausgeschlossen.

Der Täter, dessen Person bisher noch nicht ausgeforscht werden konnte, hatte – wie die gestern vorgenommene Obduktion ergab – die Todesstreiche mit der Rückseite des Beiles geführt. Als der Getroffene zu Boden gesunken war, hatte er ihm mit einem letzten Hiebe des Bewußtseins beraubt und dann die Taschen des Wehrlosen ausgeleert. Ein vorsätzlicher Mord, mit Kaltblütigkeit und Grausamkeit ausgeführt.

Das Ergebnis der Obduktion

Gestern um halb fünf Uhr nachmittags wurde die Leiche des ermordeten Gastwirtes Jelinek im Deutschen Pathologischen Institut in Anwesenheit des Untersuchungsrichters Vavra von Polizeiarzt Dr. Kalmus unter Assistenz des Dr. Marx obduziert.

Dabei wurde festgestellt, daß der Ermordete fünf Hiebe erhalten hätte, die sämtlich nicht, wie ursprünglich angenommen, mit der Schneide des Beiles, sondern mit der stumpfen Rückseite ausgeführt worden waren. Zuerst dürfte Jelinek zwei Hiebe in den Hinterkopf und einen in die linke Ohrgegend erhalten haben. Als Jelinek zurücktaumelte, versetzte ihm der Mörder den tödlichen Hieb über das rechte Ohr und die Schläfe, der den Knochen zertrümmerte, ein Stück in der Größe von 4 × 6 Zentimeter herausschlug und das Gehirn schwer verletzte. Der letzte Hieb traf den Überfallenen über dem rechten Auge und zertrümmerte ebenfalls den Knochen. Von den fünf Beilhieben war die Verletzung an der rechten Schläfe absolut tödlich.

Außerdem wies die Leiche zwei Wunden am rechten Ellbogen auf, die sich Jelinek im Fallen zugefügt hat. Der Überfallene dürfte sich kaum gewehrt haben, da schon die ersten Hiebe geeignet waren, ihn zu betäuben. Allem Anschein nach hat also kein Kampf zwischen dem Mörder und seinem Opfer stattgefunden. Die mit großer Gewalt geführten Hiebe und die dadurch zugefügten Verletzungen deuten auch darauf hin, daß der Mörder nicht abgewehrt wurde.

Das Mordinstrument

Von großer Wichtigkeit für den Fortgang der Erhebungen und ihren Erfolg ist das in der Nähe des Tatortes aufgefundene Beil; die Polizei richtet deshalb ihr Augenmerk vor allem darauf, festzustellen, bei welchem Schmiede das Beil vor kurzem angeschweißt wurde. Die genaue Untersuchung des Beiles, das im Sicherheitsdepartement besichtigt werden kann, ergab nämlich, daß das Beil vor ungefähr einem Monate angeschweißt wurde. Diese Anschweißung reicht von der Schneide bis zum Stiel. Nach der Glätte der Schneide ist anzunehmen, daß das Beil von einem Handwerker zum Holzspalten oder zur Floßarbeit benützt wurde. Der Stiel ist so abgebraucht, daß

das Beil noch in letzter Zeit benützt worden sein dürfte. Das Sicherheitsdepartement richtet an alle Schmiede und Personen, die über den Besitzer des Beiles Auskunft geben können, das Ersuchen, sich zu melden.

Die Nachforschungen nach dem Täter

Die Polizei setzt mit allem Eifer die Nachforschungen nach dem vermutlichen Täter fort, ohne daß sie bisher zu einem Ziele führten. Besonders gelten die Erhebungen dem Verbleibe des neunzehn Jahre alten beschäftigungslosen Selchergehilfen Josef Litera, dessen Nationale und Personsbeschreibung wir im gestrigen Abendblatte mitgeteilt haben. Litera soll sich in Smichow und den umliegenden Vororten herumtreiben. So gelang es bisher nicht, seinen Aufenthaltsort auszuforschen, trotzdem sich die Polizei von seinen Aussagen eine gewisse Wichtigkeit verspricht.

Josef Litera ausgeforscht

Um acht Uhr abends wurde in einer Smichower Wohnung der als vermeintlicher Zeuge gesuchte Selchergehilfe Josef Litera ausgeforscht und auf das Sicherheitsdepartement der Polizei vorgeführt, wo er bis elf Uhr nachts verhört wurde. Über das Ergebnis des Verhöres wird nichts bekanntgegeben.

SELBSTMORD DES GENERALSTABSCHEFS REDL

Wien, 25. Mai. Der Generalstabschef des 8. Korps in Prag, Oberst Alfred Redl, hat heute nacht in einem Hotel der inneren Stadt durch einen Schuß in den Mund, wahrscheinlich in einem Anfalle von Geistesstörung, Selbstmord verübt. Er war gestern aus Prag hiehergekommen, hatte im Hotel Wohnung genommen und sich in sein Zimmer zurückgezogen. Heute früh wurde er von einem Offiziersdiener im Lehnstuhl liegend tot aufgefunden. Der Rechten war der Revolver entglitten, das Gesicht war mit Blut überströmt. Von dem Selbstmorde wurden sofort das Platzkommando und der Generalstab verständigt. Es fand sich vormittags eine militärische Kommis-

sion im Hotel ein, die den Tatbestand aufnahm, über das Motiv des Selbstmordes jedoch nichts ermitteln konnte. Oberst Redl hat aufopfernd gearbeitet, und es scheint, daß die Überanstrengung auf seinen Geist eingewirkt haben dürfte. Der Offizier soll an Schlaflosigkeit gelitten haben. Auch seine Nerven waren durch die Überanstrengung zerrüttet. In diesem Zustande soll er auch die Tat ausgeführt haben.

Oberst Alfred Redl war, wie uns aus Wien weiter gemeldet wird, Samstag aus Prag nach Wien gekommen, wohin ihn dienstliche Aufgaben führten. Gegen Abend zog er sich in sein Hotelzimmer zurück. Als er gestern früh das Zimmer nicht verließ, sah der Offiziersdiener nach seinem Herrn. Er fand ihn im Lehnstuhle tot auf. Der Oberst hatte sich eine Kugel in den Mund gejagt, die das Gehirn durchdrungen hatte und im Schädelknochen steckengeblieben war.

Oberst Redl war im Jahre 1887 als Leutnant ausgemustert worden und hat zuerst beim Inf.-Regiment Nr. 9 gedient, in welchem er Bataillonsadjutant war. Am 1. November 1890 wurde er Oberleutnant. Dann besuchte er die Kriegsschule, wurde dem Generalstab zugeteilt und als Offizier für besondere Verwendungen geführt. Im Jahre 1900 kam er in das Evidenzbureau des Generalstabes, 1905 wurde er Major und als solcher zum Generalstabschef der 13. Landwehr-Inf.-Division in Wien ernannt. 1909 avancierte er zum Oberstleutnant. Im selben Jahre wurde ihm der Orden der Eisernen Krone dritter Klasse verliehen.

In Prag war Oberst Redl erst wenige Monate Generalstabschef. Er war – im August v. J. zum Oberst befördert – an Stelle des am 18. September 1912 verstorbenen Obersten Wladislaw Stanoilovic v. Stanagora im Oktober v. J. zum Generalstabschef in Prag ernannt worden. Trotz der kurzen Dauer seiner Amtstätigkeit in Prag war er hier in militärischen Kreisen als tüchtiger, kenntnisreicher Offizier und liebenswürdiger Kamerad hoch geschätzt. Vor der größeren Öffentlichkeit erschien er wiederholt, wenn er in Spionageprozessen im Namen des Kriegsministeriums sein Votum abgab. Auch in der Prager Gesellschaft hatte er sich durch die Konzilianz seines Wesens und sein Entgegenkommen zahlreiche Wertschätzung erworben.

Gestern hat in Wien der Generalstabschef des 8. Korps Oberst Alfred Redl durch einen Schuß in den Mund seinem Leben ein Ende bereitet. Die Nachricht, die gestern mittags in Prag eintraf, hat in Prager militärischen Kreisen und unter der näheren Umgebung des Offiziers begreifliche Aufregung hervorgerufen. Oberst Redl war Samstag gegen sechs Uhr früh mit seinem Automobil in Begleitung seines Chauffeurs und seines Dieners nach Wien abgereist, um dort eine dienstliche Angelegenheit zu erledigen. Vor seiner Abreise schien er guter Dinge, gab dem zurückbleibenden zweiten Diener einige kleine Weisungen und versperrte seine Wohnung. Die Kameraden, die noch am Freitag abend mit ihm beisammen gewesen waren, hatten nicht die geringste Aufregung an dem stets heiteren und leutseligen Offizier bemerkt. Auch ließ kein Anzeichen vermuten, daß er bereits an die unselige Tat denke.

Um so überraschender wirkte die Todesbotschaft im Prager Korpskommando. Korpskommandant G. d. K. Baron Giesl ließ sich heute über das Geschehnis Bericht erstatten. Kurz darauf erschien Statthalter Fürst Thun im Korpskommando und stattete dem Korpskommandanten einen längeren Besuch ab, dessen Anlaß der Tod des Obersten Redl geboten hatte. Baron Giesl verfügte sofort die Durchsuchung des Arbeitszimmers des Generalstabschefs, um eventuelle Aufklärungen über das Motiv der Tat zu erhalten. Da die Schlüssel nicht zu finden waren, wurde ein Schlosser geholt, der den Schreibtisch in Anwesenheit des Korpskommandanten öffnete. Doch ergab sich kein Anhaltspunkt für den Selbstmord, es wurde kein Brief und keine Aufzeichnung gefunden.

Oberst Redl war es gelungen, sich in der kurzen Zeit seiner Prager Tätigkeit den Ruf eines außerordentlich befähigten Offiziers zu erringen. Er unternahm verschiedene Reformen, deren Ausführung glückte, die ihm aber gleichzeitig mancherlei Schwierigkeiten bereiteten. Vielleicht dürfte darin ein Grund für die nervösen Erscheinungen zu suchen sein, die als Motiv des Selbstmordes angegeben wurden.

Zu dem Selbstmorde des Generalstabschefs Obersten Redl wird uns aus Wien gemeldet: Samstag abends traf Oberst Redl in Beglei-

tung seines Offiziersburschen mittelst Automobils in Wien ein und nahm in einem Hotel der inneren Stadt Wohnung. Kurz nach seiner Ankunft verließ er, nachdem er einen Brief geschrieben und in den Postkasten geworfen hatte, wieder das Hotel. Vorher hatte er dem Offiziersburschen den Auftrag gegeben, ihn Sonntag früh zu wekken. Den Abend des Samstags verbrachte er zuerst in einem Gasthause in Gesellschaft zweier Offiziere, dann hielt er sich noch kurze Zeit in einem Kaffeehause auf und kehrte kurz nach Mitternacht in das Hotel zurück. Vermutlich gleich nach seinem Eintreffen im Hotel hat er, im Lehnstuhle sitzend, die Tat verübt. Im Hotel wurden keinerlei Aufzeichnungen gefunden, welche die Tat erklären könnten.

In Generalstabskreisen erklärt man, Oberst Redl habe als Generalstabschef des Prager Korps in der letzten Zeit eine Reihe schwerer und verantwortungsvoller Dienstarbeiten übernommen und durchgeführt und sei infolge dieser aufregenden Tätigkeit neurasthenisch geworden.

Bei dem Toten wurden mehr als 3000 Kronen Bargeld gefunden. Oberst Redl war siebenundvierzig Jahre alt und unvermählt. Er hat drei Brüder: der eine ist Ministerialsekretär, der zweite Oberstleutnant und der dritte Architekt.

FALSCHE GERÜCHTE

Gestern zirkulierten in vielen Kreisen über den Tod des Generalstabschefs Obersten Alfred Redl die verschiedenartigsten Gerüchte, die u. a. den Selbstmord mit einer Spionageaffäre in Zusammenhang bringen wollten. Wir haben sofort an maßgebende Persönlichkeiten Anfragen in dieser Richtung gestellt und von diesen die Aufklärung erhalten, daß diese Gerüchte vollständig haltlos sind und auch nicht die Spur einer Berechtigung besitzen. Wir wurden gleichzeitig mit dem Erhalt dieser Auskunft ersucht, jedwedes Gerücht auf das allerenergischeste zu dementieren und darauf hinzuweisen, daß sich Oberst Redl stets als befähigter und tadelloser Offizier erwiesen hat.

DER SELBSTMORD DES GENERALSTABSCHEFS REDL

Die noch immer unaufgeklärte Ursache des Selbstmordes, den der Generalstabschef des 8. Korps Oberst Alfred Redl in Wien verübt hat, hat zu sensationellen Gerüchten Anlaß gegeben, die trotz des energischesten Dementis nicht zur Ruhe kommen. Es verlautet immer deutlicher, daß eine Spionageaffäre zugunsten einer benachbarten Macht den begabten Offizier in den Tod getrieben hat. So unwahrscheinlich es klingt, daß der Tote bei seinem hohen Range, seiner außerordentlichen Fähigkeit und der sorgsamen Wahl, die bei der Besetzung eines so verantwortlichen Postens, wie es der Posten eines Generalstabschefs ist, vorwaltet, sich eines derartigen Verbrechens schuldig gemacht haben könnte, so haben doch der Besuch des Statthalters im Korpskommando sowie einige außergewöhnliche Maßnahmen, die getroffen wurden, den Gerüchten neue Nahrung gegeben. So wurden die Papiere des Toten, seine Wohnung und seine Habseligkeiten aufs sorgfältigste durchsucht und ein großer versiegelter Koffer aus der Wohnung entfernt und fortgeschafft. Trotzdem müssen die Gerüchte (die sich wohl auch darauf aufbauen, daß Oberst Redl, der Dezernent des Kriegsministeriums in großen Spionageprozessen war, mit jenen Kreisen in häufige Berührung kam, die das Spionagegeschäft betreiben) bei den außerordentlichen und unabsehbaren Folgen, die ihre Bestätigung haben müßte, mit größter Vorsicht aufgenommen werden. Es sei auch betont, daß von offizieller Seite mit aller Deutlichkeit jeder Zusammenhang des Selbstmordes mit einer Spionageangelegenheit bestritten wird. Die Wiener Reise des Korpskommandanten Baron Giesl, der im Kriegsministerium eine lange Unterredung hatte, steht mit dieser Angelegenheit in engstem Zusammenhange.

DER SELBSTMORD DES OBERSTEN REDL

Wien, 27. Mai (Privat).

Die „Zeit“ meldet: In Wien zirkulieren Gerüchte, daß der Oberst des Generalstabes Redl den Selbstmord verübte, weil er in eine Spionageaffäre verwickelt war. Die Offiziere, mit denen er kurz vor seinem Tode verkehrte, haben ihm das vorhandene schwer bela-

stende Material vorgehalten, und Oberst Redl zog es in Benützung der ihm gelassenen Frist vor, durch seinen Tod jeder weiteren Untersuchung auszuweichen. An offizieller Stelle beobachtet man große Reserve und gibt keine nähere Auskunft über die Richtigkeit dieser Gerüchte.

DER SELBSTMORD DES GENERALSTABSCHEFS REDL

Aus Wien wird uns zur Affäre Redl noch gemeldet: Der Verdacht gegen Redl entstand durch eine anonyme Anzeige, welche an das Prager Korpskommando erstattet wurde und in der mitgeteilt wurde, daß Oberst Redl mit Personen Umgang habe, von denen man wußte, daß sie mit einer fremden Macht in Verbindung stehen. Das gab die Veranlassung zur Überwachung Redls, und es wurde die Tatsache festgestellt, daß Redl mit verdächtigen Personen verkehre. Die Nachforschungen, die nach dem Tode Redls gepflogen wurden, sollen weiteres belastendes Material zutage gefördert haben. Korpskommandant von Giesl, der gestern früh in Wien eingetroffen ist, hatte nachmittags eine Besprechung im Kriegsministerium.

DER SELBSTMORD DES OBERSTEN REDL

Wien, 27. Mai (Privat).

Von anderer Seite wird uns berichtet: In Wiener Offizierskreisen wird der Selbstmord des Obersten Alfed Redl lebhaft unter großer Teilnahme besprochen. Über die Beweggründe der Tat ist man vollkommen im unklaren, und die Version, wonach der unglückliche Offizier im Moment geistiger Umnachtung Hand an sich gelegt habe, gilt als die wahrscheinlichste. Es wird erzählt, daß der Oberst in der letzten Zeit eine dienstliche Berufung nach Wien erhalten habe, um mit hohen Funktionären der Generalprokuratur und der Staatsanwaltschaft Besprechungen über eine Spionageaffäre abzuhalten, in der er seinerzeit, als er dem Evidenzbureau des Generalstabs angehörte, als Sachverständiger fungierte. Wenn das der Grund seiner Reise nach Wien war, so erscheint es einigermaßen

auffallend, daß er die weite Strecke von Prag nach Wien im Automobil zurücklegte, da doch diese Angelegenheit kaum so dringlich gewesen sein könnte.

Bei seiner Ankunft in einem Wiener Hotel wurde Oberst Redl bereits von drei Offizieren erwartet, die ihn in sein Zimmer begleiteten und längere Zeit mit ihm konferierten. Ob diese Besprechung dienstlichen oder privaten Charakter hatte, ob hiebei der Anlaß zur Reise des Obersten berührt wurde, ist nicht bekannt. Abends war Oberst Redl außerhalb des Hotels, und erst gegen Mitternacht kehrte er allein heim. Am Morgen wurde er erschossen aufgefunden. Er hatte sich aus einer Browningpistole eine Kugel in den Mund gejagt. Wie er in den Besitz der Waffe gekommen ist, erscheint bis jetzt nicht aufgeklärt, da er niemals einen Revolver bei sich zu tragen pflegte. Über den Zeitpunkt der Ausführung des Selbstmordes gibt ein offener Zettel Aufschluß, der nebst einigen Abschiedsworten die Zeitangabe „dreiviertel zwei Uhr" enthält. Außer einer größeren Geldsumme von 3000 Kronen wurden auf dem Tische auch zwei Abschiedsbriefe gefunden, von denen einer an den Bruder des Obersten, der zweite an den Korpskommandanten von Prag, General der Kavallerie Freiherrn v. Giesl, gerichtet waren. Der General ist gestern hier eingetroffen, und seine Anwesenheit in Wien hängt zweifellos mit dem Tode des Obersten zusammen. Wenn der Selbstmord des Obersten Redl nicht auf einen plötzlichen Entschluß zurückzuführen sein sollte, dann wäre es schwer einzusehen, warum er zur Ausführung des Selbstmordes nach Wien gereist sein sollte. Ob er hier Mitteilungen erhalten hat, die ihn zum Selbstmord veranlaßten, oder ob er, wie schon erwähnt, in einem Augenblick geistiger Umnachtung gehandelt hat, ist wohl nur seinen nächsten Freunden bekannt. Korpskommandant Baron Giesl hatte nachmittags eine Besprechung im Kriegsministerium.

DER SELBSTMORD DES GENERALSTABSCHEFS REDL

Das Leichenbegängnis

Wien, 28. Mai (Privat).

Heute um ein Uhr nachmittags hat vom Garnisonsspitale in der Sensengasse aus das Leichenbegängnis des Prager Generalstabschefs Obersten Alfred Redl, der durch Selbstmord geendet hat, stattgefunden.

Das Leichenbegängnis vollzog sich unter ungewöhnlichen äußeren Erscheinungen. Die Stunde der Einsegnung war geheimgehalten worden. Besonders auffallend aber ist der Umstand, daß ihr keine offiziellen Persönlichkeiten beiwohnten und daß kein militärischer Kondukt beigestellt worden war. Zehn Minuten vor ein Uhr brachten zwei Männer, darunter einer in Hemdärmeln, den Sarg mit dem Leichnam des Obersten und trugen ihn in die Kapelle des Garnisonsspitales. Dieser Vorgang erregte bei dem spärlich anwesenden Publikum großes Aufsehen. Es erfolgte sodann in der Kapelle die einfache Einsegnung, worauf der Sarg in einen zweispännigen einfachen Leichenwagen gehoben wurde. Während dieses Vorganges durfte niemand den Leichenhof betreten. Die Brüder und sonstigen Verwandten des Toten bestiegen die wartenden Wagen, worauf das Tor geöffnet wurde und der Leichenwagen sich in Bewegung setzte. Man sah im offenen Fourgon den mit einem schlichten Bartuche bedeckten Sarg.

Einige Kränze der dem Obersten nahestehenden Personen schmückten den Leichenwagen. Die Beerdigung erfolgte auf dem Zentralfriedhofe.

DER SELBSTMORD DES OBERSTEN REDL

Wegen sittlicher Verfehlungen und Spionage

Erklärung des Kriegsministeriums
Die Schuld des Toten

Wien, 29. Mai (Privat). Die zuerst von der „Bohemia" gemachte Mitteilung, daß der Selbstmord des Obersten Redl mit einer Spionageaffäre zusammenhänge, findet nunmehr ihre vollinhaltliche offizielle Bestätigung. Die „Militärische Rundschau", das Organ des Kriegsministeriums, schreibt in ihrer heutigen Abendausgabe:

In der Nacht vom Samstag, dem 24., auf Sonntag, den 25. d., hat der gewesene Oberst Redl durch Selbstmord geendet. Redl hat diese Tat vollführt, als man im Begriffe war, ihn folgender schwerer und außer Zweifel gestellten Verfehlungen zu überweisen:

1. Homosexuellen Verkehres, der ihn in finanzielle Schwierigkeiten brachte,
2. Verkauf reservater dienstlicher Behelfe an Agenten einer fremden Macht.

Die Beweggründe des Selbstmordes

Der Tod des Generalstabschefs Obersten Alfred Redl, der, wie bisher festgestellt werden konnte und aus dem Verhalten der zuständigen Behörden und seinem ruhmlosen Leichenbegängnisse geschlossen werden kann, in Zusammenhang mit einer Spionageaffäre steht, wird von anderer Seite auf eine strafbare Verfehlung zurückgeführt. Vor nicht zu langer Zeit hat nämlich ein Bursche Redls sich ins Wasser gestürzt und ist ertrunken. Dieser Selbstmord, der auf Beziehungen zwischen dem Offiziersdiener und Redl zurückzuführen sei, soll zu Erpressungen gegen Redl benützt worden sein, deren Opfer er wenigstens teilweise wurde.

Oberst Redl lebte als junger Offizier zur Erlernung der russischen Sprache längere Zeit im Kaukasus, wo er naturgemäß mit russischen Offizieren verkehrte. Während seiner Tätigkeit im Evidenzbüro des Kriegsministeriums wurde er als Oberstleutnant anläßlich der Annexionskrise nach Berlin geschickt. Bei seiner Abreise erhielt er vom deutschen Kaiser in Würdigung seiner Verdienste den preußischen

Kronenorden 2. Klasse und nach seiner Rückkehr nach Wien die Eiserne Krone 3. Klasse.

Oberst Redl war in Prag auch Leiter des Auskunftsbüros des Korpskommandos. Diese Institution dient denselben Zwecken wie das Evidenzbüro des Kriegsministeriums und brachte den Verkehr Redls mit Personen mit sich, die zu einer anonymen Anzeige Anlaß gaben.

Nach unverbürgten Nachrichten soll Redl ein Vermögen von zwei Millionen Kronen hinterlassen haben.

Redl in Wien

Wien, 29. Mai (Privat). Zu dem Selbstmorde des Generalstabschefs Oberst Redl erfahren wir folgende Details: Redls Reise nach Wien erfolgte über Aufforderung des Kriegsministeriums, doch hatte der Oberst keine Ahnung, was den Anlaß zu seiner Berufung bildete, da er wiederholt dienstlich nach Wien berufen wurde. Noch bevor er aber im Kriegsministerium erscheinen konnte, erhielt er im Hotel Klomser in der Herrengasse, wo er abgestiegen war, den Besuch dreier ihm befreundeter Offiziere. Der Inhalt der Unterredung mit diesen ist selbstverständlich ein großes Geheimnis. Tatsache ist, daß einer der drei Offiziere beim Weggehen seinen Browningrevolver im Hotelzimmer des Obersten zurückließ. Die drei Offiziere verließen das Zimmer Redls, blieben aber noch geraume Zeit im Flur des Hotels stehen. Wenige Minuten später ertönte ein Schuß, der im ganzen Hause hörbar war, worauf die Offiziere sich entfernten.

Interpellation im Abgeordnetenhause

Wien, 29. Mai. In der heutigen Sitzung des Abgeordnetenhauses brachten die Abg. Wilhelm Neumann und Gen. an den Landesverteidigungsminister folgende Interpellation ein:

Vor einigen Tagen hat sich ein Oberst des Generalstabskorps erschossen, und als Ursache seines Selbstmordes wurde Geistesstörung, hervorgerufen durch dienstliche Überanstrengung aus Anlaß der letzten Kriegsvorbereitung, angegeben. Da diese Begründung an sich nicht wahrscheinlich ist und der Selbstmord unter mysteriösen Begleitumständen, nämlich bald nach dem Besuche dreier Offiziere,

erfolgt sein soll, kamen Gerüchte in Umlauf und fanden auch in die Tagespresse Eingang, daß der aus dem Leben geschiedene Offizier, welcher wiederholt Vertrauensmann der österreichischen Heeresverwaltung in Spionageangelegenheiten war, selbst in eine Spionageangelegenheit verstrickt worden sei. Wir stellen daher die Anfragen:

Ist der Herr Landesverteidigungsminister bereit, über diesen Vorfall Aufklärungen zu geben?

1. Um die Ehre des toten Offiziers, wenn diese Gerüchte unberechtigt sein sollten, vor dem entstandenen Verdachte zu schützen;

2. um, wenn die Gerüchte auf Wahrheit beruhen sollten, auch die Ursachen darzulegen, welche zu einem so ungeheuerlichen Vorkommnis führen konnten.

Militärgerichtliche Untersuchung

Wie wir erfahren, ist in der Angelegenheit des Obersten Redl, mit deren Erhebungen sich das Korpskommando befaßt, auch eine militärgerichtliche Untersuchung im Zuge, deren Leitung der Hauptmann-Auditor Leopold Ritter v. Mayersbach innehat.

DER FALL DES OBERSTEN REDL

Das Kriegsministerium selber hat gesprochen. Nun ist alle Leisetreterei und Angstmeierei überflüssig; die zur Wahrung der militärischen Interessen berufenste Stelle hat selbst veranlaßt, daß die Schleier von diesem düsteren Geheimnis gehoben werden. Der Fall ist jetzt in seinen großen Zügen und Hauptmotiven klar, der furchtbare Druck weitschweifender Vermutungen ist um einiges erleichtert und der gefährlichen Geschwätzigkeit, der die traurige Tatsache in ihrer wahren Gestalt nie schrecklich genug ist, ein Riegel vorgeschoben. Dem Kriegsministerium ist für seinen gesunden Entschluß und für dessen soldatisch knappe und klare Durchführung zu danken.

Der Fall des Obersten Redl gehört wohl zu den bittersten Überraschungen, die der Öffentlichkeit dieses Staates beschieden sein konnten. Über die verräterischen Entgleisungen kleiner Subalterner, leichtsinniger junger Leute, verkommener Außenseiter des -

militärischen Ehrenstandes hat sich längst niemand mehr aufgeregt. Das sind vorübergehende und immer wieder auftauchende Übel, die auch den gesündesten Organismus nicht ganz verschonen. Auch in dem idealen Heere Deutschlands, dessen weithin leuchtende Vorzüge eben die begeisterte Soldatentreue und unerschütterliche Verläßlichkeit sind, haben sich solche Erscheinungen persönlicher Ehrlosigkeit nicht selten gefunden. Von Frankreich oder gar von Rußland ganz zu schweigen.

Hier aber handelte es sich nicht um einen gedrückten kleinen Menschen, der das Vertrauen von Vorgesetzten verräterisch mißbrauchte, um Schulden bezahlen und ein lustiges Leben führen zu können, sondern ein sehr Hochgestellter, der darüber zu wachen hatte, daß die heikelsten militärischen Geheimnisse bewahrt bleiben, hat diese Geheimnisse selber preisgegeben und sich so mit der Schmach des tückischesten Verrates am eigenen Vaterlande bedeckt. Ein fürchterlicher Fall, der unerklärlich wäre, wenn nicht das Staatsverbrechen in engem Zusammenhange stünde mit den vom Normalen abweichenden persönlichen Veranlagungen dieses Mannes. Es hat sich ja an vielen anderen Fällen von schwer erklärlichen Verbrechen schon gezeigt, daß einer, den seine Art und seine Leidenschaft auf den abseitigen Weg ungewöhnlichen Geschlechtsverkehres treiben, immer unrettbarer in die Schlingen von Verführern, Erpressern und verbrecherischen Mitschuldigen verstrickt wird.

Der Fall Redl ist der Fall eines abnormen Menschen. Das geht aus der Veröffentlichung des Kriegsministeriums und aus allen anderen Einzelheiten, die jetzt noch bekannt werden, hervor. Das gibt der Öffentlichkeit die tröstliche Versicherung, daß dieser Fall ein ganz vereinzelter ist und weit außerhalb der gewohnten Verhältnisse und Sitten unserer Armee liegt. Und die Schlußfolgerung, die aus dem Falle zu ziehen wäre, könnte nur die sein, daß auch der beste und gesündeste Organismus vor Zufallserkrankungen nicht vollkommen gesichert ist. Dieser abnorme Fall ist nicht geeignet, auf unsere ausgezeichnete Armee, die bei den Kennern aller Länder den ehrenvollsten Ruf hat, auch nur den leisesten dauernden Makel zu werfen. Ein bösartiges Geschwür ist aufgegangen und ausgedrückt. Um so besser für den kraftstrotzenden gesunden Körper.

Entlassung des Obersten Redl aus dem Heeresverband

Wien, 29. Mai. (Priv.) Die „Mil. Rundschau" spricht in ihrem heutigen amtlichen Kommuniqué davon, daß der „gewesene" Oberst Redl Selbstmord verübt habe. Die Erklärung hiefür liegt in folgender Tatsache: Als Oberst Redl im Hotel Klomser eintraf, wo er von vier Offizieren im Auftrage des Kriegsministeriums erwartet wurde, war die erste Mitteilung, welche ihm die Offiziere überbrachten, die, daß er aus dem Heeresverbande entlassen sei. Als Redl gestern zu Grabe getragen wurde, war er nicht mehr Offizier, und deshalb erfolgte sein Begräbnis bekanntlich nicht auf militärische Weise.

Die Überführung des Schuldigen

Wien, 29. Mai (Privat). Das heute erschienene Abendblatt der „Zeit" veröffentlicht folgende Details über die Affäre Redl: Die Spionage des Obersten Redl datiert bereits vierzehn Jahre zurück. Er hat seinerzeit, um sich aus schweren finanziellen Kalamitäten zu retten, mit Rußland Beziehungen angeknüpft und war nicht mehr in der Lage, sich später aus dieser fürchterlichen Situation zu befreien. Mit Drohungen und Erpressungen wurde er immer wieder gezwungen, seinen Auftraggebern weiter zu dienen.

Es fiel schon seit längerer Zeit auf, daß verschiedene militärische Maßnahmen, die erst geplant waren und in der Öffentlichkeit noch in keiner Weise in Erscheinung traten, von unserem nordöstlichen Nachbar prompt durch zweckentsprechende Gegenmaßregeln paralysiert wurden. Auch sonst kam man darauf, daß andere militärische Geheimnisse, die nur wenigen Personen bekannt sein sollten, trotzdem im Auslande irgendwie in Erfahrung gebracht sein mußten. Der Kreis der Personen, die solche Maßnahmen frühzeitig wissen konnten, ist naturgemäß ein eng begrenzter, und unter diesen Personen befand sich auch Oberst Redl. Die Überwachung verschiedener Offiziere hatte nun das Ergebnis, daß Redl wirklich mit der fremden Macht in Verbindung stehe. Man griff nun zu einer List und beorderte den Oberst im Namen eines seiner Auftraggeber zu einer Unterredung in das Hotel Klomser nach Wien. Der Oberst traf auch Sonntag mit eigenem Automobil vor dem Hotel ein.

Er wurde dort von mehreren Offizieren erwartet, die ihn zu einer Besprechung einluden. Oberst Redl ersuchte, vorher noch eine kurze Spazierfahrt machen zu dürfen, was ihm auch zugestanden wurde. Doch durfte er nur in einem Taxameterwagen fahren, dem ein anderes Automobil folgte. Unterdessen wurde das Privatautomobil des Obersten untersucht. Man fand jedoch nur eine Browningpistole und Papierschnitzel. Während der Fahrt des Obersten nach Wien wurde in seiner Wohnung in Prag – Oberst Redl hatte hier eine Dienstwohnung im Korpskommandogebäude inne – eine Haussuchung vorgenommen, welche den bestehenden Verdacht voll bestätigte. Oberst Redl kehrte nach einiger Zeit auf sein Zimmer im Hotel zurück. Die vier Offiziere begaben sich mit ihm in das Zimmer und blieben dort bis ein Uhr nachts. Zwei der Offiziere verließen dann das Hotel, zwei blieben zurück.

Die Browningpistole war im Automobil des Obersten zurückgeblieben. Man fand jedoch nach dem Tode Redls in dessen Zimmer eine andere Browningpistole und eine aufgeschlagene Instruktion für den Gebrauch dieser Waffe vor. Wie diese zweite Pistole in das Zimmer des Obersten gekommen sein kann, ist leicht zu erraten. Auch die Instruktion dürfte Oberst Redl nicht mit sich geführt haben. Der Text der aufgeschlagenen Seite dürfte eine stumme, aber eindringliche Sprache geführt haben.

Um vier Uhr morgens weckten die Offiziere den Kammerdiener und beauftragten ihn nachzusehen, wie es seinem Herrn gehe. Zu Tode erschrocken stürzte der Kammerdiener aus dem Zimmer des Obersten und teilte mit, daß der Oberst sich eine Kugel in den Kopf geschossen habe und tot im Lehnstuhle sitze.

Die Ausgaben des Obersten Redl betrugen nach einer annäherungsweisen Schätzung im Jahre weit über 100000 Kronen. Diese bedeutenden Beträge dürften zum größten Teile der Lohn seiner verräterischen Tätigkeit gewesen sein. Man ist über den Fall um so mehr konsterniert, als dieser Offizier der Leiter der Kontrespionage war. Major-Auditor Wenzel Vorlicek wurde in dieser Angelegenheit nach Prag entsendet.

Wien, 29. Mai. Zu dem Selbstmorde des Obersten Redl werden nachträglich noch folgende Einzelheiten bekannt: Von den vier Offizieren, welche den Oberst Redl bei dessen Ankunft im Hotel Klomser erwarteten, hatten zwei bereits ein ebenerdiges Zimmer genommen, in welchem sie auch während der Nacht, in der der Selbstmord erfolgte, verblieben. Nach der ersten Unterredung mit den Offizieren wurde Redl gestattet, sich in das nahe gelegene Café Central zu begeben und eine kurze Spazierfahrt von etwa zehn Minuten zu machen. In einem zweiten Automobil folgten zwei Offiziere, von denen einer dem Auditorstande angehörte. Im Café Central hatte Redl rasch Papier und Tinte verlangt und einige Briefe geschrieben. Dann kam er, gefolgt von den Offizieren, in das Hotel zurück und begab sich in sein Zimmer. Sein Offiziersbursch wurde unter einem Vorwande weggeschickt. Nach ungefähr zwei Stunden ließen die Offiziere durch den Zimmerkellner zum ersten Male anfragen, ob sich Redl noch auf seinem Zimmer befinde. Der Kellner kam mit der Auskunft zurück, daß Redl vor seinem Tische sitze und arbeite. Nach weiteren zwei Stunden – es war gegen Mitternacht – bekam der Kellner von den Offizieren den Auftrag, dem Obersten Redl ein Kästchen hinaufzubringen; der Kellner glaubte, daß das Kästchen Schriften enthalte. Um halb drei Uhr erfolgte dann die Detonation; Redl hatte den Selbstmord verübt. Daraufhin begaben sich die beiden Offiziere sofort in das Zimmer Redls und nahmen alle Schriften und sonstigen dem Obersten gehörende Gegenstände an sich, desgleichen zwei Briefe, die auf dem Tische lagen und von denen der eine an das Korpskommando in Prag, der zweite an einen Bruder Redls gerichtet war. Die Leiche Redls blieb vierundzwanzig Stunden lang im Hotel und wurde erst in der Nacht auf Montag ins Garnisonsspital gebracht. Redl war, während er in Prag garnisonierte, ein häufiger Gast in Wien. Er kam fast alle vierzehn Tage hierher und nahm regelmäßig im Hotel Klomser Absteigequartier. An offizieller Stelle wird, wenn man auch die Tat zugibt, gewissermaßen zur Entschuldigung Redls angeführt, daß er ein Opfer jener Verfehlungen sei, die er wegen seiner homosexuellen Neigungen sich habe zuschulden kommen lassen. Er sei durch die an ihm verübten Erpressungen geradezu

gezwungen worden, die Spionagedienste gegen seinen besseren Willen zu leisten.

Von anderer Seite wird uns gemeldet: Redl hatte eine krankhafte Veranlagung, die ihn zwang, mit Männern zu verkehren. Diese krankhafte Neigung des Offiziers wurde erst vor etwa einem Monate der vorgesetzten Militärbehörde bekannt. Oberst Redl verkehrte in notorisch homosexuellen Kreisen, wobei er auch die Bekanntschaft eines Mannes machte, der, wie sich erst kürzlich herausstellte, in Österreich Spionage für Rußland trieb. Dem Banne dieses Mannes konnte Redl nicht mehr entkommen. Ein an den Korpskommandanten Freiherrn v. Giesl gerichteter anonymer Brief lenkte den Verdacht gegen Redl, und es wurde eine geheime Untersuchung eingeleitet, welche die Richtigkeit der Mitteilungen bezüglich der Verräterdienste des Generalstabsobersten bestätigte. Freitag abends erhielt Redl aus Wien den dringenden Auftrag, unverzüglich nach Wien zu kommen. Oberst Redl reiste Samstag mittels Automobils hieher. Im Hotel war die erste Mitteilung, die ihm von den ihn erwartenden Offizieren gemacht wurde, die, daß sie den Auftrag hätten, ihn binnen vierundzwanzig Stunden zu verhaften. Die Offiziere gaben gleichzeitig der Hoffnung Ausdruck, daß Redl ihnen keine Gelegenheit geben werde, sich dieses höchst peinlichen Auftrages entledigen zu müssen. Gleichzeitig wurde ihm die Mitteilung gemacht, daß er sich von diesem Augenblicke an nicht mehr als Mitglied des Offizierskorps zu betrachten habe. Die Waffe, mit welcher Redl den Selbstmord verübte, war von einem der Offiziere in dem Zimmer Redls vergessen worden.

„Bitte um Nachsicht und Schonung"

Wien, 29. Mai (Privat). Zur Affäre Redl erfährt Ihr Korrespondent noch folgende Details: Die vier Offiziere, die bei Redl im Hotel erschienen, bildeten eine Gerichtskommission, welche dem Obersten Redl die gegen ihn sprechenden niederschmetternden Beweise vorhielten und ihn dazu zwangen, ein Dokument zu unterschreiben, in dem er die Ablegung der Offizierscharge und den Austritt aus dem Heeresverbande erklärte. So wurde die Fiktion hergestellt, daß sich Redl als Zivilist erschossen habe, weshalb ihm auch kein militärisches Begräbnis gewährt werden mußte. Das Hotel Klomser

war die ganze Nacht über von Geheimpolizisten bewacht; als die vier Offiziere das Zimmer Redls verließen, legte der letzte Offizier den Browning und die aufgeschlagene Schießinstruktion wortlos auf den Tisch. Redl hinterließ außer den zwei Briefen an den Korpskommandanten und seinen Bruder auch einen Zettel, der die Worte enthielt: „Bitte um Nachsicht und Schonung". Entgegen den Mitteilungen an offizieller Stelle, daß Redl homosexuelle Verfehlungen begangen habe, erklären zahlreiche Offiziere aus Redls Bekanntenkreis, niemals derartige Neigungen bei Redl bemerkt zu haben. Es ist erwiesen, daß Redl Dokumente von entscheidendster Wichtigkeit an eine auswärtige Macht ausgeliefert hat. Redl war ursprünglich zum Chef des Evidenzbüros im Kriegsministerium bestimmt, nur weil er im Range etwas zu jung war, wurde diese Ernennung nicht vollzogen.

Der Brief an den Attaché

Wien, 29. Mai. (Priv.) Auf den Verrat Redls kam man durch einen an den Militärattaché einer auswärtigen Macht gerichteten Brief. Darin hieß es, daß der Attaché, wenn er über eine gewisse Angelegenheit Auskunft haben wolle, sich an den Obersten Redl wenden möge. Dieser Brief gab zu den ersten Erhebungen Anlaß.

DER SELBSTMORD DES OBERSTEN REDL

Der Selbstmord des Obersten Redl und seine nunmehr offiziell bestätigten Motive erregen allseits auch weit über unsere Grenzen hinaus das denkbar größte Aufsehen. Sämtliche Wiener Blätter besprechen diesen einzig dastehenden Fall in ausführlicher Weise und bringen darüber spaltenlange Berichte, die sich natürlich nicht in allen Einzelheiten nachweisen lassen. Die gesamte Untersuchung wurde von Wien aus eingeleitet und auch durchgeführt. In Prag hatte man bis zum Einlangen der betreffenden Wiener Meldungen keine Ahnung, welch verbrecherische Tätigkeit Oberst Redl entfaltete. Da hier über seine perversen Neigungen fast nichts bekannt war, so ist noch immer die Ansicht verbreitet, daß diese Berichte, die von seinem homosexuellen Verkehre zu melden wissen, nur zu

seiner Entlastung verlautbart wurden. Demgegenüber erfahren wir von autoritativer Seite, daß die gleichgeschlechtliche Veranlagung Redls unzweifelhaft feststeht und durch vollgültige Beweise, die die kriegsgerichtliche Untersuchung erbringt, bestätigt wird. Daß Redl, wie Wiener Blätter melden, auch kostspielige Frauenbekanntschaften hatte, steht damit bekanntlich durchaus nicht im Widerspruch. Hier in Prag war Redl viel zu kurze Zeit, um überhaupt Verdacht erregen zu können. Auf das denkbar beste von Wien beschrieben und empfohlen, konnten seine Vorgesetzten ihm ihr Vertrauen nicht vorenthalten.

Oberst Redl –
im Netze einer russischen politischen Agentin

Wien, 30. Mai (Privat). Die Affäre des Obersten Redl erregt in der ganzen Öffentlichkeit Sensation, und überall, auch im Abgeordnetenhause, wird der Fall auf das lebhafteste besprochen. Es kann heute keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Redl seit vielen Jahren einer der bestbezahlten Spione einer fremden Macht war und aus seiner verbrecherischen Tätigkeit die Mittel zur Bestreitung seiner luxuriösen Lebensweise zog. Man hört, daß bei dieser Kriminalaffäre auch das Wort: Cherchez la femme seine Bedeutung habe. Es wird erzählt, daß er durch eine Agentin der fremden Macht, für die er später tätig war, verleitet wurde, zum Verräter an seinem Vaterlande zu werden. Die Agentin, eine Frau von ungewöhnlicher Schönheit und auffallender Eleganz, war eigens nach Wien gekommen, um Redl in ihre Netze zu locken, was ihr auch leider nur zu gut gelang. Redl hatte ursprünglich keine Ahnung, daß diese Schönheit, die hier so distinguiert auftrat, eine so elegante Wohnung besaß und ein sehr großes Haus führte, in dem viele Offiziere verkehrten, im Dienste einer fremden Macht stand und nur zu dem Zweck in Wien weilte, um Offiziersbekanntschaften anzuknüpfen und daraus Vorteile durch Erlangung von Nachrichten zu ziehen.

Major-Auditor Kunz

Wien, 30. Mai (Privat). Unter den drei Offizieren, die Redl bei seiner Ankunft in Wien im Hotel erwarteten, befand sich auch Major-Auditor Kunz, der aus dem Hofrichter-Prozeß bekannt ist.

Die Familie des Obersten Redl

Oberst Redl, der unvermählt geblieben ist, hinterläßt Angehörige, die selbstverständlich durch die entsetzlichen Enthüllungen dieser Tage in die tiefste Verzweiflung versetzt sind. Ein Bruder des Unglücklichen ist der Ministerialrat im Ministerium für öffentliche Arbeiten, Heinrich Redl, ein anderer ist Architekt, der dritte ist Oberstleutnant und ist vor kurzer Zeit in den Ruhestand getreten. Indessen steht diese Tatsache in keinerlei Zusammenhang mit der Affäre des Generalstabsobersten, sondern der Oberstleutnant hat längst schon den Beschluß gefaßt, in den Zivilstand überzutreten.

Die Geschwister Redl lebten in vollster brüderlicher Harmonie und Freundschaft, und Alfred Redl war ihr Liebling. Seine rasche Karriere, seine glänzende Begabung, seine gesellschaftlichen Talente, die ganze bestrickende Liebenswürdigkeit seines Wesens hatten ja alle mit ihm in Berührung tretenden Menschen gefangengenommen.

Man kann sich nun leicht vorstellen, wie furchtbar die Brüder von dem Ende des Obersten Alfred Redl getroffen wurden. Ministerialrat Redl war der erste, der die Nachricht von dem Selbstmorde seines Bruders erhielt. Die Ursachen dieses Selbstmordes könnte er nicht ahnen, und auch später, als man ihm über die Motive, die den Unglücklichen in den Tod trieben, Mitteilungen machte, war er nicht imstande, das Entsetzliche zu fassen und zu verstehen, und konnte nur an einen schweren geistigen Zusammenbruch des Bruders glauben.

Niemand wird diesen Hinterbliebenen die tiefste Sympathie und das innigste Mitleid versagen können. Ihnen ist nicht nur ein Bruder gestorben, sondern auch der Glaube an ihn, und er, der bis vor wenigen Tagen der Stolz der Seinen war, hat die unglückliche Familie mit Kummer und Schmach beladen.

Der letzte Brief des Obersten Redl

Oberst Redl hat an einen Angehörigen, der ihm überaus nahestand, wenige Minuten vor seinem Tode ein Schreiben gerichtet. Dieser Brief, den der Verwandte des Unglücklichen in Gegenwart der Militärbehörden eröffnete und diesen zur Verfügung stellte, hat folgenden erschütternden Wortlaut:

„Leichtsinn und Leidenschaft haben mich vernichtet.
Betet für mich.
Ich büße mein Irren mit dem Tode.

Alfred."

Redl war infolge der hohen verantwortungsvollen Stellung, die er bekleidete und welche ihm die wichtigsten militärischen Dispositionen und Nachrichten zugänglich machte, einer der wertvollsten Spione, dessen Dienst nicht hoch genug eingeschätzt werden konnte und der deshalb auch mit Unsummen bezahlt wurde. In militärischen Kreisen war bekannt, daß Redl auf großem Fuß lebte. Man wußte aber, daß er einer vermögenden, in Galizien begüterten Familie entstamme, und glaubte, daß er eine bedeutende Zulage erhalte. In Wirklichkeit aber stammten die Mittel zu seinem luxuriösen Leben bereits seit vielen Jahren aus dem Auslande.

Die Untersuchung

Die Untersuchung in der Angelegenheit ist noch nicht abgeschlossen. Es wird erst festgestellt werden müssen, was Redl alles an die mit ihm in Verbindung gestandene Agentin an Nachrichten und Mitteilungen gegeben hat.

Halboffizielle Berichte, darunter auch ein Bericht des „Fremdenblattes", bestätigen, daß die Darstellung der „Bohemia" über die Berufung Redls nach Wien und die weiteren Begleitumstände den Tatsachen entsprechen. Manche anderen Darstellungen, die in den Blättern enthalten sind, beruhen zum größten Teil auf Kombinationen. Das „Fremdenblatt" schreibt in Übereinstimmung mit unseren gestrigen Meldungen: Samstag wurde Redl, der auch in der letzten Zeit seines Prager Aufenthaltes unter Bewachung stand, durch ein Telegramm nach Wien berufen. Es war ihm mitgeteilt worden, daß

seine Anwesenheit in Wien in einer dienstlichen Besprechung unbedingt vonnöten sei, und Oberst Redl fuhr im Automobil nach Wien, ohne zu ahnen, daß man seiner verbrecherischen Tätigkeit auf die Spur gekommen sei und bereits eine Menge schwerer Beweise gesammelt habe. Eine Stunde, nachdem er Prag verlassen hatte, wurde in seiner Wohnung eine Hausdurchsuchung vorgenommen, die den Verdacht bestätigte. Seine gesamte Korrespondenz wurde saisiert und dem Korpskommando in Prag übergeben.

Schon eine flüchtige Durchsicht des Materials hatte unwiderlegliche Beweise für die Schuld des Offiziers ergeben, und es wurde sofort ein ausführlicher telefonischer Bericht an das Kriegsministerium erstattet. Während Redl in seinem Automobil sich auf der Fahrt nach Wien befand, wurden der Kriegsverwaltung die Beweise dafür gegeben, daß der bisher hochgeschätzte Offizier seit Jahren den Landesverrat in großem Umfange betrieben habe. Als er in Wien eintraf, war sein Schicksal bereits entschieden. Er selbst ahnte noch nichts, als er beim Hotel Klomser, das er als sein Absteigquartier bezeichnet hatte, vorfuhr, und hatte keine Kenntnis davon, welche Angelegenheiten die dienstliche Besprechung betrafen, zu der er nach Wien befohlen worden war. Der Wucht der Beweise, die ihm in der stundenlangen Unterredung mit den vier Offizieren, von welchen er erwartet worden war, vorgelegt wurden, setzte Redl anfänglich ein hartnäckiges Leugnen entgegen. Es war jedoch leicht, ihn aufgrund der gesammelten Beweise und der aus Prag eingetroffenen telefonischen Mitteilungen zu überführen, und er gestand denn auch den Tatbestand zu. Immer unter Bewachung, ging er in das nahe gelegene Café Central, wo er eine große Anzahl von Briefen schrieb. In sein Zimmer zurückgekehrt, erledigte er noch einige schriftliche Arbeiten. Es verlautet, daß Redl nicht nur schriftlich seine Schuld anerkannt habe, sondern auch ein Elaborat über den Umfang seiner Tätigkeit zu Papier gebracht habe, das wertvolles Material für die weitere Amtshandlung enthielt.

Weitere Verhaftungen sind bevorstehend. Es sollen in diese Spionage-Affäre noch mehrere Personen verwickelt sein, deren Verhaftung in den nächsten Tagen erfolgen soll.

Über die Dauer der verbrecherischen Spionagebeziehungen Redls schwanken die Angaben zwischen zwei bis vierzehn Jahren. Sicher ist, daß schon seit langer Zeit Verdacht gegen ihn bestand. Wahr-

scheinlich trat die Versuchung schon in jener Zeit an ihn heran, da er bei der Vorbereitung der Annexion Bosniens und der Herzegowina mit besonderen Arbeiten des Grenzschutzes betraut war. Damals ging er in besonderer Mission nach Berlin, konferierte mit den Funktionären des Großen Generalstabs und wurde wegen seiner außerordentlichen Leistungen mit hohen preußischen und österreichischen Dekorationen ausgezeichnet. Er war sehr sprachenkundig und beherrschte auch die slawischen Idiome. Schon in der Zeit der Annexion und noch mehr während der jüngsten Balkanwirren fiel nicht nur die vorzeitige Paralysierung militärischer Grenzmaßnahmen auf, sondern auch die verblüffende Informierung ausländischer Blätter, welche zutreffende Situationsberichte und so deutliche Details über geplante österreichische militärische Vorbereitungen veröffentlichten, daß offenbar ein Verrat reservater Stücke vorlag.

Zweifellos spielte bei den Machinationen Redls die Zeit seines Dienstes in Przemysl, wo er vor seiner im letzten Herbste erfolgten Berufung nach Prag beim 99. Inf.-Reg. war, eine große Rolle. Die Untersuchung beim Garnisonsgerichte Wien führt Major-Auditor Kunz, die Untersuchung in Prag hat Hauptmann-Auditor beim 11. Inf.-Reg. Dr. Leopold Ritter v. Mayersbach inne. Als Delegierter des Wiener Garnisonsgerichtes ist zu den Erhebungen in Prag Major-Auditor Dr. Vorliček abgereist.

Bevorstehende Mitteilungen des Landesverteidigungsministers

Wien, 30. Mai. (Priv.) Die „Neue Freie Presse“ schreibt: Der Selbstmord des Obersten Redl hat im Parlamente großes Aufsehen hervorgerufen. Allgemein war die Stimmung dagegen, daß Oberst Redl seinen ordentlichen Richtern entzogen und ihm die Pistole in die Hand gedrückt wurde. Man erblickt darin eine mißverständliche Betätigung des Standesbegriffes. Abg. Breiter hat in dieser Angelegenheit eine Interpellation an die Regierung gerichtet. Auch von anderer Seite war eine Interpellation vorbereitet, doch wurde diese zurückgezogen. Es verlautet, daß der Landesverteidigungsminister v. Georgi demnächst im Hause Mitteilungen über diese Affäre und die Stellung der Kriegsverwaltung machen werde.

DER FALL REDL

Der Umfang der Spionage

Wien, 30. Mai. (Priv.) Die Enthüllungen über die Art und den Umfang des vom Obersten Redl geübten Verrates scheinen noch immer nicht erschöpft zu sein. Wie nunmehr bekannt wird, war Redl im Besitze aller in Berlin zwischen dem österreichisch-ungarischen Generalstabschef v. Conrad und dem preußischen Generalstabschef v. Moltke vereinbarten Details des Aufmarsches an den nordöstlichen Grenzen der beiden verbündeten Reiche. Es war schon damals während der kritischen Periode aufgefallen, daß die auf österreichischer und preußischer Seite geplanten Verschiebungen so rechtzeitig an den nordöstlichen Nachbar verraten worden sein mußten, daß es diesem möglich war, seine Gegenmaßregeln so früh zu treffen, daß die unauffälligen Versuche der Verschiebungen in den Dislokationen bzw. Aufmarschbewegungen auf deutscher und österreichischer Seite bereits vom Gegner paralysiert waren, ehe sie hier noch vollendet werden konnten. Man konnte sich damals diese Erscheinung nicht erklären, aber schon zu jener Zeit bestand die Gewißheit, daß irgendeine hervorragende militärische Persönlichkeit, der die geheimen Mobilisierungspläne zugänglich sind, Verrat oder zumindestens große Unvorsichtigkeiten begangen haben mußte.

Der erste Verdacht

Die ersten Verdachtsmomente gegen Redl sind aus einem Berichte aus Warschau aufgekommen. Der Verdacht beschränkte sich aber lediglich darauf, daß im Prager oder im Leitmeritzer Korps sich ein Spion befinden müsse.

Der falsche Reservatbefehl

Die „Allgemeine Zeitung“ berichtet: Während der Krisenzeit waren an das 8. (Prager) und an das 9. (Leitmeritzer) Korps gewisse Ordres ergangen, denen nach einigen Tagen Gegenordres in der Armee einer feindlichen Macht folgten. Es tauchte nun sofort die Vermutung auf, daß im Bereiche des 8. oder des 9. Korps sich ein Spion im Dienste jener fremden Macht befinde. Daraufhin gab der Chef

dieses Korps Freiherr v. Giesl einen falschen Reservatbefehl heraus, und zwar zunächst im Bereiche des Leitmeritzer Korps. Dieser Befehl löste keine Gegenbewegung bei der Armee der fremden Macht aus. Nun gab es keinen Zweifel mehr, daß der Spion im Bereiche des 8. Korps zu suchen sei. Wie die „Allgemeine Zeitung“ weiter meldet, sind vor einigen Tagen in Wien drei Personen unter Spionageverdacht verhaftet worden, und es steht noch die Verhaftung von weiteren drei Personen bevor. Gerüchtweise verlautet, daß Cedomil Jandřic schon am Tage seiner Verhaftung seine Schuld gestanden habe und nach zweistündiger Verhandlung zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt worden sei. Er soll sich in Möllersdorf befinden.

Weitere Spuren

Die „Zeit“ meldet: Mit der Entlarvung Redls ist die Angelegenheit der in Österreich im großen Stile betriebenen Spionage durch russische Agenten noch lange nicht erschöpft. Der Fall zieht vielmehr immer weitere Kreise. Man hat bereits gewichtige Anhaltspunkte dafür, daß eine Redl nahestehende, in Galizien lebende Persönlichkeit ebenfalls in russischen Diensten steht und regen Anteil an den verräterischen Handlungen Redls nahm. Redl hat die ihm von dieser Persönlichkeit gelieferten Daten in fachmännischer Weise verarbeitet und Rußland zur Verfügung gestellt. Auch unter den Verwandten Redls, die im Militärdienste stehen und die mit Redl einen regen Verkehr unterhielten, hat die Untersuchung strenge Umschau gehalten. So wird ein in einer galizischen Garnison lebender Leutnant, ein naher Verwandter Redls, seit vorgestern in strengem Gewahrsam gehalten. Weiter verlautet, daß vor kurzem ein Offizier, der in die Affäre Jandřic verwickelt war, die Flucht nach Rußland ergriffen und sich so seiner Verfolgung entzogen hat. Es verlautet auch, daß eine noch höherstehende Persönlichkeit schwer kompromittiert sei. Wie die „Zeit“ erfährt, hat Oberst Redl kurz vor der Mission des Prinzen Hohenlohe in Petersburg drei Reisen nach Warschau unternommen, wo er beim Chef des russischen Generalstabes wichtige Elaborate abgeliefert hat.

Redl in Wien

Redl wohnte vom Jahre 1901 bis 1911 im Wiener 8. Bezirke in einer Dreizimmerwohnung. In den ersten Jahren seines Wiener Aufenthaltes lebte er ziemlich bescheiden. Etwa vor viereinhalb Jahren begann er einen luxuriösen Lebenswandel. Seit 1909 hatte er sein eigenes Automobil. In diesem Jahre ließ er auch seine bisher schlicht eingerichtete Wohnung neu herrichten und kostspielig möblieren. Redl galt als verschlossen. Es wird als auffällig geschildert, daß er es vermied, jemandem ins Gesicht zu blicken.

Bericht an den Kaiser

Der Kaiser hat sich über den Verlauf der sensationellen Spionageaffäre Redl ausführlich Bericht erstatten lassen, desgleichen Erzherzog Franz Ferdinand.

Die Spionage in Österreich

hat ihr früheres Wesen vollständig geändert. Die „Zeit" schreibt in ihrem gestrigen Abendblatt darüber: Während man vor einigen Jahren noch als Spione zugrunde gegangene Existenzen, Offiziere, die ihre Charge verloren haben, und dergleichen verwendete, arbeitete Rußland nunmehr mit großen Mitteln und suchte direkt Angehörige der Armee für seine Zwecke zu gewinnen. Im Dezember 1912 wurde der Hauptmann Kuzyk in Drohobycz verhaftet, der in russischen Diensten stand. Im April dieses Jahres erfolgte die Verhaftung der Brüder Jandřic, von denen der eine Kriegsschüler, der andere bis vor seiner Verhaftung aktiver Offizier war. In den letzten zwei Monaten erfolgten in Galizien allein neun Verhaftungen von Damen, von denen erwiesen ist, daß sie mit einflußreichen Offizieren in Verbindung standen. Wie die „Zeit" meldet, hat die in kurzer Zeit hintereinander aufgedeckte Spionage von drei Offizieren an maßgebender Stelle die größte Indignation hervorgerufen, und man spricht davon, daß einzelne hohe Funktionäre ihre Vertrauensseligkeit mit dem Verlust ihrer Stellung bezahlen werden.

DER FALL REDL

Ein Fluchtplan Redls

Von einer über den Selbstmord des Generalstabschefs des 8. Korps Obersten Alfred Redl ganz genau informierten Persönlichkeit erhalten wir nachstehende Mitteilungen:

Die Nachrichten, daß Oberst Redl nach seiner Ankunft im Hotel Klomser in Wien dort von Offizieren erwartet worden und darüber aufgeklärt worden sei, daß seine Verbrechen aufgedeckt wurden, beruht nicht auf Richtigkeit, ebensowenig ist es wahr, daß ihm von der Offiziersabordnung eine Spazierfahrt bewilligt wurde, bei der ihm die Offiziere folgten.

Oberst Redl war Samstag in Wien eingetroffen, restaurierte sich ein wenig im Hotelzimmer und nahm sodann vollständig ahnungslos sein Mittagessen in einem nahen Restaurant ein. Dann begab er sich zu Fuß zu einem Standplatz von Autodroschken und bestieg einen der Wagen, um eine Spazierfahrt in die Stadt zu nehmen. Die Geheimagenten der Polizei, die ihm vom Momente seiner Ankunft im Hotel Klomser an gefolgt waren, bestiegen gleichfalls ein Mietauto und folgten ihm in weiterer Entfernung. Nach längerer Fahrt entstieg Oberst Redl der Autodroschke und begab sich in das Café Central. Die Detektives verließen gleichfalls ihr Automobil, einer von ihnen bestieg aber sofort das Mietauto, das Oberst Redl eben verlassen hatte, um zu sehen, ob der Überwachte nicht vielleicht doch Argwohn geschöpft und eine Spur seiner verräterischen Tätigkeit zurückgelassen habe. Der Geheimpolizist fand darin einige Papierschnitzel und das Lederfutteral eines Taschenmessers vor. Der Detektiv begab sich nun in das Hotel und übergab das Futteral dem Portier, damit er es dem Obersten Redl zurückerstatte. Oberst Redl kam kurze Zeit darauf aus dem Café noch immer ahnungslos in das Hotel zurück, wo ihm der Portier das Messerfutteral überreichte. Oberst Redl war entsetzt, kreidebleich starrte er auf die Lederhülse, von der er wußte, daß er sie im Mietauto noch bei sich gehabt hatte und deren Eigentümer der Chauffeur nicht kennen konnte. Mit der linken Hand mußte sich Oberst Redl an die Wand des Hotelvestibüls anlehnen. Als er Worte fand, fragte er stockend den Portier: „Woher haben Sie das?"

„Ein Herr hat es hier für Herrn Oberst abgegeben."

Oberst Redl riß dem Portier das Futteral aus der Hand und begab sich in sein Zimmer. Kurze Zeit darauf erschienen die Offiziere bei ihm. Sie blieben höchstens fünf bis zehn Minuten bei ihm, woraus zu schließen ist, daß nur Zeit für die Mitteilung von der Kenntnis der Behörden, für ein kurzes Geständnis Redls und die Unterfertigung der Austrittserklärung aus dem Heeresverbande, nicht aber zu detaillierten Erklärungen Redls über Art und Ausdehnung des Verrates übrigblieb.

Darauf entfernten sich die Offiziere aus dem Hotel, zwei promenierten während der ganzen Nacht in der Herrengasse auf und ab, den Hoteleingang nicht aus dem Auge verlierend. Früh um sechs Uhr kamen die beiden anderen Offiziere und forderten den rangjüngsten Kollegen auf, er möge sich in das Zimmer Redls begeben und nachsehen, was dieser mache. Der beauftragte Offizier ersuchte, man möge ihn von dieser Aufgabe entheben, worauf man sich entschloß, den Kammerdiener Redls zu wecken und diesen in das Zimmer seines Herrn zu entsenden. Dies geschah, und gleich darauf stürzte der Bursche hilferufend aus dem Zimmer.

Die Offiziere begaben sich nun in dieses. Redl saß tot im Lehnstuhl am Schreibtisch, der Browning lag neben ihm auf dem Boden. Der Tote hatte graue Zivilkleider an, trotzdem er am Abend in Uniform gewesen war. Auf dem Tisch lagen ein Zivilstehkragen und eine Bindekrawatte, über dem Stuhl lagen Weste und Zivilrock vorbereitet.

Oberst Redl hatte also die Absicht gehabt, in Zivil das Hotel zu verlassen. Wahrscheinlich hatte er jedoch, aus dem Fenster schauend und die patrouillierenden Offiziere erblickend, die Unmöglichkeit seines Vorhabens eingesehen.

Man fand im ersten Augenblick keine Wunde, nur die rechte Handseite war mit Blut besudelt, das der linken Nasenhöhle entströmt war. Am Hinterkopf wies die Leiche eine beulenartige Ausbuchtung auf: Oberst Redl hatte sich in den Mund geschossen, und das Projektil war durch das Gehirn in das Scheitelbein gedrungen, einen Bruch dieses Knochens herbeiführend.

Auf dem Tische lag die aufgeschlagene Gebrauchsanweisung für Browningpistolen; es war Seite 13 aufgeschlagen, die vom Abdrükken des Hahnes handelt. Außerdem lagen auf dem Tisch drei offene Briefe. Einer an den Korpskommandanten Baron Giesl, einer an den

Bruder Redls und der dritte an seinen Offiziersdiener. Die Briefe schlossen mit dem Worte „Adieu", nur bei dem Zettel an den Burschen war dieses Wörtchen nicht ausgeschrieben, sondern man las nur den Anfang: „Ad . . ."

Die militärgerichtliche Untersuchung

Das „Neue Wiener Tagblatt" schreibt in seiner heutigen Morgennummer:

Mit dem Selbstmord des der Spionage überwiesenen gewesenen Generalstabsobersten Alfred Redl ist die militärgerichtliche Untersuchung dieser Affäre keineswegs eingestellt. Sie wird, wie man uns mitteilt, vom Wiener Garnisonsgericht geführt und sind der Untersuchung auch einzelne Offiziere aus dem Evidenzbureau des Generalstabs wie auch ein Militärauditor aus Prag beigezogen. Die Untersuchung soll ergeben, wie weit Oberst Redl beim Verrat militärischer Geheimnisse gegangen ist; ob er Mitschuldige gehabt hat und wer die Agenten gewesen sind, die den Verkehr zwischen der fremden Macht und dem Offizier vermittelt haben. Der Stand der militärgerichtlichen Untersuchung entzieht sich selbstverständlich der Öffentlichkeit. Eine bestimmte Zivilperson war bis zum gestrigen Abend in die Angelegenheit nicht einbezogen worden, da sonst eventuelle Aufträge zur Überwachung oder Anhaltung von Zivilpersonen an die Zivilbehörden ergangen wären. Wie verlautet, soll Oberst Redl, als ihm im Wiener Hotel durch die dort erschienenen Offiziere die Beweise seiner Schuld entgegengehalten wurden, ein Geständnis abgelegt haben. In diesem Geständnis sowohl als auch in schriftlichen Aufzeichnungen, die er hinterlassen hatte, sollen Mitteilungen über den Umfang seiner Verfehlungen enthalten sein. Das eine wird versichert, daß der von Redl geübte Verrat nicht eine solche Ausdehnung gehabt habe, als ursprünglich gedacht wurde.

Im Zusammenhang mit der Aufdeckung dieser Spionageangelegenheit und dem Selbstmord des Obersten wurden die verschiedenartigsten Gerüchte kolportiert. Man erzählte von zahlreichen Verhaftungen, die vorgenommen worden seien, sowie von eingeleiteten Beobachtungen, die sich sowohl auf Militär- als auch auf Zivilpersonen und auf Poste-restante-Bureaux erstrecken würden. Diese Gerüchte sollen – auch das wird uns, wie gesagt, von glaubwürdiger

Seite erklärt – der Begründung entbehren. Von dieser Stelle wird uns auch mitgeteilt, daß Oberst Redl mit dem wegen Spionage verhafteten, der Kriegsschule zugeteilt gewesenen Oberleutnant Jandřic in keiner Verbindung gestanden sei und daß die Handhabe zur Aufdeckung der von dem Oberst getriebenen Spionage nicht – wie dies verlautete – durch eine bei Jandřic aufgefundene Korrespondenz geboten worden ist.

Es wird uns auch als unrichtig bezeichnet, daß Prager Polizeiorgane zur Beobachtung des Offiziers in Anspruch genommen worden wären. Ausschließlich von den Militärbehörden wurden die Erhebungen durchgeführt, und nachdem dieselben die untrüglichen Beweise seiner Schuld ergeben hatten, wurde der Oberst telefonisch vom Kriegsministerium aus Prag nach Wien berufen. Er glaubte, daß die Berufung nach Wien den Zweck einer dienstlichen Besprechung habe, und brachte deshalb auch dem Prager Korpskommandanten den Antritt seiner Dienstreise vorschriftsmäßig zur Kenntnis. Man wußte, daß er hier in einem Hotel in der innern Stadt absteigen werde, und er war auch, aus Prag kommend, direkt bei dem Hotel vorgefahren, ohne sich erst – wie dies gerüchtweise erzählt wurde – bei einem Poste-restante-Bureau aufzuhalten; die Überwachung eines Postbureaus in Wien ist in dieser Angelegenheit überhaupt nicht erfolgt. Nach seinem Einlangen in dem Hotel erhielt er dann den Besuch der Offiziere, die ihn erwartet hatten, und im Laufe der Nacht führte er den Selbstmord aus. Vor dem Hotel waren in dieser Nacht zwei Organe einer staatlichen Zivilbehörde postiert, die aber nur den Auftrag erhalten hatten, die Flucht einer Persönlichkeit zu verhindern, sobald sie auf dieselbe im Hotel durch einen Offizier aufmerksam gemacht werden würden. Wer diese Persönlichkeit war, erfuhren die beiden Organe erst, nachdem Redl eingetroffen war. Sie beobachteten ihn, als er das Hotel verließ, ein Gasthaus aufsuchte, dann in einem Kaffeehause verweilte, und verfolgten ihn wieder, bis er kurz vor Mitternacht in das Hotel zurückgekehrt war. Sie blieben dann bis zum frühen Morgen im Hotelvestibül und erhielten erst Kenntnis von den Vorgängen der Nacht, als am Sonntagmorgen der Selbstmord des Obersten entdeckt wurde.

Ein schriftliches Elaborat Redls

Es heißt, daß Oberst Redl vor seinem Tode in einem umfangreichen schriftlichen Elaborate den Umfang der von ihm begangenen Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates skizziert habe, so daß die militärischen Behörden dadurch in die Lage versetzt werden dürften, nach einer genauen Prüfung die Folgen seiner Spionagetätigkeit unwirksam zu machen. Auf Grund vorgenommener Schriftproben wurde festgestellt, daß die anonyme Anzeige gegen Redl, von der schon mehrfach die Rede war, von einem russischen Spion herrührte, der hiezu aus Konkurrenzneid gegen den erfolgreichen und bestbezahlten „Kollegen", den Obersten Redl, veranlaßt wurde. Der Betreffende ist seither aus Österreich flüchtig.

Geständnis

Die Tatsache, daß dem verräterischen Offizier Gelegenheit gegeben wurde, sich selbst zu richten, begegnet in der Öffentlichkeit noch immer schweren Bedenken, und es wird darauf verwiesen, daß durch den Tod Redls die Untersuchung und Ausforschung der Mitschuldigen wenn auch nicht unmöglich gemacht, so doch mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Dieser Schlußfolgerung stellt das „Fremdenblatt" in einer offenbar inspirierten Darstellung die Tatsache entgegen, daß Oberst Redl vor seinem Tode ein umfassendes Geständnis abgelegt hat. Redl hat nicht nur, was seine eigene Tätigkeit betrifft, die verräterische Verbindung mit Agenten einer fremden Macht eingestanden und bezüglich der Details seiner Tätigkeit genaue Angaben gemacht, die vom Beginne seiner Arbeit für eine fremde Macht bis auf die jüngsten Tage reichen und einen Überblick über das von ihm abgegebene Material gewähren, sondern auch bezüglich dritter Personen Angaben gemacht, auf Grund deren die Untersuchung weitergeführt wird.

Untersuchung gegen eine Dame

In der Untersuchung der Affäre Redl einbezogen ist auch eine Frau, die zu dem Generalstabsoffizier in Beziehung stand. Bei den saisierten Prager Akten des Beschuldigten fand man, wie die „Neue Freie

Presse" meldet, eine auf Jahre zurückreichende Liebeskorrespondenz und erfuhr, daß es sich hier um jene Dame handle, die mit Redl in Verbindung gebracht wurde und von der auch die nächsten Freunde annahmen, daß ein lang andauerndes Verhältnis bestand. Die Frau, die von ihrem Gatten, einem Manne in hervorragender Stellung, geschieden ist, wurde in Wien vorgeladen und einvernommen. Auch Hausdurchsuchung wurde bei ihr gehalten. Sie verblieb auf freiem Fuß. Von Geburt Ausländerin, ist sie durch ihre Heirat Österreicherin. Die Beziehungen zu Redl begannen schon, als er noch Major war, und sollen acht Jahre gedauert haben. Nach dem Abbruch des Verhältnisses trat sie in Verkehr mit einem anderen, gleichfalls in besonderer Vertrauensstellung dienenden Offizier und war, wie verlautet, bemüht, einen Kontakt zwischen ihren beiden Verehrern herzustellen.

Selbstmorde

Wien, 31. Mai (Privat). Wie die „Neue Freie Presse" meldet, haben kürzlich mehrere hohe Offiziere des Generalstabes und des Kriegsministeriums einer fremden Macht Selbstmorde verübt. Man bringt diese Selbstmorde mit der Affäre des Obersten Redl insoferne in Zusammenhang, als Beweise dafür vorliegen sollen, daß Redl die Namen jener Offiziere auf Grund seiner Kenntnisse des Spionagenetzes als Spione der fremden Macht bekanntgab.

DER FALL REDL

Eine offiziöse Kundgebung

Wien, 31. Mai (Privat). Die „Militärische Rundschau" schreibt in ihrer heutigen Abendausgabe: Der Fall Redl hat eine Flut abenteuerlicher Gerüchte hervorgerufen, die es im Augenblicke unmöglich machen, sie auch nur zu übersehen, geschweige denn zu kontrollieren. Wir behalten uns jedoch vor, demnächst eine Darstellung des Sachverhaltes zu geben, die die Menge der Publikationen auf jenes Maß zurückführt, das der Wahrheit entspricht. Die Nachricht eines Wiener Mittagsblattes, der zufolge Redl die Mobilisierungs- und

Aufmarschpläne des Deutschen Reiches an eine fremde Macht verraten habe, bedarf jedoch wegen ihrer Ungeheuerlichkeit einer sofortigen Richtigstellung dahin, daß, wie jeder mit der militärischen Organisation einigermaßen Vertraute weiß, kein Offizier überhaupt in den Stand gesetzt ist, militärische Geheimnisse einer auswärtigen Macht preiszugeben.

Redls Luxus

Die „Arbeiterzeitung" weiß zu melden: Es war etwa im Jahre 1906, also nachdem Redl ein Jahr Major war, als sein auffälliger Luxus einsetzt. Zunächst kamen in seinen Stall noch zwei weitere Pferde. Dem einen Offizier standen vier Reitpferde zur Verfügung. Aber die vier Pferde genügten dem Major nicht. Eines Tages standen zwei neue Pferde im Hofe, am selben Tage kamen zwei alte weg, und so ging es in auffallend steigendem Maße fort. Aus dem Herrn Major schien ein Pferdehändler geworden zu sein. Und merkwürdigerweise kamen die Pferde immer aus dem Osten. Alle Augenblicke stand ein polnischer Soldat mit einem Paar neuer Pferde da, die er aus Galizien oder Rußland, wie die Leute erzählten und heute noch erzählen, dem Herrn Major zu bringen gehabt hatte. Das fiel so auf, daß es sich die Besitzerin des Hauses gar nicht mehr anders erklären konnte, als daß es mit unrechten Dingen zugehen müsse. An Spionage dachte sie freilich selbst dann nicht, als der Pferdebursche Redls, ein gewisser Johann, der sich später selbst ertränkt hat, eines Tages sagte: „Jetzt hat gar ein Kosak zwei Pferde gebracht." Für jedes neue Paar Pferde, das dem Herrn Major aus dem Osten geliefert wurde, kam anderntags ein anderes Paar weg. Das scheint er offenbar verkauft zu haben, und es wäre wohl interessant zu erfahren, wer bei diesem Pferdehandel der Abnehmer war.

Der Aufwand Redls zeigte sich auch darin, daß sich der Offizier schon in seinen Majorszeiten vier Diener, später aber gar fünf hielt. Er hatte drei militärische Pferdeburschen, deren zwei er je fünfzig Kronen monatlich Lohn gab, während der dritte sechzig Kronen erhielt; außerdem aber einen Zivildiener, der eine so bevorzugte Stellung hatte, daß ihn die Burschen mit „Herr" ansprechen mußten. Seitdem er in den Besitz von Automobilen kam – und das fiel schon in seine Oberstleutnantszeit, nach 1909 –, hatte er auch einen

Chauffeur, dem er zweihundertfünfzig Kronen monatlich bezahlte. Für seine Dienerschaft gab Redl bar mindestens 560 Kronen monatlich aus, das sind 6720 Kronen jährlich. Dazu kamen der Stall und der Wasserverbrauch mit 1000 Kronen, und der Majorsgehalt war vollkommen erschöpft. Die vielen Kleider, die er allen diesen Dienern schenkte, zugleich mit der Erlaubnis, selbst wenn sie Militaristen waren, in Zivilgewändern auszugehen, und der Lohn, den er dem Zivildiener zahlte, sind dabei nicht mitgerechnet. Nimmt man den Lohn mit 100 Kronen monatlich an, was nach den übrigen Löhnen, die Redl zahlte, gewiß eher zu niedrig als zu hoch gegriffen ist, so sind das weitere 1200 Kronen, und für die, wie die ganze Umgebung bemerkte, hochelegante Kleidung des „Herrn Josef" und für die sehr netten Zivilkleider der anderen drei Diener sind gewiß 1000 Kronen jährlich auch nicht zu hoch gerechnet. So haben wir schon den Oberstleutnantsgehalt aus der Post, Dienerschaft und Stall allein um einiges überschritten, das Pferdefutter nicht mitgerechnet. 1911 zog Redl in die Wickenburggasse Nr. 10, wo er eine aus drei Zimmern mit entsprechendem Zugehör bestehende Wohnung gegen einen jährlichen Zins von 2400 Kronen gemietet hatte. Diese Wohnung ließ er sich mit höchster Eleganz und größter Peinlichkeit einrichten. Wie sehr er auf Ordnung in diesen Dingen hielt, mag zum Beispiel daraus hervorgehen, daß dieselben Tapezierergehilfen, die im Jahre 1911 die Wohnung in der Wickenburggasse eingerichtet hatten, im November 1912, da Redl nach Prag übersiedeln mußte, von Redl beauftragt wurden, die Übersiedlung zu bewerkstelligen und die Prager Wohnung wieder so einzurichten, wie die Wiener Wohnung eingerichtet war, das heißt, er entsendete mehrere Wiener Arbeiter mit seinen Möbeln nach Prag, obgleich er doch unschwer auch in Prag die Hilfskräfte bekommen hätte, die ihm die Möbel nach seinen Anordnungen an Ort und Stelle stellen, wenn schon seine vier Diener dazu nicht ausgereicht hätten.

Redls Familie

Der Vater Redls war vor Jahren, als noch die Karl-Ludwig-Bahn bestand, Stationsvorstand in Lemberg. Er hatte neun Kinder.

Äußerungen des Kaisers

Wien, 31. Mai (Privat). Wie bereits gemeldet, hat sich der Kaiser über den Spionagefall Redl eingehend Bericht erstatten lassen. Die ungeheuerliche Tat dieses Offiziers hat den Kaiser außerordentlich erregt. Der Monarch äußerte sich zu wiederholten Malen gegenüber Personen, die im Laufe der letzten Tage bei ihm erschienen, empört über das Verbrechen Redls. Gegenüber einer hohen Persönlichkeit machte der Kaiser die Äußerung, daß dieser Vorfall wohl der unerhörteste während seiner langen Regierungszeit sei. Er finde es unglaublich, daß ihm ein Offizier, ein Generalstabsoberst, auf den er selbst große Hoffnungen gesetzt habe, dies antun konnte. Oberst Redl, der bekanntlich zu verschiedenen wichtigen Missionen verwendet wurde, war öfter beim Kaiser in Audienz erschienen.

Kein Verrat deutscher Militärgeheimnisse

Berlin, 31. Mai (Privat). Gegenüber den Meldungen, daß Oberst Redl auch die Geheimpläne des deutschen Generalstabs verraten habe, in deren Besitz er angeblich während seiner Anwesenheit in Berlin gelangte, äußerte ein hoher Generalstabsoffizier, der gegenwärtig während der Abwesenheit des auf einer Dienstreise befindlichen Generalstabschefs mit der Leitung der Geschäfte betraut ist, zu dem Korrespondenten des „Extrablattes“ folgendes:

„Ich bin nicht in der Lage, offiziell und namens des Generalstabes irgendeine Erklärung abzugeben. Aber meiner persönlichen Auffassung nach ist es völlig ausgeschlossen, daß Redl die Möglichkeit gehabt haben könnte, geheime Pläne des deutschen Generalstabs zu erlangen. Wenn auch die österreichische und die deutsche Armee infolge des Bundesverhältnisses in sehr nahen Beziehungen zueinander stehen, wenn auch Redl in besonderer Mission in Berlin war – ob dies der Fall war, weiß ich nicht –, so ist es doch nach meiner Kenntnis der Dinge undenkbar, daß er dabei in den Besitz von Geheimnissen des deutschen Generalstabs gelangt sei. Denn ebenso, wie es beispielsweise selbst zwischen Brüdern Geheimnisse gibt und in einer noch so harmonischen Ehe die Eheleute sich nicht alles

anvertrauen, so wird auch kein Generalstab einer anderen Macht, mag sie auch noch so befreundet sein und mögen sie gegebenenfalls auch zusammen operieren, seine geheimen Pläne und Ordres ausliefern. Jedenfalls kann ich versichern, daß hier nicht die geringste Beunruhigung darüber herrscht, daß deutsche Geheimpläne verraten worden sein könnten, und daß auch hier nichts veranlaßt werden wird, um eine Änderung unserer Pläne durchzuführen. Nach unserer Organisation halte ich einen derartigen Verrat unserer vertraulichen Dienstsachen durch einen fremden Generalstabsoffizier für ausgeschlossen."

Durch Schaden klug
Reorganisierung des Generalstabes

Wien, 31. Mai (Privat). Wie verlautet, wird infolge der durch den Spionagefall Redl aufgedeckten unerhörten Vorfälle, die, abgesehen von dem ideellen Schaden, einen in die Millionen gehenden Verlust für den Staat bedeuten, eine umfassende Reorganisierung des Generalstabes und der damit zusammenhängenden Agenden vorgenommen werden. Der Kaiser hat den Befehl zur Einsetzung einer Kommission gegeben, die sich mit dieser Reform, namentlich aber mit einer Neuregelung der Vorschriften über die Behandlung der Reservatarbeiten sowie sonstigen strenge geheimzuhaltenden Gegenständen wie Ordres de bataille, Mobilisierungs- und Aufmarschpläne usw. befassen wird. Das Elaborat wird so gefaßt werden, daß eine Wiederkehr des Verrates von so wichtigen Akten ziemlich ausgeschlossen sein wird. Selbstverständlich wird auch die Personalfrage im Generalstab eingehend behandelt werden. Die Kommission wird beauftragt, in möglichst kurzer Frist ihre Arbeit fertigzustellen.

Der Freund Redls – verhaftet

Wien, 31. Mai (Privat). Mittwoch mittags ist hier der Ulanenleutnant Horinka, der dem in Stockerau garnisonierenden Ulanenregimente zugeteilt ist, verhaftet worden. Leutnant Horinka ist jener junge Offizier, von dem im Verlauf der Spionageaffäre Redl wiederholt die Rede war. Horinka stand zu Redl in einem intimen freundschaftlichen Verhältnisse, das mehrere Jahre dauerte. Die Freundschaft zwischen beiden hatte so eigentümliche Formen, daß sie in

Bekanntenkreisen Redls allgemein auffiel. Redl hat diesen Offizier auch sehr reichlich mit Geldmitteln versehen und ihm in seiner Wohnung wiederholt Quartier gegeben. Die Verhaftung Horinkas erfolgte, während er bei seiner Freundin zu Besuch war.

Abschwächende Darstellung

Wien, 31. Mai (Privat). Die „Zeit" veröffentlicht eine Darstellung aus Generalstabskreisen, welche sichtlich die Tendenz verfolgt, die Affäre Redl in einem etwas weniger grellen Lichte erscheinen zu lassen und die Befürchtungen über die Folgen dieser Spionageaffäre abzuschwächen. Es heißt darin:

Es ist ganz unrichtig, daß die Kriegsverwaltung schon seit längerer Zeit gegen Redl irgendeinen Verdacht gehegt hat. Denn in diesem Falle wäre Oberst Redl sofort kaltgestellt worden. Man hätte ihn auch nie zum Generalstabschef in Prag ernannt oder ihn dann auf diesem Posten belassen.

Was seinen Aufwand betrifft, so wurde in militärischen Kreisen davon gesprochen. Er hat übrigens tatsächlich eine Erbschaft gemacht, und es ist nicht Usus, daß, wenn weiter nichts gegen einen Offizier vorliegt, dieser zu einem dokumentarischen Nachweise seiner Privatverhältnisse verhalten wird. Was die Bedeutung seiner verräterischen Tätigkeit betrifft, so soll nicht behauptet werden, daß er vielleicht nicht wichtige Dinge verraten hätte, aber deren Wert wird dennoch geradezu absurd übertrieben. Die wirklich geheimen Elaborate, die Pläne für Operationen für verschiedene Kriegsfälle und die hiefür nötigen Dispositionen, befinden sich einzig und allein beim Chef des Generalstabes, und davon hat niemand Kenntnis als dieser selbst, sein Stellvertreter und der Chef des operativen Bureaus. Die allerdiskretesten Dinge weiß überhaupt nur der Chef allein. Redl hatte als Generalstabschef nur von jenen Vorkehrungen Kenntnis, die seinen eigenen Korpsbereich betrafen. Die Bestimmungen des Korps für den Krieg weiß aber im Frieden nicht einmal der Korpskommandant, also auch nicht sein Generalstabschef. Es ist naturgemäß, daß man verschiedene Elaborate abändert. Sie werden übrigens auch sonst normalerweise halbjährig geändert, und die Kriegsordre de bataille wird immer im März jedes Jahres neu verfaßt.

Die Karriere Redls

Wien, 31. Mai (Privat). Aus dem Bekanntenkreise Redls wird mitgeteilt: Redl tat sich in der Kriegsschule weder durch besondere Begabung noch durch besonderen Fleiß hervor. Er war polnischer Nationalität und beherrschte auch die russische Sprache. Infolge dieser Sprachkenntnisse fiel es ihm nicht schwer, im Evidenzbureau des Generalstabes bald eine Rolle zu spielen. Schon als Oberleutnant in Budapest hatte Redl große Schulden, die sich bei seinen noblen Passionen und dem fast unbeschränkten Kredit, den ihm Geldgeber infolge seiner Zugehörigkeit zum Generalstabe und seiner voraussichtlichen Karriere einräumten, von Jahr zu Jahr steigerten. Diese Schuldenlast ist nach und nach ins ungeheuere gewachsen, so daß Redl bald den Verlockungen der fremden Agenten unterlag.

Der Selbstmord der Brüder Palkovics

Es sind fast genau fünf Jahre verflossen, daß der Selbstmord zweier Generalstabsoffiziere in Budapest ein ähnliches Aufsehen erregte wie jetzt der des Generalstabschefs des 8. Korps. Die beiden Generalstabsoffiziere, von denen hier die Rede ist, waren die Brüder Paul und Nikolaus Palkovics de Szenkvicz. Die Motive, die sie in den Tod getrieben hatten, waren aber rein privater Natur, wenn sie auch natürlich nicht gänzlich aufgeklärt sind. Der jetzt verstorbene Oberst Redl rangierte als Generalstabshauptmann und Generalstabsmajor unmittelbar vor den Brüdern Palkovics. Diese beiden waren Zwillingsbrüder, hatten zusammen die Kriegsschule besucht, wurden gleichzeitig zu Hauptleuten im Generalstabe (Mai 1897) und zu Majoren im Generalstabe (November 1905) befördert. Als Majore standen sie beide in Budapest in Garnison: Paul v. Palkovics war der Militärabteilung des 4. Korpskommandos zugeteilt, Nikolaus v. Palkovics war Generalstabschef der 31. Infanterietruppendivision.

Die Brüder bewohnten eine gemeinsame Wohnung. Kein Mensch ahnte, daß sie sich mit Selbstmordgedanken trugen. Eines Tages gingen sie gemeinsam nach Hause. Dort begab sich jeder in sein Zimmer, nachdem sie offenbar den genauen Zeitpunkt festge-

setzt hatten, wo die Tat vollführt werden sollte; und in demselben Augenblick verübten die Brüder, jeder in seinem Schlafzimmer, den Selbstmord.

Die Anwesenheit des Generaladvokaten Dr. Pollak im Hotel Klomser

Wie dem „Neuen Wiener Tagblatt" mitgeteilt wird, ist die Meldung unzutreffend, daß der Generaladvokat beim Obersten Gerichtshof, Dr. Viktor Pollak, Mitglied jener Kommission gewesen wäre, welche dem Obersten Redl am letzten Samstag im Hotel Klomser die Vorhalte zu machen hatte, infolge welcher er die sofortige Niederlegung der Offizierscharge vollzog und sich dann selbst den Tod gab. Generaladvokat Dr. Pollak stand seit langen Jahren infolge seiner Dienstgeschäfte – er vertrat ja durch geraume Zeit die Staatsanwaltschaft in Spionageprozessen – mit Oberst Redl in freundschaftlichen Beziehungen, und selbstverständlich hielt er ihn ebenso wie alle Welt durch so lange Zeit für einen glänzenden und in seinem Charakter über jede Anzweiflung erhabenen, untadelhaften Offizier. Es bildete sich zwischen ihnen dementsprechend auch ein sehr freundschaftlicher Verkehr heraus, so daß Oberst Redl mehr als einmal, wenn ihn seine Reise nach Wien führte, hievon dem Generaladvokaten telegrafisch Kenntnis gab, mit der Einladung, sofern es ihm seine Zeit erlaube, den Abend mit ihm zu verbringen. Eine solche telegrafische Verständigung erhielt Dr. Pollak also auch von Oberst Redl am Samstag, und nicht im entferntesten die schreckliche Entdeckung ahnend, die die Militärbehörden bereits gemacht hatten, fand er sich also im Hotel Klomser ein, wo er mit dem Obersten zusammentraf, und zwar auch dabei noch gänzlich ohne Ahnung, welches Schicksal des Obersten harrte. In keiner Weise hat also Generaladvokat Dr. Pollak etwa in amtlicher Weise als Träger einer judiziellen Funktion bei der Angelegenheit mitgewirkt.

Generaladvokat Pollak und Oberst Redl

Gegenüber der Nachricht, daß der frühere Staatsanwalt Dr. Viktor Pollak, der jetzt bei der Generalprokuratur ist, an der seltsamen „Kommission" teilnahm, die dem Redl das Todesurteil diktierte und ihm den Revolver samt der Gebrauchsanweisung brachte, brachte das „Neue Wiener Tagblatt" eine auch von uns wiedergegebene Darstellung, nach welcher Dr. Pollak keine Ahnung von dem Schicksal Redls hatte. Demgegenüber schreibt die „Arbeiter-Zeitung": „Wir wissen, daß Dr. Pollak und Redl noch Samstag spätabends beisammen waren, und zwar außerhalb des Hotels Klomser, und daß damals Redls Verhalten so war, daß Dr. Pollak nicht ‚ganz ohne Ahnung' einer großen Veränderung sein konnte, die mit seinem Freunde vorgegangen ist. Jemand, der in seinem Beruf sowohl den Dr. Pollak wie den Redl kennenlernte, teilt uns nämlich mit: ‚Ich saß Samstagabend unter den Arkaden des Cafés Kaiserhof im Rathausviertel. Spätabends – etwa in der Zeit zwischen dreiviertel zehn Uhr und viertel elf Uhr – ging Redl vor den Arkaden auf und ab. Es fiel mir an Redl, dessen Kleidung immer in vollendetster Ordnung war, auf, daß sein Mantel schief zugeknöpft war, so daß ich schon aus der saloppen Kleidung auf ungewöhnliche Erregung schloß. Wiederholt nahm Redl die Kappe ab und wischte sich den Schweiß ab, seine Haare waren verwirrt. Plötzlich tauchte neben Redl Generaladvokat Dr. Pollak auf. Das war mir nicht auffallend, denn ich habe die beiden schon früher wiederholt in freundschaftlichem Verkehr im Café Kaiserhof beisammen gesehen. Pollak trug einen dunklen Überzieher und einen schwarzen harten Hut. Er sagte dem Redl etwas ins Ohr und ging weg. Ich hatte damals die Empfindung, daß Pollak zuerst beim Telefon war, dann dem Redl etwas sagte und dann wieder zum Telefon ging. Nachdem Pollak von Redl weggegangen war, ist auch dieser meinen Blicken entschwunden.' Ein anderer Herr, der Samstagabend im Café Kaiserhof war, teilt uns mit: ‚Gegen halb zehn Uhr abends kam Redl im Auto an die Ecke der Reichsrats- und der Grillparzerstraße vor dem Kaiserhof an. Dr. Viktor Pollak erwartete ihn hier. Beide sprachen eifrig miteinander; dann ging Dr. Pollak in das Kaffeehaus und

telefonierte dort. Während dieser Zeit ging Redl vor dem Kaffeehause aufgeregt auf und ab. Als dann Pollak vom Telefon zurückkam und dem Redl etwas sagte, schien es, daß Redl darüber entsetzt war.‘ Da Herr Dr. Pollak der Intimus des Redl bis zu dessen Tode war, könnte er über den Samstagabend wohl mehr erzählen, als er dem ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ mitgeteilt hat.“

Redl in Dresden

Dresden, 2. Juni. (Priv.) Wie die Blätter melden, beschäftigt sich die hiesige Polizei mit den gelegentlichen Dresdener Aufenthalten Redls. Es wird nachgeforscht, mit wem Redl hier verkehrt hat. Es ist sichergestellt, daß Redl hier Zusammenkünfte mit russischen Agenten hatte.

DIE SPIONAGEAFFÄRE REDL

Die Darstellung der „Militärischen Rundschau“

Die „Militärische Rundschau“, das Organ des Kriegsministeriums, veröffentlicht in ihrer gestrigen Abendausgabe unter dem Titel „Die Wahrheit über Redl!“ eine Darlegung des Falles, welche einige neue Details enthält.

Durch eine vertrauliche Mitteilung erhielt vor etwa sieben Wochen das mit der Leitung des Nachrichtendienstes betraute Bureau unseres Generalstabes Kenntnis, daß wiederholt in Wien postlagernde Briefe und Geldsendungen einlangen, die darauf schließen lassen, daß mit diesen Sendungen Spionage in Verbindung sei. Es wurde hierauf von der militärischen Stelle sofort die Überwachung des betreffenden Postamtes verfügt. Durch Wochen wurde das Amt von Geheimagenten überwacht, denen in der Postanstalt zum Aufenthalt ein besonderes Zimmer eingeräumt wurde, das mit dem Poste-restante-Schalter eine elektrische Glockenverbindung erhielt. Diese Überwachung blieb bis 24. Mai erfolglos, da die eingelangten Sendungen während der ganzen – ungefähr sechs Wochen währenden – Zeit nicht behoben worden waren.

Am 24. Mai, gegen sechs Uhr nachmittags, fand sich bei dem

bezeichneten Schalter ein in Zivil gekleideter Mann ein, der die mit einer Deckadresse versehenen postlagernden Sendungen übernahm. Die Detektivs, davon avisiert, leiteten die Verfolgung dieses Mannes ein. Dessen Verhaftung an Ort und Stelle erschien unopportun, da er möglicherweise nur eine Mittelsperson sein konnte. Der Überwachte bestieg ein Automobil, und da ein zweites zur unmittelbaren Verfolgung im Augenblick nicht gegenwärtig war, konnten sich die Agenten nur darauf beschränken, die Nummer des davoneilenden Wagens zu notieren. Es gelang ihnen jedoch nach einiger Zeit, das leer zurückfahrende Auto zu entdecken und das Hotel festzustellen, in dem der Verfolgte abgestiegen war. Bei der Durchsuchung des Kupees fanden die Detektives das Etui eines Taschenmessers. Sie begaben sich in das erwähnte Hotel und beauftragten den Portier, den zuvor Angekommenen, der ihnen als „Oberst Redl aus Prag" bezeichnet wurde, zu befragen, ob ihm das Etui gehöre. Der Portier erhielt von Redl eine bejahende Antwort, wodurch dessen Identität als der Beheber der Briefe erwiesen erschien.

In Redl mochte sogleich, nachdem er diese Antwort gegeben, der Gedanke aufgeblitzt sein, daß er sich durch sie verraten haben könnte. Von diesem Augenblick an, da er sich überwacht fühlte, mag die Sicherheit ihn verlassen und das plötzlich in ihm in ganzer Größe laut gewordene Bewußtsein seiner Schuld ihn überwältigt haben, da er von da an – wie sich später erwies – zur Selbsttötung entschlossen war. Er schrieb in der Hast einige Abschiedsbriefe. Für seine Absicht sprach auch, daß sich Redl sein dolchartiges Taschenmesser sowie eine Schnur in Bereitschaft legte. Es dürfte gegen acht Uhr abends gewesen sein, als sich Redl – in Uniform umgekleidet – in eine Restauration begab, in welcher er mit einem Bekannten, dem Generaladvokaten Pollak, zusammentraf. Redl zeigte sich ungeheuer aufgeregt, erklärte seinem Freunde, daß er ein schweres Verbrechen begangen habe und sich das Leben nehmen müsse. Pollak erblickte in diesen Mitteilungen und im gesamten Verhalten seines Freundes Anzeichen einer beginnenden Geistesgestörtheit. Er begleitete Redl ins Hotel und verließ ihn beim Hoteleingang, nachdem er zuerst über seine Wahrnehmungen und Vermutungen der Polizeidirektion telefonisch Nachricht gegeben hatte. Mittlerweile war die Polizeidirektion bereits von den Geheimagenten von dem Resultate ihrer Erhebungen verständigt worden, so daß die

später erstattete Meldung des Generaladvokaten Pollak in ihrer Art die Feststellung ergänzte und bestätigte.

Die weitere Darstellung der „Militärischen Rundschau" deckt sich mit den Mitteilungen des Landesverteidigungsministers; schließlich betont das Organ des Kriegsministeriums, daß die Homosexualität Redls, die auch in seiner Wohnung vorgefundene Photographien erwiesen haben, den Mann Erpressern auslieferte und daß er nicht die Willensstärke hatte, der Versuchung standzuhalten, sich die Mittel zur Befriedigung der Erpresser auf verbrecherische Art zu beschaffen. Er sei ein Minderwertiger gewesen, und in der Armee dürfe für physisch oder moralisch Minderwertige kein Raum sein. In Zukunft werde die Umsicht, mit der man immer auf die Reinheit der Armee achtete, auch auf das durch Redl plötzlich nahe gerückte Gebiet auszudehnen sein.

PRAGS POLITISCHE GEHEIMPOLIZEI

Prag, 12. März.

Der Reichsratsabgeordnete Dr. Karl Šviha war österreichischer Richter, ein kaiserlich-königlicher Staatsbeamter. Gleichzeitig war er Führer der parlamentarischen Opposition und Obstruktion gegen dieselbe Regierung, von der er sein Beamtengehalt bezog und die ihn avancieren ließ. Ein Widerspruch? Oh, Dr. Sviha wußte ihn wettzumachen. Wenn die Parteisitzungen zu Ende waren, dann schlich er nächtlicherweise zu seinen geheimen Brotgebern, den Kommissaren der Staatspolizei, und verriet die unter seinem Vorsitz zustande gebrachten Beschlüsse. In der Öffentlichkeit lärmte und hetzte dieser Regierungsbeamte gegen die Regierung, im Hintergrunde diente ihr dieser Obstruktionsführer um so wirksamer. Und diese geheime Freundschaft war der Regierung wichtiger als seine Feindschaft im offenen Feld. Denn in Böhmen blüht die innere Spionage, das Spitzeltum und das Konfidentenwesen wie Anno Metternich. Das kommt daher, weil alle großen tschechischen Bestrebungen, der Dezentralismus, der Boykott nichtslawischer Waren, der Panslawismus, der Antimilitarismus, die Russophilie (die während des russisch-japanischen Krieges zu offiziellen Bittgottesdiensten für die Russen führte), das böhmische Staatsrecht, der

Kampf gegen die deutsche Amtssprache und die auch während der Annexionskrise nicht verhehlte Serbenfreundschaft, durchwegs Dinge sind, die sich mit dem Staatsgedanken der österreichisch-ungarischen Monarchie nicht vertragen und nicht vertragen können. Und auf das Staatsfeindliche dieser Bestrebungen kann die Regierung immer wieder hinweisen, wenn sie vor sich selbst und vor der Öffentlichkeit den Bestand dieser unwürdigen und reaktionären Schnüffelei entschuldigen will. Und mit viel Geld hat sie schon einflußreiche Personen der Nation zum Verrat und zur geheimen Abtrünnigkeit gewonnen. Die Geschichte Prags weiß davon Romane.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts gab es unter den Tschechen kaum einen gefeierteren Publizisten als Karl Sabina, der als der Librettist von Smetanas Oper „Die verkaufte Braut" auch dem deutschen Publikum bekannt ist. Seine naturalistischen Dichtungen erweckten das Entzücken der literarischen Kritik, seine radikaldemokratischen Artikel entzündeten die nationale Begeisterung des Volkes, und wenn er in Versammlungen seine Philippiken gegen Staat und Regierung schleuderte, jubelte ihm die Jugend zu. Da ereignete sich einmal ein Zufall, der über das Schicksal Sabinas entschied. In einer Sommernacht konnte der tschechische Advokat Dr. Wellner wegen der Hitze nicht einschlafen. Er trat an das Fenster und blickte zerstreut in die Bartholomäusgasse, in der sich die Seitenfront des Polizeidirektionsgebäudes befindet. Da sah er einen Mann des Weges kommen, in dem Dr. Wellner den großen Karl Sabina erkannte. Dieser drehte sich scheu um, um zu sehen, ob ihn niemand beobachtete, und öffnete dann mit einem aus der Tasche hervorgeholten Schlüssel eine Seitentür des Polizeigebäudes. Dr. Wellner benachrichtigte den alttschechischen Publizisten J. B. Skrejschowski von seiner Beobachtung, und man begann nun Sabina zu überwachen. Wenige Tage später kehrte der von der österreichischen Regierung verfolgte Politiker J. W. Frič für wenige Stunden nach Prag zurück, um seine kranke Mutter zu besuchen. Sabina gehörte zu den wenigen Freunden Fričs, die von dieser geheimen Rückkehr wußten, und als um drei Uhr früh Frič verhaftet wurde, war es für die Beteiligten klar, daß Sabina ein elender Verräter sei. Ein politisches Ehrengericht sprach über Sabina den Ehrverlust aus. Er lebte nun verarmt und verachtet an der Peripherie Prags, kein

Blatt veröffentlichte auch nur eine Zeile von ihm, seine alten Schriften wurden nicht mehr gelesen, und sogar auf dem Theaterzettel der „Verkauften Braut“ stand bloß der Vermerk: „Text von K. S.“

In den neunziger Jahren wurde gegen einen anderen Polizeispitzel von seinen verratenen Genossen ein noch härteres Urteil verhängt und vollzogen: der Tod. Es war im Jahre 1893, als in Prag der weitverzweigte Geheimbund „Omladina“, der unter anderem die Statthalterei und andere Staatsämter in die Luft sprengen wollte, von der Polizei ausgehoben und nach den Funktionären (heute sind fast alle damaligen Angeklagten Führer der Nation) von den Behörden geforscht wurde. Es hatte sich aber unter den Verschworenen des „Bundes vom rot-blauen Siebener“ ein Ephialtes befunden. Der Verdacht der Genossen lenkte sich auf den buckligen Handschuhmacher Rudolf Mrva, der sich „Rigoletto von Toskana“ nannte. Aber man wußte nichts Bestimmtes. Da opferte sich ein schönes Mädchen: Milena Waigert, die Schwester des Omladinisten Bořivoj Wagner. Sie wußte den buckligen Rigoletto zu umgarnen, und in einer Liebesstunde entwendete sie ihm ein Notizbuch, worin manches sich auf seinen verräterischen Verkehr mit der Polizei zu beziehen schien. Am Weihnachtsabend, als Mrva in seinem Kämmerlein den Christbaum schmückte, kamen seine Mitverschworenen Dragoun und Doležal und sprachen vor der verschlossenen Tür das Losungswort. Mrva ließ sie ein, und sie erstachen ihn, denn also hatte eine Satzung des Bundes gelautet: Wer ein Verräter an der heiligen Sache ist, stirbt des Todes durch den Dolch ... In Hunderten von Volksliedern besang man diesen Roman, und Rainer Maria Rilke dachte an den buckligen Verschwörer, als er seine beiden Prager Geschichten schrieb.

Von der politischen Polizei Prags war vor fünf Jahren in Prag viel die Rede, als Wenzel Boček, der Detektivmörder, zum Tode durch den Strang verurteilt wurde. Neben diesem blutrünstigen Gesellen saß ein Mann auf der Anklagebank, den das tschechische Konversationslexikon als Schriftsteller verzeichnete, ein Mann, der auf dem internationalen Anarchistenkongresse in Amsterdam mit den Vorsitz geführt hatte, ein Mann, der neben dem Märtyrer Ferrer als einer der temperamentvollsten Redner bei den internationalen Freidenkerkongressen aufgetreten war: der Anarchist Vohryzek. Er hatte im Brüxer Kohlengebiet die „action directe“ gepredigt, die

Sabotage an Gebäuden und Maschinen, und soll auch für die Expropriation der Staatskassen eingetreten sein, die auch das Programm der kurz vorher in Böhmen verurteilten anarchistischen Kirchenräuber Kankowski und Brünner gewesen war. Man legte dem Vohryzek manches Verbrechen zur Last, aber man konnte ihm nicht nachweisen, daß er ein Komplice des internationalen Briefmarkendiebes Giovanni Carbonell in Turin gewesen sei. Man wies ihm nur nach, daß er mit dem Mörder Boček den kühnen Einbruch in die Uhrenfabrik Galli in Zürich unternommen habe, und verurteilte Vohryzek zu Jahren schweren Kerkers.

Es war die Partei, deren Obmann jetzt der Polizeispion Šviha war, die während der österreichisch-böhmischen Krise 1908 Protestversammlungen gegen die Annexion veranstaltete, „Hoch Serbien" auf den Straßen rief und im Palais Aehrenthal (dem Eigentum des Annexionsministers) die Scheiben zertrümmerte, es war die Partei des Herrn Dr. Šviha, die fast ein Jahr lang den Straßenkampf gegen die deutschen Couleurstudenten Prags führte und ihn schließlich verlor. Es war die Partei Dr. Švihas (sein Vorgänger in der Präsidentschaft war der Abgeordnete Klofáč), die in kritischer Zeit den Antimilitarismus predigte, und etwa vierzig Parteimitglieder wurden bei dem großen Antimilitaristenprozeß zu langer Haft in den Kerkermauern von Pankratz verurteilt. Im Parlament nahm sich der Verurteilten auch der Reichsratsabgeordnete Šviha an, derselbe Reichsratsabgeordnete Sviha, gegen den jetzt auch die Beschuldigung erhoben wird, daß er es war, der die Namen der Antimilitaristen an die Polizei verriet...

INTERVIEWS



PEPI SCHNELLÄUFER INTERVIEWT EGON ERWIN KISCH

Angesichts des lokalen Sensationserfolges, den das Buch „Aus Prager Gassen und Nächten" von Egon Erwin Kisch gehabt hat, wurde unser jüngster junger Mann, Herr Pepi Schnelläufer, zu dem glücklichen Autor gesendet, um ihn zu interviewen. Unser Mitarbeiter berichtet hierüber:

Ich habe sehr lange suchen müssen, bis ich den Herrn Autor Egon Erwin Kisch gefunden habe, denn er war nicht in dem Caféhause „U myší dírky" in der Fleischhackergasse, trotzdem man mir gesagt hatte, er wird dort sein. Auch war er nicht in dem Café „U staré panny" in der Michaelsgasse, wo er immer mit der Peptschka Rozkroutilová sehr gerne tanzen soll. Ich habe ihn erst in dem Café „U třech hvězdiček" in der Galligasse gefunden, wo ich mich sehr gefürchtet habe hineinzugehen, weil es sehr dunkel ist und weil ich in der Zeitung gelesen habe, daß hier der Očenášek einem Gast eine tödliche Ohrfeige gegeben hat und daß hier der Raubmörder Zimmermann aus Plauen arretiert worden ist und daß hier nur Räuber, Mörder und Revertenten und der Herr Maler K...l verkehren. Aber ich habe mir gedacht, daß ich ein sehr mutiger und findiger Mensch bin, und da bin ich in die „Drei Sternchen" hineingegangen. Ich habe den Herrn Kellner gefragt, wo ist der Herr Autor Kisch, und der Kellner hat gerufen: „Egone, da sucht dich jemand."

Und hat mir gezeigt, daß der Herr, der mit dem Scheitel und den Sechserlocken, der Herr Kisch ist. Der ist an einem Tisch gesessen, und der Tisch stand an der Wand, und an der Wand war eine Tafel, und auf der Tafel ist gestanden: „Parta Elent". Das heißt soviel wie „Platte Elend", und der Egon Erwin Kisch ist der Obmann. Er hat mich gefragt, was ich eigentlich will. Ich hab darauf gesagt, ich will ihn interviewen für die „Kritik öffentlicher Angelegenheiten" über seine Privatangelegenheiten. Er hat mir gesagt, ich soll ihn nur fragen, er wird mir antworten.

„Herr Autor", habe ich zuerst gefragt, „ist es wahr, daß Sie in der Gemeindetruhe geboren worden sind?"

„Nein", sagte er, „das ist nicht wahr. Das ist eine böswillige Verleumdung. Die Leute lügen so viel von mir, Sie müssen das endgiltig richtigstellen."

„Ist es, Herr Autor, auch nicht wahr, daß Sie aus dem Rathause hinausgeworfen wurden?"

„Das ist eine Übertreibung. Ich habe nur im Laufe einer sachlichen Debatte dem Stadtverordneten Vaňha die Uhrkette zerrissen und dem Stadtverordneten Březnovsky einen Rippenstoß versetzt, und deshalb haben mich die Diener und Hausknechte und einige Stadtverordnete auf die Stiege hinausgetragen und haben mir dort einen Stoß versetzt, aber hinausgeworfen haben sie mich nicht."

„Bitte, Herr Autor, man erzählt auch, daß Sie so viele Arreststrafen abgebüßt haben sollen, besonders beim Militär."

„Haha, haha", sagte der Herr Kisch. „Ich habe während meines ganzen Freiwilligenjahres fast gar keine Strafe gehabt. Im ganzen bin ich in diesem Jahre bloß 260 Tage gesessen. Und diese Strafen gelten nicht, weil sie bei der allgemeinen Amnestie im Dezember 1908 gestrichen worden sind."

„Darf man wissen, weshalb Sie die Strafen bekommen haben?"

„Ach, eine kleine Ehrenangelegenheit, eine Bagatelle war der erste Anlaß. Ich habe dem dienstführenden Feldwebel eine Ohrfeige gegeben, und er hat sich darüber beleidigt. Dann habe ich den Major kontrahiert, weil er mir gesagt hat, ich bin vom Klofáč bezahlt, um die Disziplin in der Armee zu ruinieren; der Major hat mir aber statt Satisfaktion nur Arrest gegeben. So eine Feigheit!"

„Könnten Sie mir nicht sagen, was der glücklichste Tag Ihres Lebens war?"

„Das ist sehr schwer, ich habe nämlich in meinem Leben drei glückliche Momente gehabt und weiß nicht, welchen ich den Vorzug geben soll."

„Welches waren diese drei glücklichen Momente, wenn man fragen darf."

„Also gut. Aber niemandem weitersagen. Erstens, als mir die Mädels im Hippodrom mit einer Mehrheit von 120 Stimmen den Schönheitspreis im Jahre 1910 zuerkannten. Zweitens, als ich bei der nordböhmischen Fußballmeisterschaft für den Tetschner Klub das entscheidende Goal gegen Lobositz geschossen habe. Und

drittens, als ich in Konstantinopel aus der Aja-Sophia-Moschee glücklich herausgelangt war, noch bevor mich die Mosleminen, die mich als Giaur erkannten, zu lynchen vermochten."

„Und über Ihre künstlerische Tätigkeit...?"

In diesem Momente intonierte der Klavierspieler die Hymne „O Emane", und der Herr Autor begann mit Frau Mana Veselá einen „Schlapák".

ENTLARVTE „ANGRIFF"-LÜGEN

Ein Interview mit Egon Erwin Kisch

Vor etwa einer Woche veröffentlichte der „Angriff" in großer Aufmachung auf der ersten Seite einen wüsten Hetzartikel gegen emigrierte deutsche Schriftsteller, wie Balder Olden, Gustav Regler und Egon Erwin Kisch. Besonders Kisch wurde der Verbreitung schlimmster „Greuelmärchen" beschuldigt.

Kisch hat der Korrespondenz „Inpress" dazu jetzt folgendes erklärt:

„Der aktuelle Anlaß dafür, daß die Mordhetze jetzt in so ungeheuerlichem Maße anschwillt, liegt ohne Zweifel darin, daß nach dem vollendeten Zusammenbruch der Wirtschaft (Aufzehrung der Golddeckung, Zerstörung der Währung, Schlachtung von Viehbeständen, Vergrößerung der Armee der Hungernden durch die Auflösung der SA usw.) die ideologische Fassade mit allen Mitteln verteidigt werden muß. Ob es wahr ist, daß Dollfuß mit der Veröffentlichung von Hitlers Polizei-Akten aus dessen Wiener Zeit gedroht hat und deshalb von den Nazis erschossen worden ist, ist nicht aufgeklärt. Jedenfalls besitzt aber die Übereinkunft, daß Hitler persönlich ein integrer Mann sei (eine Übereinkunft der Nationalsozialisten, der nun auch die Reichswehr beigetreten ist, um von ihm die Rationierung der Nahrungsmittel und die Inflation durchführen zu lassen), im deutschen Volk noch immer starke Verbreitung. Da aber durch die Verbitterung der Kleinbürgerschichten deren freiwillige Spitzel- und Angeberdienste aufgehört haben, gewinnt die von der Auslandspresse und den illegalen Blättern veröffentlichte Wahrheit immer mehr Verbreitung innerhalb Deutschlands. Um dagegen anzukämpfen, versucht Herr Goebbels, die unabhängig gebliebenen

deutschen Schriftsteller und Publizisten mundtot zu machen oder wenigstens deren Glaubwürdigkeit zu erschüttern."

„In dem Fall", so erklärt Kisch weiter, „wegen welchem Sie mich befragen, versucht Goebbels meine Glaubwürdigkeit mit einer Reihe von Angaben zu erschüttern, von denen auch nicht eine einzige auf Wahrheit beruht. Lesen Sie zum Beispiel nachstehenden Satz: ‚Obwohl man Kisch nach kurzer Schutzhaft ungeschoren in die Schweiz fahren ließ, brachte er es fertig, eine Zeitschrift herauszugeben, in der er in mehr als einem Artikel die Behauptung aufstellte, in den Schutzhaftgefängnissen würden den Leuten die Augen ausgestochen und die Hände abgehackt.' Wahr ist, daß man mich weder ‚in die Schweiz fahren ließ', sondern aus dem Spandauer Zuchthaus an die tschechoslowakische Grenze abschob, daß ich es nicht ‚fertigbrachte, eine Zeitschrift herauszugeben', sondern niemals in meinen Leben eine Zeitschrift herausgegeben habe, auch jetzt keine herausgebe, und niemals behauptet habe, daß ‚Leuten die Augen ausgestochen und die Hände abgehackt' worden sind. Gerade diese zwei Arten der Bestialität habe ich nicht gesehen, obwohl ich nie in meinem Leben so grauenvolle Verstümmelungen vor Augen sehen mußte wie bei meinen Mitgefangenen, die aus der Nazikaserne im Columbiahaus in unsere Massenzelle im Polizeipräsidium überführt worden sind. Aber auch darüber, was ich mit eigenen Augen sah, habe ich nicht alles schreiben können, ich gestehe, daß ich nicht imstande bin, das zu schreiben, was das Nazigesindel zu tun vermag.

Auch das, worüber ich aussagte, klang einer ahnungslosen Menschheit anfangs unglaubhaft. Und so konnte ein Naziorgan in der Tschechoslowakei mich unwahrer Behauptungen beschuldigen. Als ich es verklagte, gab das Blatt eine Erklärung ab, daß es sich von der Richtigkeit meiner Angaben überzeugt habe."

Kisch schließt: „Obwohl in Deutschland eine solche Zurücknahme nicht zu erwarten steht, bin ich bereit, vor jedem öffentlichen Gericht Deutschlands den Beweis für jede Zeile zu führen, die ich über das Naziregime veröffentlicht habe."

VERBANNTER JOURNALIST

Der Mann,
der das Lachen des Jägerliests zu hören wünscht
Ein Interview mit Herrn Kisch
Vom Sondervertreter des „Telegraph"

Fremantle, 10. November.

Ein untersetzter Mann mit einem sorgfältig geschnittenen Schnurrbart, jünger als seine fünfzig Jahre aussehend und trotz seines gebrochenen Englisch gesprächig, stand er in der Nähe des Büros auf der „Strathaird" und sprach mit den Zollbeamten, als ich ihn zum erstenmal sah – Herrn Egon Erwin Kisch, den Mann, über den in Australien diese Woche am meisten gesprochen wird. Sie standen hier einen Augenblick, betraten dann einen Aufzug und verschwanden zu einem unteren Deck, und mit den übrigen Journalisten raste ich durch den Gang und die Kajütentreppe hinunter ihm nach.

Mit den Zollbeamten und dem Hafenarzt betraten wir die „Strathaird" vor Fremantle, da wir dringend wünschten, diesen Mann, unverkennbar einen Intellektuellen, zu interviewen, dem der Einlaß nach Australien verweigert wurde. Als wir ihn in der Touristenklasse wiederfanden, hatte er gerade sein Gespräch mit den Zollbeamten beendet. Er war durch die unerwartete Schwierigkeit sichtlich bestürzt, doch ließ er keinen Mißmut merken, eher Befremden.

„Nein, nein!" Gewiß würde er nicht versuchen, das Schiff zu verlassen, wenn ihm die Zollbeamten sagten, er dürfe es nicht.

Er grüßte uns eifrig. „Ihr seid von der Presse? Das ist sehr gut. Das ist ausgezeichnet. Seht, ihr könnt mir helfen." Er ging voraus zum Rauchzimmer.

„Nun, Herr Kisch, man hat Ihnen die Landung verboten?"

„Ja, ja", antwortete Herr Kisch. „Die Bundesregierung sagte, daß ich nicht landen darf, da berichtet wurde, ich beabsichtige Vorträge zu halten. Möglicherweise glaubt man, ich will über australische Politik sprechen, aber ich habe nicht vor, über Politik zu sprechen. Ich weiß nichts von australischer Politik, und, nebenbei gesagt, mein Englisch ist nicht ausreichend. Ich möchte über Literatur, Kultur, Krieg sprechen."

Verzweiflungsgeste

Herr Kisch stockte mit einer Verzweiflungsgeste und lachte kurz, verlegen auf. Lebhaft redend und gestikulierend, erzählte er uns von seinen Büchern und Reisen sowie von seiner Verfolgung in Deutschland. Wie er gemeinsam mit zehn anderen in der Nacht nach dem Reichstagsbrand verhaftet wurde und wie er als Reporter eines großen Berliner Tageblattes eine sensationelle Erstmeldung erworben habe, die zur Gefangennahme eines Spions führte.

„Warum werden Sie als Agitator hingestellt?" fragte ihn einer von uns.

„Ich bin kein Agitator!"

„Ich bin kein Agitator!" antwortete er. „Ich schreibe über alle Länder, besonders über Rußland, und in allen sehe ich viele gute Sachen. Deshalb werde ich auch als Kommunist gebrandmarkt." Wieder diese Geste der Verzweiflung und das kurze, verlegene Auflachen.

„Ich war in allen Ländern, in Amerika, in China, in Turkestan", sagte er, „und dies ist das erste Mal, daß mir so etwas passiert. Die Leute werden denken, ich sei ein Verbrecher. Sie werden sich anstoßen, wenn ich heute abend in den Gesellschaftssaal gehe, und sagen: ‚Seht! Das ist der Mann, dem sie nicht erlauben wollen zu landen.'" Er fand die Situation grotesk und lachte in sich hinein. „Man wird sagen, das ist der Mann, der den König von Serbien ermordet hat", fügte er hinzu.

„Aber wie haben die Zollbeamten das Landeverbot begründet?" fragten wir.

„Sie sagten mir, daß ich nicht landen darf, weil ich Vorträge halten will", sagte er. „Sie haben mein Gepäck durchsucht, und alles, was sie fanden, waren Bücher über australische Geschichte. Während der Reise las ich alles, was ich nur konnte, über Australien, über Dampier, der diese Küste entdeckt hat, über Batman und über Kapitän Cook. Ich wünschte so sehr, den, wie ihr ihn nennt, ‚Lachenden Hans' zu sehen. Ich wollte ein Buch über Australien schreiben, und jetzt hat man mir meinen Paß weggenommen. Was werden meine Freunde zu Hause denken? Sie warten auf mein Buch über Australien.

Ein Schnellfeuer von Fragen

Dann fing Herr Kisch an, uns mit Fragen über Australien einzudekken. Was hat es mit der alten Mühle im Süden von Perth auf sich? Wie weit drang Dampier während seiner Entdeckungsfahrt nach Süden vor? Wo war die Stelle in Fremantle, wo Kapitän Stirling landete? Könnte er sie vom Deck sehen? Zuletzt konnten wir, deren Kenntnisse der australischen Geschichte längst eingerostet waren, einfach nicht mehr Schritt halten mit dieser verblüffenden Serie von Fragen.

Unsere Fragen beantwortend, erörterte Herr Kisch die Antikriegsbewegung und erzählte uns von ihrem Wachstum in allen Ländern der Welt, von den hervorragenden Menschen, die mit ihr verbunden sind und von denen einige zu seinen persönlichen Freunden gehören.

Dann brach er nachdenklich ab. „Ich hätte gerne Perth gesehen", sagte er halb zu sich. „Es gibt hier so viel zu sehen. Für mich ist das eine Katastrophe. Ich verliere ein ganzes Jahr. Heute früh bekam ich so viele Begrüßungstelegramme, daß ich dachte, es sei alles in Ordnung."

Bitter enttäuscht

Zuletzt verließen wir ihn, indem wir ihm viel Glück für seine Proteste bei der Regierung wünschten. Kein einziges Mal während der Stunden, die wir mit ihm verbrachten, äußerte er ein Wort des Ärgers, doch er war bitter enttäuscht. Er tat uns ungeheuer leid. Während unserer Arbeit in Fremantle haben wir uns ein Bild von der Tüchtigkeit des Zollamtes machen können, und wir wissen, daß es kein Amtsschimmel war, der Kisch von Australien fernhielt, und wenn wir auch überzeugt sind, daß die eingeleiteten Schritte von Erfolg gekrönt sein werden, so können wir uns doch einen Begriff von der Enttäuschung dieses Mannes machen, der sich so sehr auf Australien freute. Und ich denke, daß die Zollbeamten dasselbe fühlten.

Als wir die „Strathaird" betraten, glaubten wir einen Agitator zu interviewen – und fanden einen Mann, der das Lachen des Jägerliests zu hören wünschte.

KISCH IN SYDNEY

Strenge Polizeiwache am Kai
Demonstranten leer ausgegangen

Die Polizei hatte alles so gut vorbereitet, daß den Anhängern des geächteten tschechoslowakischen Romanschriftstellers Kisch keine Gelegenheit für Demonstrationen geboten wurde, als die „Strathaird" vor Anker ging. Seit dem Morgengrauen bewachten ganze Abteilungen uniformierter und geheimer Polizei ebenso wie Untersuchungsbeamte des Commonwealth den Zugang zum Anlegeplatz. Und als die „Strathaird" festmachte, nahmen ähnliche Wachmannschaften an der Gangway Aufstellung, so daß die etwa hundert Männer und Frauen, die die antifaschistischen und Antikriegsorganisationen sowie die Arbeiterbildungs- und radikalen Arbeiterorganisationen repräsentierten, daran gehindert wurden, dem Anlegeplatz allzu nahe zu kommen. Einigen ist es zwar gelungen, durchzudringen, sie bekamen Kisch jedoch nicht zu sehen, der sich noch lange, nachdem die Passagiere ausgestiegen waren, in seiner Kajüte aufhielt.

Journalisten, die das Schiff betraten, kurz nachdem es Heads erreicht hatte, stießen, was die Schiffsoffiziere betrifft, auf eine wahre Mauer des Schweigens, doch schließlich wurde Herr Kisch im Hinterdeck in einer Kajüte der dritten Klasse ausgemacht. Noch bevor er interviewt werden konnte, konsultierte ihn eine Vertreterin von Frau C. Jollie Smith, einer gesetzlichen Vertreterin von Frau Rosanove, der Anwältin des Staates Victoria, es wurde jedoch, nachdem sie weggegangen war, nichts verlautbart.

„Ich bin kein Kommunist"

Herr Kisch wiederholte noch einmal seine Behauptungen aus Melbourne und erklärte, daß er weder ein Verbrecher noch ein Verbreiter roter Propaganda sei. Er sei auf Einladung des australischen Volkes nach Australien gekommen und habe die Erlaubnis der britischen Regierung erhalten, während er zugleich eine Bewilligung vom britischen Konsul in Paris eingeholt habe.

„Ihr könnt leicht sehen, daß ich kein Kommunist bin", sagte er. „Seht euch die Leute an, die mich eingeladen haben. Es sind unter

ihnen Juristen, Senatoren und ein ehemaliger Generalstaatsanwalt. Die können bestimmt nicht als Gangster bezeichnet werden. Warum geht man mit mir auf diese Weise um? Ich kann das nicht begreifen. Ich bin kein Agitator."

Über seinen Sprung vom Schiff, das gerade den Hafen von Melbourne verließ, berichtend, sagte Herr Kisch, daß er nicht zu fliehen beabsichtigte. Bei dem Sprung hätte er seinen Knöchel ernstlich verletzt, und während der Reise von Melbourne hätte ihn der Schiffsarzt behandelt. Er sagte, daß er immer noch große Schmerzen hätte, und es wäre ihm nicht möglich, die Kajüte zu verlassen. Um den Schmerz ein wenig zu mildern, hat Herr Kisch einen Arm in einer oben an der Schlafkoje angebrachten Schleife.

Warum er ans Ufer sprang

„Ich war entschlossen, ans Ufer zu springen", sagte Herr Kisch, „da mir durch meinen Rechtsberater in Melbourne angedeutet wurde, daß ich, einmal an Land, nicht mehr aufs Schiff zurückgebracht werden darf. Nachher wurde ich allerdings aufs Schiff zurückgebracht und in einer Kajüte untergebracht. Ich sprang, ohne zu überlegen, und ich hatte absolut keine Absicht zu fliehen, da mich zu dieser Zeit ein Polizist bewachte. Er kam zu mir und fragte mich lachend, ob ich in Ordnung sei. Ich konnte nicht gehen, und er verhaftete mich sofort. Es war meine Absicht, nach dem Sprung vom Gericht die Erlaubnis einzuholen, in Australien bleiben zu dürfen. Ich bin 15000 Meilen gefahren, und dann, lediglich einen Schritt vom Ufer entfernt, wurde ich gehindert zu landen. Mein einziger Wunsch ist jetzt, an Land zu kommen, um eine Krankenhausbehandlung meiner Verletzung zu erreichen. In meinem rechten Knöchel sind zwei Knochen gebrochen, und der Schiffsarzt sagte mir, daß auch eine Sehne und das Bindegewebe meines linken Beines verletzt sind. Nachts habe ich derartige Schmerzen, daß mir manchmal die Tränen kommen. Ich kann nicht essen und schlafen. Ich habe mich in einem Telegramm an meinen Konsul in Melbourne gewandt, ob er nicht die Herbeischaffung eines Röntgenapparates oder meine Unterbringung in einem Krankenhaus veranlassen könne."

Als ein Journalist auf eine vom Generalstaatsanwalt (Herrn R. G. Menzies) abgegebene Behauptung hinwies, der zufolge Informationen, über die er verfüge, zeigen, daß er (Herr Kisch) Kommunist sei, lachte Herr Kisch und sagte: „Mister Menzies kann sagen oder veröffentlichen, was er will. Ich bin lediglich Schriftsteller, und alles, was ich über Politik gesagt habe, steht in meinen Büchern; und ich wollte die Gelegenheit ergreifen, um ein Buch über Australien zu schreiben. Es tut mir schrecklich leid, daß ich es nicht tun kann. Es wird bestimmt niemand von mir annehmen, daß ich diesen Weg gemacht habe, nur um eine Rede zu halten?“ Kisch erwähnte seine beiden Reisen nach England, wo er auf Meetings gesprochen habe, an denen zahlreiche namhafte englische Juristen und führende Persönlichkeiten der Gesellschaft teilnahmen, und er sagte, daß er auch auf Versammlungen geredet habe, die unter Vorsitz von Lord Marley abgehalten wurden.

Kurz nachdem das Schiff festgemacht hatte, wurde Kischs Knöchel noch einmal untersucht, und ein Sydneyer Arzt will im Laufe des Tages eine weitere Prüfung vornehmen.

E. E. KISCH ÜBER DIE LAGE DER JUDEN IN AUSTRALIEN

Egon Erwin Kisch, der von seiner abenteuerlichen Reise aus Australien zurückgekehrt ist, wurde in Paris vom Berichterstatter der „Morning Freiheit“ interviewt. In Melbourne hat der GESERD große Protestversammlungen gegen Kischs Verhaftung veranstaltet. Über die Lage der jüdischen Massen in Australien sagt Kisch folgendes:

Der Großteil der australischen jüdischen Massen ist erst in den letzten zwanzig Jahren nach Australien eingewandert. Es ist interessant, daß die meisten Einwanderer aus Palästina gekommen sind, da sie vom Zionismus enttäuscht und in Palästina nicht einmal in nationaler Hinsicht befreit wurden. Im Laufe der letzten zwanzig Jahre sind deshalb ganze Massen aus Palästina nach Australien geflüchtet. Außerdem gibt es hier Juden aus Rußland, Polen und

Deutschland. Die Immigration aus Deutschland datiert erst aus den letzten Jahren.

Die Prosperity ist heute in Australien verschwunden, und die Krise ist auch hier so wie in allen andern kapitalistischen Ländern zu spüren, obwohl die Prosperity sich hier etwas länger halten konnte als in Europa.

Im Jahre 1930 verschärfte sich die Arbeitslosigkeit, und heute ist sie viel größer als zum Beispiel in Frankreich. Es ist selbstverständlich, daß die allgemeine Krise auch die jüdische Arbeiterschaft betroffen hat. Die Zionisten benützen diese Lage, um aus ihr Kapital zu schlagen und die jüdische Arbeiterschaft vom Kampfe im Inland abzulenken. Einen großen Eindruck machte auf einer jüdischen Versammlung meine Äußerung, daß die zionistische Partei in Deutschland legal ist und daß die „Jüdische Rundschau", das Organ der zionistischen Partei, unter der Herrschaft des Hakenkreuzes seine Auflage bedeutend vergrößert hat. Mit großer Freude habe ich dort das Interesse für die jüdische Arbeiterpresse, besonders für die New-Yorker „Morning Freiheit", bemerkt. Ein junger jüdischer Arbeiter brachte mir auch die Pariser „Naje Presse", wo meine Reise nach Australien ausführlich beschrieben wird. Das freute mich besonders.



ANHANG



NACHBEMERKUNG

Die beiden frühen Publikationen Egon Erwin Kischs, die Gedichtsammlung „Vom Blütenzweig der Jugend“ (1905) und der Band „Der freche Franz und andere Geschichten“ (1906), waren von Bodo Uhse und Gisela Kisch nicht für die Edition der „Gesammelten Werke“ vorgesehen. Die Herausgeber konnten sich dabei auf den Autor berufen, der sich, wie er im „Marktplatz der Sensationen“ behauptet, seiner Gedichtsammlung schon frühzeitig geschämt habe. Dennoch hat Kisch nach dem „Blütenzweig“ noch viele Gedichte geschrieben und plante offenbar, einen zweiten Lyrikband herauszugeben. Auch den „Frechen Franz“, diese „unglaublich anspruchslose Novellensammlung“, habe er nur deshalb veröffentlicht, um „das klägliche Debüt wettzumachen“. Einen der frühen Prosatexte jedoch, „Dragotin Podravič, der Slowene“, hat er in den Band „Prager Kinder“ von 1913 übernommen.

Nachdem die Ausgabe der „Gesammelten Werke“ einen weit größeren Umfang angenommen hat, als ursprünglich geplant, erscheint es gerechtfertigt, auch die Sammlungen „Vom Blütenzweig der Jugend“ und „Der freche Franz“ in die Edition einzubeziehen.

Im Zusammenhang mit den frühen Veröffentlichungen stehen die vier Notizbücher Egon Erwin Kischs aus den Jahren 1903 bis 1906, die im Literarischen Archiv des Museums für tschechische Literatur, Prag, aufbewahrt werden. In die kleinen Hefte mit geblümtem weichem Umschlag im Format 60 × 120 mm notierte Kisch nicht nur Adressen, Stundenpläne, Vorlesungsverzeichnisse und dergleichen, sondern machte auch Tagebuchaufzeichnungen, schrieb Gedichte, Aphorismen, Aufsätze usw. Aus diesen autobiographisch bemerkenswerten Aufzeichnungen, die zum Teil bereits in Zeitschriften publiziert worden sind, bringen wir eine Auswahl.

Hinzu kommen einige Nachlaßtexte vor allem aus den Jahren des Exils, die erst jetzt aufgefunden worden sind, unter anderen drei Manuskripte vom März 1935. Unmittelbar nach seiner Abreise aus Fremantle begann Kisch die ersten Berichte über Australien zu schreiben. Sie bilden die Grundlage für spätere Reportagen; ver-

schiedene Textteile jedoch wurden nicht weiter ausgeführt und blieben unveröffentlicht.

Die wichtigsten dramatischen Arbeiten Egon Erwin Kischs, die auch an deutschen Bühnen mit Erfolg gespielt wurden, sind im ersten Band der Ausgabe vereinigt. Allerdings ist dort nur die Prager Version der „Galgentoni“, „Die Himmelfahrt der Tonka Šibenice“, von 1926 enthalten. Die in unseren Band aufgenommene Berliner Fassung von 1922 bietet hierzu einen reizvollen Vergleich.

Im Prager Nachlaß liegen noch weitere Stücke oder Stückversuche, allerdings nur in tschechischer Übersetzung. Eine dieser kleinen Komödien, „Piccaver im Salon Goldschmied“, wurde Ende 1923, Anfang 1922 im Prager Theater Rokoko mit „durchschlagendem Erfolg“ aufgeführt. Auch das zweite dieser Stücke, „Sensation eines Journalisten“, wurde in Prag inszeniert; Teile daraus übernahm Kisch später fast unverändert in die Sammlung „Marktplatz der Sensationen“. Höchstwahrscheinlich stammen die tschechischen Fassungen, an denen der Autor mitgearbeitet hat, von Kischs Freund, dem tschechischen Schauspieler, Regisseur und Dramatiker Emil Artur Longen. Die Texte wurden von Josef Poláček ins Deutsche zurückübertragen.

In den letzten Jahren ist eine Reihe kaum noch bekannter Kisch-Texte aufgespürt worden. So veröffentlichte Kisch zwischen 1925 und 1928 in der „Berliner Montagspost“, der Montag-Morgen-Ausgabe der Ullstein-Zeitungen, über fünfzig Beiträge vorwiegend kriminalistischen Inhalts. Bei etlichen dieser Texte handelt es sich um Nachdrucke älterer Arbeiten, andere Beiträge gingen in die Sammlungen „Hetzjagd durch die Zeit“ oder „Zaren, Popen, Bolschewiken“ ein. Kisch beschäftigte sich Mitte der zwanziger Jahre unter anderem mit der Vorbereitung einer Sammlung von Kriminalberichten und -erzählungen aus dem Prager Umkreis. Bereits Anfang 1925 hatte die Sammlung „greifbare Formen“ angenommen, und der Autor hoffte, sie innerhalb von zwei Jahren abgeschlossen zu haben. Die seit 1920 im Verlag Ullstein herausgegebene „Berliner Montagspost“ erschien vom November 1923 an mit der Beilage „Der Kriminalist. Mitteilungen über Polizeiwissenschaft“. Hier wurden die meisten jener Kriminalreportagen abgedruckt, die 1931, zum Teil verändert und erweitert, in den „Prager Pitaval“ eingingen. Etwa zwanzig Beiträge aus der „Berliner Montagspost“ wurden

seither nicht wieder publiziert. Die leicht überarbeiteten Aufsätze „Akten-Friedhöfe“ und „Das Pantheon des Schrifttums“ erschienen unter anderem Titel bereits 1923/24 in den „Lidové noviny“.

In der Sammlung „Läuse auf dem Markt“ konnte die ursprünglich für diesen Band vorgesehene Auswahl von Texten, die nicht gezeichnet sind und aller Wahrscheinlichkeit nach von Kisch stammen, nicht berücksichtigt werden. Die hier vorgelegte Auslese beschränkt sich auf die Jahre von 1906 bis 1913 bzw. 1914, in denen Egon Erwin Kisch als Lokalreporter bei der „Bohemia“ in Prag arbeitete. So erhält der Leser die Möglichkeit, zwischen den in jenen Jahren mit einiger Sicherheit von Kisch geschriebenen bzw. redigierten Artikeln und Berichten und jener Darstellung, die er später in seiner autobiographischen Sammlung „Marktplatz der Sensationen“ gegeben hat, Vergleiche zu ziehen. Vor allem bei der Spionageaffäre um den Prager Generalstabschef Alfred Redl von 1913, die Kisch mehrfach literarisch bearbeitet hat, erscheint es notwendig, auch die Dokumente aus der „Bohemia“ heranzuziehen.

Wir waren bemüht, Orthographie und Interpunktion des Textes behutsam dem heutigen Gebrauch anzugleichen. Austriazismen und Eigenheiten der Prager deutschen Sprache sind beibehalten worden. Offensichtliche Druckfehler wurden stillschweigend korrigiert. Gebräuchliche Abkürzungen sind zum Teil aufgelöst worden. Im Zeitungsdruck übliche Hervorhebungen im Text wurden nur in begründeten Fällen übernommen. Redaktionelle Zwischenüberschriften, besonders bei den nicht gezeichneten Texten, wurden zuweilen eliminiert.

Bei der Bereitstellung der Texte wurden wir unterstützt vom Literarischen Archiv des Museums für tschechische Literatur, Prag, von der Nationalbibliothek in Prag und von der Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz. Unser Dank gilt Herrn Marcus Patka, Wien, der uns ebenfalls Texte zur Verfügung stellte.

BIBLIOGRAPHISCHE HINWEISE

5 *Vom Blütenzweig der Jugend* – E. Pierson's Verlag, Dresden 1905.

41 *Der freche Franz und andere Geschichten* – Hugo Steinitz Verlag, Berlin 1906.

91 *Polizeistreifung in Berlin* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 121, Prag, 4. Mai 1913, Morgen-Ausgabe, S. 1–2.

95 *Eine Erklärung des Kommandos der Roten Garde* – Neues Wiener Tagblatt, Nr. 310, 13. November 1918. Dem Text ist die Bemerkung vorangestellt: „Das Kommando der Volkswehrabteilung Stiftskaserne läßt uns folgende Erklärung zugehen." Der Text ist gezeichnet: „(Gef.) Kisch" und enthält die redaktionelle Anmerkung: „Die Zuschrift ist am Schlusse mit der Stampiglie ‚Volkswehr-Abteilung der Roten Garde' versehen."

96 *Vorstadt, Halbwelt, Gesellschaft* – Prager Tagblatt, 45. Jg., Nr. 300, 25. Dezember 1920, S. 5–6. Die in den Text eingefügten Notenbeispiele wurden nicht übernommen.

101 *Im Donauhafen der Tschechoslowakei* – Prager Tagblatt, 46. Jg., Nr. 126, 1. Juni 1921, S. 3.

105 *Die Himmelfahrt der Galgentoni* – Das Tagebuch, 3. Jg., Berlin, im Herbst 1922, S. 4–16. Am Ende des Zeitschriftenabdrucks ist in Klammern angefügt: „Aus dem Repertoire des Cabarets ‚Rakete'. Die Hauptrolle spielt Rosa Valetti."

124 *Was man so auf dem Schafott sagt* – Berliner Montagspost, Nr. 19, 18. Mai 1925, Der Kriminalist.

126 *Schild-Erhebung* – Berliner Montagspost, Nr. 23, 22. Juni 1925, Erstes Beiblatt.

128 *Versicherungs-Schwindler* – Berliner Montagspost, Nr. 25, 6. Juli 1925, Der Kriminalist.

132 *Die Anfänge der Kriminalgeschichte* – Berliner Montagspost, Nr. 38, 5. Oktober 1925, Der Kriminalist.

136 *Was die Sträflinge malen* – Berliner Montagspost, Nr. 45, 23. November 1925, Der Kriminalist.

139 *Akten-Friedhöfe* – Berliner Montagspost, Nr. 49, 21. Dezember 1925, Erstes Beiblatt. Eine frühe Fassung des Artikels, ins Tschechische übertragen, erschien in den „Lidové noviny" vom 18. März 1924. Unter dem Titel „Berliner Archive" brachten wir in Band 11 eine Rückübersetzung.

143 *Kriminalistische Belletristik* – Berliner Montagspost, Nr. 50, 28. Dezember 1925, Der Kriminalist.

147 *Betrugsfälle in der Wissenschaft* – Berliner Montagspost, Nr. 39, 18. Oktober 1926, Der Kriminalist.

150 *Die Hinrichtung des Entlastungszeugen* – Berliner Montagspost, Nr. 41, 1. November 1926, Der Kriminalist.

154 *Kriminalität in der Schule* – Berliner Montagspost, Nr. 43, 15. November 1926, Der Kriminalist.

156 *Der verkaufte Dichter der „Verkauften Braut"* – Berliner Montagspost, Nr. 45, 29. November 1926, Der Kriminalist. Eine stark veränderte und erweiterte Fassung dieses Aufsatzes unter dem Titel „Der verkaufte Librettist der Verkauften Braut" nahm Kisch in den „Prager Pitaval" auf (vgl. Band 3, S. 254).

159 *Zweihundert Jahre Pitaval* – Berliner Montagspost, Nr. 48, 20. Dezember 1926, Der Kriminalist.

164 *Des amtlichen Henkers privater Auftrag* – Berliner Montagspost, Nr. 33, 5. September 1927, Der Kriminalist.

168 *Das Pantheon des Schrifttums* – Berliner Montagspost, Nr. 34, 12. September 1927, Erstes Beiblatt. Eine frühe Fassung des Artikels, ins Tschechische übertragen, erschien in den „Lidové noviny" vom 14. Februar 1923. Unter dem Titel „Der Autorenkatalog der Berliner Staatsbibliothek" brachten wir im Band 11 eine Rückübersetzung.

171 *Der Frauenmörder von der Insel Juist* – Berliner Montagspost, Nr. 35, 19. September 1927, Der Kriminalist.

174 *Schinderhannes-Anekdoten* – Berliner Montagspost, Nr. 39, 17. Oktober 1927, Der Kriminalist.

178 *Gesandtenmorde – und ihre Folgen* – Berliner Montagspost, Nr. 40, 24. Oktober 1927, Der Kriminalist.

182 *Der Informator Hardens* – Berliner Montagspost, Nr. 42, 7. November 1927, Der Kriminalist.

186 *Rasputins Ermordung* – Berliner Montagspost, Nr. 43, 14. November 1927, Erstes Beiblatt.

190 *Die „Universität" Sonnenburg* – Berliner Montagspost, Nr. 48, 19. Dezember 1927, Der Kriminalist.

192 *Der österreichische Dreyfus* – Berliner Montagspost, Nr. 3, 16. Januar 1928, Der Kriminalist.

199 *Aus dem Notizbuch 1903* – Die Eintragungen beginnen auf der Innenseite des vorderen Einbanddeckels mit dem Vermerk: „Eigentum des Egon Erwin Kisch in Prag Ecke Melantrich-(Schwefel-)Gasse (N^ro^ 14) und Ledergäßchen (N^ro^ 1) 475./I. alt. Zu zwei goldenen Bären 1. Stock 1. Türe links. Schüler der 1. deutschen Staatsoberrealschule zu Prag, Neustadt Nikolandergasse 3 – 3. Stock. VII.a Klasse. Begonnen den 17. Febr. 1903. Beschlossen den 1. Januar 1904." Das Heft enthält Stundenpläne, Notizen, Adressen, Gedichte, die sich zum Teil in dem von Kisch redigierten Kommersbuch vom Sommer 1903 wiederfinden und zum Teil in die Sammlung „Vom Blütenzweig der Jugend" aufgenommen wurden, und die Tagebuchnotizen von der Ferienreise im August und September 1903. Einzelne Gedichte, die nicht in die Sammlung „Vom Blütenzweig der Jugend" eingegangen sind, wurden für unseren Band berücksichtigt.

199 *Tagebuchaufzeichnungen Sommer 1903* – Die Aufzeichnungen beginnen S. 28 des Notizheftes und enden S. 65 mitten im Satz. Sie wurden von Kisch zum Teil in Stenographie, zum Teil in Normalschrift geschrieben. Das Stenogramm entzifferte Professor František Anderle vom Stenographischen Institut Prag. Der Text wurde veröffentlicht von Josef Poláček unter dem Titel „Unbekannte Texte zur Biographie von Egon Erwin Kisch aus dessen Nachlaß (1903–1906)“ in der Prager Zeitschrift „Literární Archív“ VII/1972, S. 141–157. Die einzelnen Textteile, ob Stenogramm oder Normalschrift, wurden in unserer Wiedergabe nicht kenntlich gemacht, gestrichene Stellen wurden nicht berücksichtigt.

220 *Aus dem Notizbuch 1904* – Auf der Innenseite des vorderen Einbanddeckels steht der Vermerk: „Eigentum des Egon Erwin Kisch in Prag Ecke Melantrich-(Schwefel-)Gasse (N° 14) und Ledergäßchen (N° 1) 475/I. alt. Zu zwei goldenen Bären 1. Stock 1. Türe links. Hörer der Abteilung für Bauingenieurwesen in der k. k. technischen Hochschule zu Prag, Altstadt, Husgasse 5. Begonnen 1. Januar 1904. Beschlossen 30. August 04.“ Das Heft enthält Gedichte, Notizen, zum Teil in Stenographie, Adressen, ein Titelverzeichnis der Gedichte für die Sammlung „Vom Blütenzweig der Jugend“, lateinische Konjugationsreihen und dergleichen. Eine große Zahl der Gedichte ging in die Sammlung „Vom Blütenzweig der Jugend“ ein. Einzelne Gedichte, die nicht in der Sammlung enthalten sind, wurden für unseren Band berücksichtigt.

227 *Aus dem Notizbuch 1904/05* – Auf der Innenseite des vorderen Einbanddeckels steht: „Eigentum des Egon Erwin Kisch in Prag Ecke Melantrichgasse (Schwefelgasse) 14 und Ledergäßchen (N^{ro} 1) 475/I. alt. Zu zwei goldenen Bären 1. Stock 1. Türe links. Einjährig-Freiwilliger im k. u. k. Infanterie-Regiment Johann Georg, Prinz von Sachsen, 16. Compagnie zu Prag-Smichov, Albrechts-(Süd-)Kaserne erster Stock, Gewehrnummer 3262. Begonnen wurde dieses Notizh. am Dienstag d. 30. August 1904 zu Hirschberg i. Böhmen. Beendet am 8. September 1905 zu Sudoměř bei Pisek in den Kaisermanövern. Sollte dieses Notizbuch verlorengehen, so wird der redliche Finder gebeten, dasselbe gegen *gute Belohnung* an nebenstehende Adresse abzugeben.“ Das Heft enthält Gedichte, Notizen, Aphorismen, Redensarten, einen Unterrichtsplan für den Militärdienst, ein Lagerprogramm für die Übungen und Märsche im Sommer 1905, ein Verzeichnis der Gedichttitel, möglicherweise für eine zweite Gedichtsammlung, und dergleichen. Einzelne der hier verzeichneten Gedichte wurden in unseren Band übernommen.

242 *Aus dem Notizbuch 1905/06* – Auf der Innenseite des vorderen Einbanddeckels steht: „Eigentum des Egon Erwin Kisch in Prag Ecke Melantrichgasse (N^{r} 14) und Ledergäßchen (N^{r} 1) 475/I. Zu 2 goldenen Bären 1. Stock 1te Türe links. Hörer der Wredeschen Journalisten-Hochschule zu Berlin W 35, Steglitzer Straße 84. Wohnt: Berlin W 35,

Körnerstraße 23 III Treppen links; bei P. Schmiedt. Begonnen wurde dieses Notizbuch am Sonntag, dem 10. September 1905 in Prag." Das Heft enthält ein Verzeichnis der Vorlesungen und Übungen an der Journalistenhochschule, aphoristische Notizen, die zum Teil aus dem Notizbuch von 1904/05 übernommen wurden, den Aufsatz „Zu Lessings ‚Laokoon'", eine Liste deutscher Zeitungen und ihrer Zuordnung zu Parteien oder Vereinigungen, Hinweise für Vorlesungen an der Berliner Universität und ein Verzeichnis von Gedichttiteln. Wir übernehmen die aphoristischen Notizen und den Aufsatz „Zu Lessings ‚Laokoon'". Der Lessing-Aufsatz wurde von Josef Poláček in der Zeitschrift „Literární Archív" VII/72, Praha 1974, veröffentlicht. In unserer Wiedergabe wurden die von Kisch gestrichenen Stellen nicht berücksichtigt.

249 *Ausgeschiedene Textstellen im Kriegstagebuch 1914/15* – Diese Textbruchstücke wurden von Josef Poláček im Kisch-Nachlaß aufgespürt und im Germanistischen Jahrbuch DDR–ČSSR 1984/85 „brücken" unter dem Titel „Zur Frage der Weglassungen in Egon Erwin Kischs Kriegstagebuch 1914–15", S. 17–22, publiziert. Kisch benutzte Manuskripte und Typoskripte seiner Arbeiten häufig dazu, um auf ihre Rückseiten Zeitungsausschnitte zu kleben. Dieser Art der Verwertung verdanken wir die bruchstückhafte Erhaltung eines Typoskripts von Kischs Kriegstagebuch.

253 *Notizbuch mit Anekdoten* – Das Heft im Format 150 × 210 mm wurde von Kisch wahrscheinlich in Prag während seiner Zeit als Lokalreporter der „Bohemia" angelegt und bis in die Jahre nach 1918 fortgeführt. Jede Anekdote beginnt auf einer neuen Seite. Die meisten Texte enthalten handschriftliche Einfügungen und Änderungen. Nur etwa ein Viertel des Heftes ist beschrieben.

259 *Der tarpejische Fels von Sydney* – Der Text entstand auf der Rückfahrt von Australien nach Europa, unmittelbar nach dem letzten Zwischenaufenthalt in Fremantle im März 1935. Auf dem ersten Blatt der Handschrift steht links oben: „14. 3.–16. 3." Das Manuskript enthält viele Streichungen und Korrekturen. Der Text wurde von Kisch nicht in den Band „Landung in Australien" aufgenommen.

265 *Das australische Adjektiv* – Der Text schließt an den vorigen an und entstand ebenfalls im März 1935. Die Handschrift enthält viele Streichungen und Korrekturen. Der Text ist offenbar nicht veröffentlicht worden.

269 *Das goldene Vließ* – Auch dieser Text schließt an den vorigen an. Auf dem ersten Blatt der Handschrift ist oben links notiert: „23. 3." Das Manuskript enthält viele Streichungen, Korrekturen und Einfügungen. Eine überarbeitete Fassung dieses Textes nahm Kisch unter demselben Titel in die Sammlung „Abenteuer in fünf Kontinenten" (1936) auf. Eine wiederum veränderte Version unter dem Titel „Die Anbetung des heiligen Lammes" findet sich in dem Band „Landung in Australien" (1937).

278 *Rede bei der Einweihung des Grabmals für Alfons Goldschmidt* – Das Typoskript enthält verschiedene handschriftliche Korrekturen und am Seitenrand Striche und Fragezeichen.

280 *Theodor Mommsen* – Der Text entstand nach der Rückkehr Egon Erwin Kischs in die Tschechoslowakei 1946/47. Das Typoskript enthält nur auf der ersten Seite verschiedene Korrekturen.

289 *Sensation eines Journalisten* – Der Übersetzung von Josef Poláček liegt das tschechische Original „Sensace žurnalisty" von Egon Erwin Kisch zugrunde. Vor allem die dritte Szene des Typoskripts enthält viele handschriftliche Korrekturen. Bei der Übersetzung der dritten Szene wurde die Reportage „Die Mutter des Mörders" aus der Sammlung „Marktplatz der Sensationen" herangezogen, der das Stück zugrunde liegt.

311 *Piccaver im Salon Goldschmied, Gemsengasse* – Der Übersetzung von Josef Poláček liegen zwei tschechische Vorlagen zugrunde, eine handschriftliche („Picaver v salonu Goldschmid Kamzíkova ulice", 36 Blatt) und eine maschinenschriftliche („Picaver v salonu Goldschmied", 15 Blatt). Bei der Kopie des Typoskripts handelt es sich um ein Zensurexemplar; auf dem letzten Blatt befindet sich die Aufführungsgenehmigung vom 14. Mai 1926. Das Typoskript enthält viele Satzentstellungen, Verstümmelungen von Wörtern, Namen usw. Für die Übersetzung wurden beide Exemplare als Vorlage benutzt. Im Zusammenhang mit dem Stück vgl. „Die Geheimnisse des Salons Goldschmied" in der Sammlung „Hetzjagd durch die Zeit".

323 *Abteilung C* – Der Übersetzung von Josef Poláček liegt ein handschriftliches Exemplar in Tschechisch mit dem Titel „Oddělení C. Protokol všedního dne nemocnice" zugrunde. Das 18 Blatt umfassende Manuskript, das keine Korrekturen aufweist, wurde offenbar von Kisch selbst geschrieben.

329 *Zu Besuch bei Maxim Gorki* – „Návštěvou u Maxima Gorkého" in: Lidové noviny, 31. Jg. Nr. 63, Brno, 6. Februar 1923, Morgen-Ausgabe, S. 11. Vgl. „Bekanntschaft mit Maxim Gorki" in Band 10, S. 111.

335 *Aus dem Prager Schauspiel* – „Z pražské činohry" in: Lidové noviny, 31. Jg., Nr. 327, Brno, 3. Juli 1923, Morgen-Ausgabe, S. 7.
Berlin vor... – „Berlin před..." in: Lidové noviny, 31. Jg., Nr. 401, Brno, 12. August 1923, Morgen-Ausgabe, S. 3.

338 *Der gestrige Tag in Berlin* – „Včerejšek v Berlíně" in: Lidové noviny, 31. Jg., Nr. 401, Brno, 12. August 1923, Morgen-Ausgabe, S. 3.

339 *Neue deutsche Belletristik* – „Nová německá beletrie" in: Lidové noviny, 31. Jg., Nr. 487, Brno, 29. September 1923, Morgen-Ausgabe, S. 7.

345 *Die Wasserkatastrophe im Sazawagebiete* – Bohemia, 79. Jg., Nr. 167, Prag, 19. Juni 1906, Morgen-Ausgabe, S. 6. Dem Bericht ist die redaktionelle Bemerkung vorangestellt: „Unser in das Gebiet der furchtbaren Überschwemmungskatastrophe entsandter Berichterstatter meldet."

347 *Kaiser Wilhelm an den Prinzen Hohenlohe* – Bohemia, 79. Jg., Nr. 277, Prag, 8. Oktober 1906, Abend-Ausgabe, S. 1.

348 *Die Antwort des Fürsten Hohenlohe auf die Depesche des deutschen Kaisers* – Bohemia, 79. Jg., Nr. 278, Prag, 9. Oktober 1906, Morgen-Ausgabe, S. 1.
350 *Die Depesche des deutschen Kaisers* – Bohemia, 79. Jg., Nr. 278, Prag, 9. Oktober 1906, Morgen-Ausgabe, S. 2.
351 *Kaiser Wilhelm und Fürst Hohenlohe* – Bohemia, 79. Jg., Nr. 279, Prag, 10. Oktober 1906, Morgen-Ausgabe, S. 1.
352 *Internationale Kasseneinbrecher in Prag?* – Bohemia, 80. Jg., Nr. 356, Prag, 25. Dezember 1907, Morgen-Ausgabe, S. 9.
353 *Eine Mordtat am Weihnachtsabend* – Bohemia, 80. Jg., Nr. 357, Prag, 27. Dezember 1907, Mittag-Ausgabe, S. 1–4.
370 *Edison in Prag* – Bohemia, 84. Jg., Nr. 255, Prag, 15. September 1911, Abend-Ausgabe, S. 2.
372 *Edison in Prag* – Bohemia, 84. Jg., Nr. 256, Prag, 16. September 1911, Morgen-Ausgabe, S. 7.
375 *Edisons Abreise von Prag* – Bohemia, 84. Jg., Nr. 256, Prag, 16. September 1911, Abend-Ausgabe, S. 2.
376 *Pepi Schnelläufer bei der Eröffnung der Kunstausstellung* – Kritik öffentlicher Angelegenheiten, 1. Jg., Heft 5 und 6, Prag, im Dezember 1911 und Jänner 1912, S. 5–6.
377 *Die Verhaftung Tom Jacksons* – Bohemia, 85. Jg., Nr. 104, Prag, 16. April 1912, Morgen-Ausgabe, S. 4.
379 *Tom Jackson schreibt* – Bohemia, 85. Jg., Nr. 106, Prag, 18. April 1912, Morgen-Ausgabe, S. 5–6.
381 *Die Schittkauer Mühlen in Flammen* – Bohemia, 85. Jg., Prag, 10. Dezember 1912, Nr. 314, Morgen-Ausgabe, S. 5.
386 *Ein Witz des Bettlers* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 62, Prag, 4. März 1913, Abend-Ausgabe, S. 2.
387 *Ein Raubmord in Smichow* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 82, Prag, 26. März 1913, Morgen-Ausgabe, S. 4–5.
394 *Der Raubmord in Smichow* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 82, Prag, 26. März 1913, Abend-Ausgabe, S. 2.
395 *Der Raubmord in Smichow. Suche nach Josef Litera* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 82, Prag, 26. März 1913, Abend-Ausgabe, S. 5.
396 *Der Raubmord in Smichow* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 83, Prag, 27. März 1913, Morgen-Ausgabe, S. 3–4.
398 *Selbstmord des Generalstabschefs Redl* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 142, Prag, 26. Mai 1913, Mittag-Ausgabe, S. 3.
400 *Der Selbstmord des Generalstabschefs Redl* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 142, Prag, 26. Mai 1913, Abend-Ausgabe, S. 2.
401 *Falsche Gerüchte* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 143, Prag, 27. Mai 1913, Morgen-Ausgabe, S. 5.
402 *Der Selbstmord des Generalstabschefs Redl* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 143, Prag, 27. Mai 1913, Abend-Ausgabe, S. 2.
Der Selbstmord des Obersten Redl – Bohemia, 86. Jg., Nr. 144, Prag, 28. Mai 1913, Morgen-Ausgabe, S. 5.

403 *Der Selbstmord des Generalstabschefs Redl* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 144, Prag, 28. Mai 1913, Abend-Ausgabe, S. 2.
Der Selbstmord des Obersten Redl – Bohemia, 86. Jg., Nr. 144, Prag, 28. Mai 1913, Abend-Ausgabe, S. 8.
405 *Der Selbstmord des Generalstabschefs Redl. Das Leichenbegängnis* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 145, Prag, 29. Mai 1913, Morgen-Ausgabe, S. 5–6.
406 *Der Selbstmord des Obersten Redl. Wegen sittlicher Verfehlungen und Spionage* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 145, Prag, 29. Mai 1913, Abend-Ausgabe, S. 1.
408 *Der Fall des Obersten Redl* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 146, Prag, 30. Mai 1913, Morgen-Ausgabe, S. 1–3.
414 *Der Selbstmord des Obersten Redl* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 146, Prag, 30. Mai 1913, Abend-Ausgabe, S. 1–2.
420 *Der Fall Redl. Der Umfang der Spionage* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 147, Prag, 31. Mai 1913, Morgen-Ausgabe, S. 3.
423 *Der Fall Redl. Ein Fluchtplan Redls* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 147, Prag, 31. Mai 1913, Abend-Ausgabe, S. 2–3.
428 *Der Fall Redl. Eine offiziöse Kundgebung* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 147, Prag, 31. Mai 1913, Abend-Ausgabe, S. 6–7.
431 *Der Spion Redl* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 148, Prag, 1. Juni 1913, Morgen-Ausgabe, S. 3.
436 *Die Affäre Redl* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 149, Prag, 2. Juni 1913, Mittag-Ausgabe, S. 1.
437 *Die Spionageaffäre Redl* – Bohemia, 86. Jg., Nr. 153, Prag, 6. Juni 1913, Abend-Ausgabe, S. 7.
439 *Prags politische Geheimpolizei* – Berliner Tageblatt, 43. Jg., Nr. 134, 14. März 1914, Abend-Ausgabe, S. 2.
445 *epi Schnelläufer interviewt Egon Erwin Kisch* – Kritik öffentlicher Angelegenheiten, 1. Jg., Heft 4, Prag, im November 1911, S. 6–7.
447 *Entlarvte „Angriff"-Lügen* – Pariser Tageblatt, 2. Jg., Nr. 232, 1. August 1934, S. 2.
449 *Verbannter Journalist* – The Telegraph, Brisbane, Saturday Evening, November 10, 1934.
452 *Kisch in Sydney* – The Telegraph, Brisbane, Thursday Evening, November 15, 1934.
454 *E. E. Kisch über die Lage der Juden in Australien* – Birobidjan in Bau, Nr. 2, September 1935.

ANMERKUNGEN

21 *Zum Abschied* – Das Gedicht wurde von Kisch aus der von ihm redigierten und zum Schulabschluß 1903 herausgegebenen Kommerszeitung übernommen.

33 *Zum Geburtstag der Mutter* – Das Gedicht wurde am 1. September 1903 auf der Ferienreise in Prien geschrieben (vgl. „Tagebuchaufzeichnungen Sommer 1903", S. 202–203).

72 *Glücklich abgewöhnt* – Die Erzählung wurde in der „Bohemia", 79. Jg., Nr. 97, vom 8. April 1906 abgedruckt (vgl. Band 9, S. 6).

81 *Dragotin Podravič, der Slowene* – Die Erzählung wurde von Kisch in die Sammlung „Prager Kinder" übernommen (vgl. Band 2, S. 243–250).
Kavalett – Eisernes Bettgestell, Soldatenbett.

95 *Zu der gestrigen Manifestation* – Am 12. November 1918 wurde die Republik Deutschösterreich ausgerufen; vor dem Parlament in Wien fand eine große Kundgebung statt.
Seitz – Karl Seitz (1869–1950), österreich. Politiker; von Oktober 1918 bis Februar 1919 Präsident der Provisorischen Nationalversammlung.

97 *Hais-Týnecký* – Josef Hais-Týnecký (1885–1964), tschechischer Schriftsteller.

98 *Malversation* – (franz.) Veruntreuung.

99 *Flamender* – Bummler.
Baletka – (tschech.) Ballettänzerin.
balila šmolku – (tschech.) Sie hat Waschblau eingepackt.
sady – (tschech.) Parks, Gartenanlagen.

105 *Die Himmelfahrt der Galgentoni* – Die Prager Fassung des Stückes, „Die Himmelfahrt der Tonka Šibenice" (vgl. Band 1, S. 531–555).

107 *Fröbel* – In der Fröbelstraße in Berlin befand sich ein Hospital und Obdachlosenasyl; vgl. „Polizeistreifung in Berlin".

109 *Chonte* – (jidd.) Dirne.

110 *Haby* – François Haby (1861–1938), Friseur und „königlicher Hoflieferant" in Berlin; Hoffriseur Wilhelms II.; bekannt durch den kunstvoll gezwirbelten „Kaiser-Wilhelm-Bart".

112 *Rischess* – (jidd.) Gemeinheit.

117 *Scortum scorto* – (lat.) dem Prostituierten die Prostituierte.

125 *Korvin* – Ottó Korvin (1894–1919), ungarischer Revolutionär; während der Räterepublik leitete er die politische Abteilung des Volkskommissariats für innere Angelegenheiten.

129 *Tomaschek ... wie ich vor kurzem hier erzählte* – In der „Berliner Montagspost", Nr. 18, vom 11. Mai 1925 war die Reportage „Begräbnis eines Bügelbrettes" abgedruckt worden (vgl. „Trauerfall bei Tomascheks" im „Prager Pitaval", Band 3, S. 240).

132 *„L'Amphitéâtre Sanglant...“* – (franz.) Das blutige Amphitheater, in welchem verschiedene tragische Geschehnisse unserer Zeit dargestellt werden.
„L'Amphithéâtre d'horreur“ – (franz.) Das Amphitheater des Grauens.
133 *Harsdoerffer* – Georg Philipp Harsdörffer (1607–1658), deutscher Dichter und Übersetzer.
Zeiller – Martin Zeiller (1589–1661), deutscher Reiseschriftsteller und Geograph.
Blondel – Robert Blondel (1380/1400–1460), französischer Dichter und Geschichtsschreiber.
135 *Hinc proverbium* – (lat.) Hier als Sprichwort.
136 *Jean-Baptiste de Rocoles* – Vgl. „Žižka und das Lexikon der Betrüger“, Band 9, S. 454.
Lombroso – Cesare Lombroso (1836–1910), italienischer Psychopathologe und Kriminalpsychologe; Professor für gerichtliche Medizin und Psychiatrie in Pavia und Turin.
137 *Tatouage* – (franz.) Tätowierung.
Werk über die Bildnerei der Geisteskranken – Das Werk von Hans Prinzhorn, „Bildnerei der Geisteskranken. Ein Beitrag zur Psychologie und Psychopathologie der Gestaltung“, kam 1922 in Berlin heraus.
138 *Aschaffenburg* – Der Arzt und Kriminalpsychologe Gustav Aschaffenburg (1866–1938), von 1904 bis 1934 Professor für Psychiatrie in Köln, veröffentlichte unter anderem „Das Verbrechen und seine Bekämpfung“ (1903) und „Die Sicherung der Gesellschaft gegen gemeingefährliche Geisteskranke“ (1912).
139 *Reposituren* – Aktenordner.
142 *Quod est in actis, non est in mundo* – (lat.) Was in den Akten ist, ist nicht in der Welt.
143 *Einleitung zur deutschen Ausgabe der Pitavalschen Prozeßberichte* – Gemeint ist der Band „Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit. Nach dem Französischen Werk des Pitaval durch mehrere Verfasser ausgearbeitet und mit einer Vorrede begleitet herausgegeben von Schiller. Erster Theil“, Jena 1792.
Londres – Albert Londres (1884–1932), französischer Journalist und Reiseschriftsteller.
Memoiren der Henkerfamilie Sanson – Die „Mémoires“ von Charles-Henri Sanson kamen 1911 in Paris heraus.
144 *Béraud* – Henri Béraud (1885–1958), französischer Journalist und Schriftsteller.
Bouchardon – Pierre Bouchardon (1870–1950), französischer Jurist und Kriminalschriftsteller.
Locard – Edmond Locard (1877–1966), französischer Arzt und Strafrechtslehrer; von 1910 bis 1951 Direktor des Polizeilaboratoriums in Lyon (vgl. „Das Kriminalkabinett von Lyon“ im „Kriminalistischen Reisebuch“, Band 6, S. 628).

144 *„Policiers de Roman et de Laboratoire"* – (franz.) Detektive aus Roman und Laboratorium.
„Epistola in carcere et vinculis" – (lat.) Briefe im Kerker und in Fesseln.

145 *Ehrhardt* – Hermann Ehrhardt (geb. 1881) gründete 1919 eine Freikorps-Brigade, die maßgeblich am Kapp-Putsch beteiligt war; entzog sich dem Haftbefehl durch Flucht; 1922 verhaftet und 1923 aus dem Untersuchungsgefängnis befreit.
Skizzen des Fechenbachschen Zuchthausbuches – Felix Fechenbach (1894–1933) war 1918/19 Privatsekretär Kurt Eisners und wurde 1922 wegen Landesverrats zu elf Jahren Zuchthaus verurteilt; sein Buch „Im Hause der Freudlosen. Bilder aus dem Zuchthaus" erschien 1925.

146 *„Schinderhannes"* – Kurt Elwenspoek, „Schinderhannes, der rheinische Rebell. Erste kritische Darstellung nach Akten, Dokumenten und Überlieferungen", Stuttgart 1925.
„Außenseiter der Gesellschaft" – In der Reihe „Außenseiter der Gesellschaft" erschien 1924 „Der Fall des Generalstabschefs Redl" von Egon Erwin Kisch.
Casement – Sir Roger David Casement (1864–1916) stand im britischen Konsulatsdienst und arbeitete seit 1914 von Deutschland aus für die irische Unabhängigkeitsbewegung. Bei seiner Rückkehr nach Irland 1916 wurde er von den Briten gefangengenommen und wegen Hochverrats zum Tode verurteilt.
der einunddreißigfache Matrosenmord – Am 11. März 1919 wurden 29 Matrosen der Volksmarinedivision in einem Bankgebäude in der Französischen Straße in Berlin ermordet.

149 *Hartmann* – Ludo Moritz Hartmann (1865–1924), österreichischer Historiker und Politiker.
Benedek – Ludwig Benedek von Felsö-Eör (1804–1881), österreichischer General; 1866 Kommandant der Nordarmee im Krieg gegen Preußen; nach der Niederlage bei Königgrätz leitete man gegen ihn eine kriegsgerichtliche Untersuchung ein, die von Kaiser Franz Joseph niedergeschlagen wurde.

150 *Friedjung* – Heinrich Friedjung (1851–1920), österreichischer Historiker und Publizist; von ihm erschienen 1901 „Ludwig von Benedeks Nachgelassene Papiere. Herausgegeben und zu einer Biographie verarbeitet".

153 *von der Doppelhinrichtung Abstand nehmen* – Nicola Sacco und Bartolomeo Vanzetti wurden am 22. August 1927 hingerichtet.

156 *Premiere von „Wozzek"* – Alban Bergs Oper „Wozzek" hatte am 11. November 1926 im Prager Nationaltheater Premiere.

159 *„Bibliothèque de Gens de Cour..."* – (franz.) Bibliothek der Leute vom Hof oder Denkwürdige Sammlung geistreicher Worte Heinrichs IV. und Ludwigs XIV.

160 *Villars* – Claude-Louis-Hector, Herzog von Villars (1653–1734), französischer Marschall; Heerführer im Spanischen Erbfolgekrieg.

160 *„Nouvelle édition . . ."* – (franz.) Durchgesehene, korrigierte und um mehrere wiederaufgefundene wichtige Texte erweiterte Neuausgabe.
„car tel est notre plaisir" – (franz.) denn so gefällt es uns.
161 *Barreau* – (franz.) Gerichtsschranke, Advokatenstand.
163 *Feuerbachsche Sammlung* – Die zweibändige Sammlung „Merkwürdige Kriminalrechtsfälle" des Juristen und Philosophen Johann Paul Anselm Ritter von Feuerbach (1775–1833) erschien 1808 und 1811.
Arnim – Harry Graf von Arnim-Suckow (1824–1881), deutscher Diplomat; von 1872 bis 1874 Botschafter in Frankreich; wurde 1874 zu neun Monaten Gefängnis verurteilt und flüchtete in die Schweiz.
168 *Das Pantheon des Schrifttums* – Vgl. „Der Autorenkatalog der Berliner Staatsbibliothek", Band 11, S. 364.
171 *Als ich in Algier landete* – Im Januar/Februar 1927 reiste Kisch durch Algerien und Tunesien.
174 *„Schinderhannes"* – Das Schauspiel „Schinderhannes" von Carl Zuckmayer hatte am 14. Oktober 1927 im Berliner Lessing-Theater Premiere.
176 *„Jean Bückler dit Schinderhannes . . ."* – (franz.) Johann Bückler, genannt Schinderhannes, und siebenundsechzig Komplizen.
Elwenspoek – Vgl. Anm. zu S. 146.
181 *von Ketteler* – Klemens Freiherr von Ketteler (1853–1900), deutscher Diplomat; 1899/1900 Gesandter in Peking.
Mirbach – Wilhelm Graf von Mirbach-Harff (1871–1918), deutscher Diplomat; 1917/18 Gesandter in Moskau; am 6. Juli 1918 in Moskau von Sozialrevolutionären ermordet.
182 *Harden* – Maximilian Harden war am 30. Oktober 1927 an den Folgen des 1922 auf ihn verübten Attentats gestorben.
183 *„Dieses Erkenntnis würde ich . . ."* – Otto von Bismarck, „Gedanken und Erinnerungen", Sechsundzwanzigstes Kapitel. Intrigen.
186 *Zur Piscator-Premiere* – Das Schauspiel „Rasputin, die Romanows, der Krieg und das Volk, das gegen sie aufstand" hatte am 10. November 1927 an der Piscator-Bühne in Berlin Premiere.
192 *Max Hoelz* – Vgl. „Sieben Jahre Justizskandal Max Hoelz", „Die letzten Stunden in Sonnenburg" und „Vom Zuchthaus in den Lustgarten" in Band 10, S. 152–174.
194 *Baxa* – Karel Baxa (1863–1938), tschechischer Politiker; erster Bürgermeister der Hauptstadt der Tschechoslowakischen Republik.
204 *„Te saxa loquuntur"* – (lat.) Dich künden die Steine.
249 *15. September 1914* – Vgl. Band 1, S. 272; es handelt sich um den letzten Absatz der Eintragung.
17. September 1914 – Vgl. Band 1, S. 273.
250 *18. September 1914* – Vgl. Band 1, S. 273; es handelt sich um den ersten Absatz der Eintragung.
251 *22. September 1914* – Vgl. Band 1, S. 278; es handelt sich um den ersten und zweiten Absatz der Eintragung.

251 *7. Oktober 1914* – Vgl. Band 1, S. 292.

253 *Dankl* – Viktor Graf Dankl von Krasnik (1854–1941), österreichischer General; 1914/15 Armeebefehlshaber an der russischen Front.
25. Oktober 1914 – Vgl. Band 1, S. 309; es handelt sich um den letzten Absatz der Eintragung.

254 *Pankrác* – Prager Stadtviertel mit Gefängnis.

256 *Kahn* – Anspielung auf die Prager Schauspielerin Maria Kanová, die Heinrich Mann 1914 heiratete.

257 *Hic jacet ignorantiae* ... – (lat.) Hier liegt ein Opfer der Wiener Unwissenheit, des Aberglaubens und der Intoleranz, der kabbalistischen Besiegung der Natur und des Jesuitismus, der Exprofessor, Exzensor, Expaulaner, Exbibliothekar und ehemalige Mensch Bartholotti, gest. 1788.

261 *Bushranger* – (engl.) Pfadfinder, Buschläufer.

269 *Sherriff* – Robert Cedric Sherriff (1896–1975), englischer Dramatiker, Romanschriftsteller und Verfasser von Filmdrehbüchern.

272 *Convicts* – (engl.) Sträflinge.

278 *deines besten Mexiko-Buches* – Alfons Goldschmidt, „Auf den Spuren der Azteken. Ein mexikanisches Reisebuch", Berlin 1927.

280 *Dulces* – (span.) Süßigkeiten.

281 *Pronunciamento* – (ital.) Äußerung, Erklärung.

282 *Pfersche* – Emil Pfersche (1854–1916), österreichischer Jurist; von 1893 an Professor für römisches Recht und österreichisches Zivilrecht an der deutschen Universität Prag.
Gautsch – Paul Freiherr Gautsch von Frankenthurn (1851–1918), österreichischer Politiker; 1897/98, 1905/06 und 1911 Ministerpräsident.

283 *Sova* – Antonín Sova (1864–1928), tschechischer Lyriker und Erzähler.

284 *Pekař* – Josef Pekař (1870–1937), tschechischer Historiker.

285 *Denis* – Ernest Denis (1849–1921), französischer Historiker; arbeitete vor allem auf dem Gebiet der tschechischen Geschichte.

315 *Battistini* – Mattia Battistini (1857–1928), italienischer Sänger.
Mattinata – Lied von Ruggiero Leoncavallo (1858–1919) aus dem Jahre 1904.

328 *Pankrácsylvanien* – Anspielung auf das Prager Viertel Pankrác mit dem Gefängnis.

330 *Devětsil* – Lose Vereinigung tschechischer avantgardistischer Künstler in den zwanziger Jahren.
der „Blaue Vogel" – Name einer russischen Theatergruppe, die sich, inspiriert durch die Inszenierung des Stückes „Der blaue Vogel" von Maurice Maeterlinck durch Stanislawski, diesen Namen gegeben hatte.
Gsovski – Tatjana Gsovski (geb. 1901), Tänzerin, Choreographin und Tanzpädagogin.

334 *Neumann* – Stanislav Kostka Neumann (1875–1947), tschechischer Lyriker und Essayist.
Lunc – Lew Natanovitsch Lunz (1901–1924), russischer Literaturkritiker und Dramatiker.

335 *„Olympia"* – Die Tragikomödie von Ernst Weiß wurde am 18. März 1923 von der Jungen Bühne im Berliner Renaissancetheater uraufgeführt.

338 *Lunapark* – Vgl. „Garantiert echte Seekrankheit", Band 11, S. 387.

341 *ein begeistertes Flugblatt* – In der „Vossischen Zeitung", Berlin, vom 29. Mai 1921 veröffentlichte Thomas Mann eine Besprechung des 1920 erschienenen Erzählungsbandes „Knaben und Mörder" von Hermann Ungar (1893–1929).

342 *sein Buch literarischer und kultureller Aufzeichnungen* – Gemeint ist Otto Flakes Textsammlung „Das Logbuch", Berlin 1917, die mehrmals nachaufgelegt wurde.

345 *Die Wasserkatastrophe im Sazawagebiete* – Vgl. „Die Wasserkatastrophe von Konopischt" im „Marktplatz der Sensationen", Band 8, S. 165.

347 *Kaiser Wilhelm an den Prinzen Hohenlohe* – Vgl. „Die unabsehbaren Konsequenzen" im „Marktplatz der Sensationen", Band 8, S. 144.
Hohenlohe-Schillingsfürst – Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1819–1901) war von 1894 bis 1900 Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident.

350 *Veröffentlichung des dritten Bandes* – Der dritte Band der „Gedanken und Erinnerungen" von Bismarck, der erst nach dem Tode Wilhelms II. veröffentlicht werden sollte, kam 1921 unter dem Titel „Erinnerung und Gedanke" heraus.

352 *Internationale Kasseneinbrecher in Prag?* – Vgl. „Weihnachtsbescherung" im „Marktplatz der Sensationen", Band 8, S. 133.

370 *Edison in Prag* – Vgl. „Edison in Prag", Band 9, S. 99.

374 *struggle for life* – (engl.) Kampf ums Dasein.

375 *Cleveland* – Stephen Grover Cleveland (1837–1908), amerikanischer Politiker; Präsident der Vereinigten Staaten von 1885 bis 1889 und von 1893 bis 1897.
Na zdar! – (tschech.) Heil!

377 *Die Verhaftung Tom Jacksons* – Vgl. „Der Athlet" in der Sammlung „Prager Kinder", Band 2, S. 212.

380 *I don't like this business* – (engl.) Ich mag diese Beschäftigung nicht.

381 *Yours truly* – (engl.) Ihr ergebener.
Die Schittkauer Mühlen in Flammen – Vgl. „Debüt beim Mühlenfeuer" im „Marktplatz der Sensationen", Band 8, S. 122.

386 *Ein Witz des Bettlers* – Vgl. „Die Schnapsbutike als Gelddepot" in der Sammlung „Prager Kinder", Band 2, S. 220.

387 *Ein Raubmord in Smichow* – Vgl. „Tötet der Buchstabe?" im „Marktplatz der Sensationen", Band 8, S. 189.

398 *Selbstmord des Generalstabschefs Redl* – Vgl. „Der Fall des Generalstabschefs Redl" im „Prager Pitaval", Band 3, S. 123, und „Wie ich erfuhr, daß Redl ein Spion war" im „Marktplatz der Sensationen", Band 8, S. 259.

406 *Annexionskrise* – Nach der Annexion von Bosnien und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn im Jahre 1908 kam es durch die

Proteste Serbiens, Rußlands und Großbritanniens zu einer internationalen Krise.

416 *Hofrichter-Prozeß* – Im Juni 1910 wurde der Oberleutnant Adolf Hofrichter wegen Mordes und neunfachen Mordversuches zu zwanzig Jahren schweren Kerkers verurteilt (vgl. „Zyankali gegen den Generalstab" im „Marktplatz der Sensationen", Band 8, S. 176).

418 *saisiert* – in Beschlag genommen.

432 *Ordres de bataille* – (franz.) Schlachtordnung.

440 *Frič* – Josef Václav Frič (1829–1891), tschechischer Politiker und Schriftsteller.

441 *seine beiden Prager Geschichten* – „König Bohusch" und „Die Geschwister" (1899) von Rainer Maria Rilke.
Vohryzek – Karel Vohryzek (1876–1956), tschechischer Schriftsteller und anarchistischer Agitator.

442 *Aehrenthal* – Alois Graf von Aehrenthal (1854–1912), österreichischer Politiker; von 1906 an Minister des Äußeren.
Klofáč – Václav Jaroslav Klofáč (1868–1942), tschechischer Politiker; von 1901 bis 1918 Abgeordneter des Wiener Reichsrats; wurde 1914 wegen „Hochverrats" zum Tode verurteilt und 1917 amnestiert.

445 *„U myší dírky"* – (tschech.) Zum Mäuseloch.
„U staré panny" – (tschech.) Zur alten Jungfer.
„U třech hvězdiček" – (tschech.) Zu den drei Sternchen.

447 *„O Emane"* – (tschech.) O Emanuel. Tschechischer Gassenhauer.

450 *sensationelle Erstmeldung* – Wahrscheinlich ist die Spionageaffäre Redl gemeint, die Kisch als Reporter der Prager Zeitung „Bohemia" aufdeckte.

ALPHABETISCHES INHALTSVERZEICHNIS DER BÄNDE 1–12

Den Seitenangaben liegt die Ausgabe der Gesammelten Werke von 1992 und 1993 zugrunde. Von den Herausgebern eingefügte Zwischentitel wurden nicht aufgenommen. Auch die Interviewtitel blieben unberücksichtigt, ebenso die einzelnen Texte aus den Notizbüchern 1903–1906 (aufgenommen in Band 12). Titel, die nicht von Kisch stammen, sind durch einen Stern gekennzeichnet. Die Kapitel der beiden ersten Teile der „Abenteuer in Prag“ (Band 2) sind lediglich im Inhaltsverzeichnis ausgewiesen; diese Titel wurden auch hier übernommen. Die kursiv gesetzte Ziffer bezeichnet den jeweiligen Band.

INHALT

VOM BLÜTENZWEIG DER JUGEND

DER FRECHE FRANZ
UND ANDERE GESCHICHTEN

JOURNALISTISCHE TEXTE
NACHLESE

TEXTE AUS DEM NACHLASS

RÜCKÜBERSETZUNGEN UND ÜBERSETZUNGEN

NICHT GEZEICHNETE TEXTE

INTERVIEWS

ANHANG

